

1933 SE 1144

Schau-ins-Land



18

73

A.

1912

Allelei visierung ü auch geschriebner Ding
 an tag gegeben vom Breisgau-Verein
 „Schau-ins-Land“ zu Heiburg/B.

39^{ter} Jahrlauf



nr. 465/da

Inhalts-Verzeichnis

zum 39. Jahrlauf.



- Seite 1—22 Die Zeichen und Siegel der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg i. B.
Von Dr. Rudolf Blume. Zur Einweihung des neuen Kollegienhauses am 28. Oktober
1911. Mit Titelvignette von H. M. und 45 Abbildungen, darunter 30 Autotypien,
zum Teil nach Aufnahmen von Hosphorograph C. Ruf und G. Röbcke, Freiburg.
- „ 23—24 Zusatz zu: Die Zeichen und Siegel der Albert-Ludwigs-Universität in
Freiburg i. B. Mit 4 Autotypien.
- „ 25—36 Die St. Leonhardskapelle zu Landschlacht und ihre neuentdeckten Wand-
gemälde. (II. Teil.) Von Dipl.-Ing. Friedrich Wielandt und Dr. Franz Beyerle.
Mit 12 Autotypien nach Aufnahmen der Verfasser.
- „ 37—39 Die Einwohnerzahl Freiburgs im Jahre 1450. Von Dr. Hermann Glamm.
- „ 40—45 Stift Wonnentals letzte Jahre und Ende. (I. Teil.) Von Dr. Engelbert Krebs.
Mit Titelvignette von W. Haller und 5 Abbildungen, darunter 1 Autotypie nach einem
alten Ölgemälde.
- „ 46—48 Eine Weihnachtstrippe aus dem 18. Jahrhundert. Von Dr. Engelbert Krebs.
Mit 2 Autotypien, Schlußzeichnung von H. M.
- „ 49—67. Vorgermanische (keltische) Fluß-, Berg- und Ortsnamen im Breisgau.
Von Anton Schwaederle. Mit 4 Zeichnungen von W. Haller.
- „ 68—73. Georg Schilling von Canstatt, Großbailly des Johanniterordens deutscher
Jung und Reichsfürst zu Saitersheim. Von Ernst Freiherrn Schilling
von Canstatt. Mit 5 Abbildungen, darunter 4 Autotypien nach Photographien,
darunter 3 Aufnahmen von Stadtrat H. Wagner, und 1 Zinkotypie nach einem
Urkundenblatt (16. Jahrhundert).
- „ 74. Pfarrer von Brentano und Christof von Schmid. Aus einer Sammlung von
Alt-Freiburger Geschichten mit einer Zeichnung von W. Haller.
- „ 75—96. Stift Wonnentals letzte Jahre und Ende. (II. Teil.) Von Dr. Engelbert Krebs.
Mit 13 Abbildungen, darunter 4 Zinkotypien nach Zeichnungen von W. Haller und
9 Autotypien, zum Teil nach alten Gemälden.



Dem Jahrlauf liegt bei:

Vereinsbericht.
Rechenschaftsbericht.





Die Zeichen und Siegel der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg, von Dr. Rudolf Blume

Zur Einweihung des neuen Kollegienhauses am 28. Oktober 1911.

Nachdem Freiburg im Jahre 1368 sich von der Herrschaft der Grafen von Urach losgekauft hatte, begab es sich freiwillig unter den Schutz und in die Untertanenschaft der Habsburger in Vorderösterreich und wurde somit ein Teil des österreichischen Gesamtstaates. Nach der Länderteilung im Jahre 1379 regierten in den Vorlanden als Herzöge Mitglieder der Leopoldiner Linie des Hauses Habsburg. Was während der vier und ein halbes Jahrhundert dauernden Herrschaft Österreichs in und namentlich für Freiburg geschehen ist, lehrt die Geschichte.

Unter Kaiser Friedrich III. war seit 1444 sein Bruder Albrecht VI. (der Verschwender) Herzog der österreichischen Vorlande. Durch Abkommen vom Jahre 1450 wurde die Regierung dort derart geteilt, daß Herzog Sigmund (der Einfältige) Tyrol, Herzog Albrecht dagegen die vier Lande am Oberrhein: Elsaß, Sundgau, Schwarzwald und Breisgau erhielt.

Die Regierung dieser vier Vorderösterreich ausmachenden Lande wurde einem Landvogt mit Ensisheim im Oberelsaß als Hauptstadt überlassen. Die für die Zukunft wichtigste persönliche Regierungshandlung Albrechts VI., der im Jahre 1453 wie alle anderen Fürsten aus der steyer-



märkischen Linie des Hauses Habsburg den Titel „Erzherzog von Osterreich“ erhalten hatte, und die bedeutendste Tat der österreichischen Herrscher für den Breisgau überhaupt war die Errichtung der heute zu den blühendsten Hochschulen in Deutschland zählenden Universität in Freiburg.

Papst Kalixtus III. (1455—1458) aus dem spanischen Geschlecht der Borgia hatte schon gemäß den die Rechtslehren und alle übrigen Zweige des geistigen Lebens im Mittelalter beherrschenden Theorien vom Ausgang aller weltlichen Gewalt von der kirchlichen Macht und von der Ableitung aller, auch der weltlichen Lehre von der Kirche, zugleich aber auch zur Bewirkung eines gewissen Ansehens und damit verbundener Annehmlichkeiten in einer Bulle vom 20. April 1455 seine Zustimmung zur Gründung einer Universität gegeben. Ebenso hatte der Kaiser entsprechend den Ansichten des damals in Deutschland eingedrungenen römischen Rechts von seiner notwendigen Mitbeteiligung dabei seine Bestätigung dazu am 18. Dezember 1456 erteilt, als Erzherzog Albrecht VI. der humanistischen Bewegung seiner Zeit und den Einflüssen seiner hochgebildeten Gemahlin, der verwitweten Gräfin von Württemberg, Mechthilde, einer Tochter des Kurfürsten und Pfalzgrafen bei Rhein Ludwigs III. in Heidelberg, folgend, am 21. September 1457 die nach ihrem Stifter „Albertina“ genannte Universität ins Leben rief.

Rechtlich handelt es sich dabei um Schaffung einer juristischen Person, die sich ebenso als eine universitas¹⁾, d. h. eine auf einer Personengesamtheit von Lehrern und Schülern aufgebaute, jetzt öffentlich rechtliche Korporation darstellt, wie als Anstalt zur Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke und auch als Stiftung, d. h. ein wie ein Subjekt mit Rechten, Verbindlichkeiten und selbständiger Persönlichkeit ausgestatteteres Vermögen. Mittel zur Ausstattung waren auch schon am 28. August 1456 dem neuen wissenschaftlichen Unternehmen zugewiesen worden.

Als juristische Person nahm die neugegründete Universität nicht nur sofort teil an dem Rechtsleben, wie es am Ausgang des Mittelalters gepflegt wurde, sondern wurde auch

alsbald mit einer Reihe von eigenen Rechten und Freiheiten, u. a. eigener Gerichtsbarkeit, ausgestattet, denen nach und nach immer größere Erweiterungen nachfolgten. So kam es, daß für die Albertina auch das damals herrschende Urkundenwesen maßgebend wurde. Auch sie mußte sich zur Beglaubigung der Echtheit ihrer Urkunden der zu jener Zeit immer allgemeiner werdenden Besiegelung bedienen. Ein eigenes Siegel zu führen war die Universität ohne Privileg berechtigt; dies schien sehr zweckmäßig und notwendig, weil sonst der Universität innerhalb des ihr längere Zeit fremd gegenüberstehenden Gemeindefens der Stadt Freiburg nichts anderes übrig geblieben wäre, als ihre Urkunden von der Stadt auf Grund des ihr zustehenden Rechts zur Besiegelung und Beglaubigung fremder Urkunden mit ihrem Siegel versehen zu lassen; bekanntlich enthielt dieses Siegel einen das Stadtbild darstellenden Mauerkranz, der aber meistens als eine Burg mit drei Türmen gezeichnet war²⁾. (Siehe Titelbild).

Unrichtigerweise spricht man übrigens bei Zeichen wie den für die Universität in Betracht kommenden Siegeln gerade seit der Zeit Kaiser Friedrichs III. auch von Wappen, obschon man ursprünglich zur Zeit der Kreuzzüge darunter nur jene militärischen Unterscheidungsmerkmale auf den Waffen, besonders die Bilder auf den Schilden verstand, die sich zwecks ihrer Erkennbarkeit durch Einfachheit auszeichneten und ohne Farbe nicht denkbar waren. Siegelbilder als Wappenbilder kamen Ausgangs des Mittelalters besonders häufig als bleibende Abzeichen von Korporationen auf. Diese veränderte Vorstellung von Wappen brachte es mit sich, daß man sie in dem eben erörterten Sinne auch häufig anderswo, z. B. als Tierat und malerische oder plastische Zutaten meist von bescheidenem Umfang an Gebrauchsgegenständen, häufig aber auch an oder in kirchlichen oder weltlichen Gebäuden verwendete.

Die Siegel der Freiburger Universität in dem erklärten Sinne zeigen durchweg, mangels des sonst auf anderen Siegeln üblichen eigenen Bildnisses, ähnlich wie die kirchlichen Siegel damals mit ihren Stiftsheiligen auch religiöse

Figuren. Um sie gruppieren sich wie bei vielen Universitätsiegeln Wappen, die von den Stiftern und ihren Ländern entlehnt sind, die aber im Lauf der Zeit verschiedenen Änderungen und zunehmender Häufung unterlagen. Der Nachweis über die Zeit ihrer Einführung und Beschlüsse über ihre Anwendung ist in keinem Fall mehr zu erbringen; ihre Verwendung beruht auf altem Herkommen.

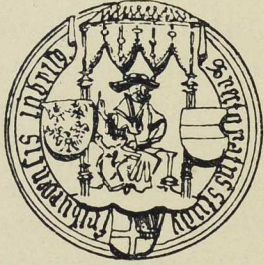


I. Das älteste Universitätsiegel.

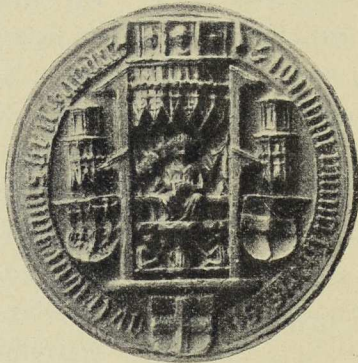
Betrachtet man nun die verschiedenen Siegel der Universität in Freiburg im Breisgau, so zeigt keines von ihnen unmittelbare Übereinstimmung mit solchen damals schon bestehender Hochschulen in Deutschland, namentlich auch nicht mit dem Siegel der fast zu gleicher Zeit gegründeten Universität Greifswald. Auf dem ältesten Siegel der Universität Freiburg, dessen ursprünglicher Stempel verloren gegangen³⁾, und von dem nur noch ein ganz unbedeutend abweichender Nachschnitt mit einem Durchmesser von 5 cm vorhanden ist, erblickt man einen Baldachin mit schwachen (Strebe)pfeilern, beide von Stein in spätgotischen Formen. Das Ganze kommt dem Schnitt durch eine gotische Kirche nahe. Rechts und links befinden sich zwei als Türme, richtiger aber als Baldachine aufzufassende Ausbauten; in der Mitte sitzt erhöht eine Gestalt. Die eben beschriebene Architektur erinnert etwas an das älteste Siegel der Universität in Heidelberg. Ein Zusammenhang damit ist nicht unmöglich bei den verwandtschaftlichen Beziehungen des Stifters der vorderösterreichischen Universität mit dem karpfälzischen Hof, wo einst der Schwiegervater des Erzherzogs Albrechts VI., Pfalzgraf Ludwig III., die Bibliotheca Palatina gegründet hatte. Das Freiburger Universitätsiegel ist mit seinem tiefen Schnitt und seinen etwas plumpen Formen ein charakteristisches Beispiel der Metallschneidekunst in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Die erwähnte sitzende Gestalt hat ein langes Gewand, bartloses Gesicht und den Kreuznimbus. Sie hält in der erhobenen Rechten ein Buch, dagegen die Linke auf die

Brust. Zu ihren Füßen sitzen und aus Öffnungen oben aus dem Gebäude schauen menschliche Gestalten heraus, zum größten Teil mit Bärten und spitzen Hüten. Rechts⁴⁾ auf dem Siegel ist das altösterreichische Wappen (siehe Titelbild)⁵⁾; es stellt fünf, manchmal schon in Erinnerung an die im Altertum in Niederösterreich gestandene legio decima alauda (Lerche) germanica für Lerchen angesehene, häufiger aber als (goldene) Adler gedeutete Vögel in der Anordnung 2, 2, 1 (in blauem Feld) dar und deutet auf das Erzherzogtum Österreich unter der Enns mit der Hauptstadt Wien hin. Zusammen mit Oberösterreich, der alten Ostmark wurde es durch die Belehnung Albrechts, des späteren deutschen Königs, durch seinen Vater Rudolf von Habsburg am 27. Dezember 1282 die Wiege der österreichischen Monarchie, zu deren Krone später auch Freiburg gehörte. — Links von der Siegelfigur ist das Stammwappen des Erzhauses Österreich (siehe Titelbild), aus dem auch der Stifter der Universität hervorgegangen war. Der Sage nach leitete sich das Wappen dafür, ein (roter) Schild mit (weißer) Querbinde⁶⁾, von Herzog Leopold dem Standhaften (1177 bis 1194) aus dem Hause der Babenberger her; er soll in dem unter Kaiser Friedrich I., dem Rotbart begonnenen dritten Kreuzzug bei der Belagerung von Ptolemais, dem jetzigen Akka, im Jahre 1191 sich so tapfer verteidigt haben, daß sein weißer Waffentrock blutrot wurde mit Ausnahme von der Stelle, wo der Gürtel darum gebunden war. Zur Auszeichnung für seinen Mut habe der Kaiser dem Helden ein neues Wappen, wofür das Sinnbild vor Augen stand, verliehen. Ubrigens wird von anderen behauptet, daß erst Herzog Friedrich der Streitbare von Österreich (1230—1246), auch noch aus dem Babenbergischen Geschlechte, sich dieses Wappens bedient habe. — Endlich befindet sich zu Füßen der erwähnten Figur ein mit einem durchgehenden (roten) Kreuz auf (silbernen) Schild gezierter Wappen (siehe Titelbild). Dieses Wappen wird von Dr. E. Grizner in J. Siebmachers „Großes und allgemeines Wappenbuch“ I. Bd. 8. Abt. A, Nürnberg 1906 S. 11 und Taf. 8 als das Wappen des Bistums Konstanz gedeutet, dessen Bischof

Alte Siegel unter österreichischer Regierung.



3. Altes Rektoratsiegel.



2. Ältestes Universitätsiegel
(15. Jahrh.).



5. Universitätsiegel
(18. Jahrh.).



6. Universitätsiegel
(18. Jahrh.).



4. Universitätsiegel
(17. Jahrh.).



8. Altes Kanzleiegel



12 (9.) Juristische Fakultät (alt).



7. Universitätsiegel
(18. Jahrh.).



10. Philosophische Fakultät (alt).

Die Nummerierung der Siegelbilder entspricht annähernd ihrer Entstehung.

Neue Siegel unter badischer Regierung.



11. Juristische Fakultät (neu).



12. Juristische Fakultät (neu).



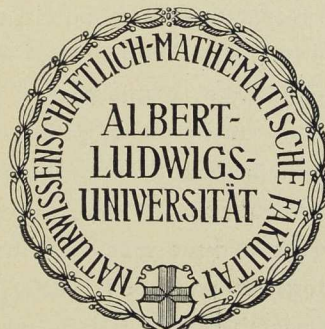
13. Juristische Fakultät (neu).



15. Philosophische Fakultät (neu).



14. Neues Universitätsiegel.



16. Naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät (neu).



17. Groß. Universitätskasse.



18. Groß. Universitätsbibliothek (früher).



19. Kanzleisiegelmarke.



20. Administration.

Die Bilder 4, 8, 14 sind entnommen aus J. Siebmacher, Großes und allgemeines Wappenbuch, I. Bd. 8. Abt., Tar. 8.

wie an anderer Stelle desselben Werkes, I. Bd. 5. Abt., I. Reihe, S. 112 erwähnt wird, „beständiger Kanzler der Universität Freiburg gewesen sei“. Wenn schon Bischof Heinrich (1436—1463) von Konstanz, dessen Bistum genau wie die Stadt Freiburg auch ein rotes Kreuz auf Silber führte, nach Erlaß der im Eingang erwähnten Bulle namens des Papstes zur Errichtung der Hochschule in Freiburg und zur Inkorporation verschiedener Pfarreien zu ihrer Dotation seine Zustimmung gegeben hatte, so spricht doch gegen die Anbringung dieses Wappens im Freiburger Universitätsiegel, daß diese Betätigung an dem Zustande kommen der Hochschule bei weitem nicht so wichtig war, um heraldisch zum Ausdruck zu gelangen. Übrigens war garnicht der Bischof von Konstanz, sondern der Bischof von Basel mit seinem verschieden gedeuteten, wahrscheinlich ein (schwarzes) Futteral zu einem Bischofsstab in (silbernem) Schild darstellenden Wappen Kanzler der Hochschule in Freiburg, ein Amt, das an der Albertina nie sehr wichtig war, und zur Vermeidung von Verzögerungen schon seit dem Jahre 1472 von den Fakultätsdekanen selbst ausgeübt wurde. Auch ist das in Rede stehende Wappen im Universitätsiegel weder als kirchliches gekennzeichnet, noch hat es die seit dem 16. Jahrhundert in dem Wappen des Bistums Konstanz vorkommenden Veränderungen infolge Hinzufügung der Wappen der Abteien Reichenau und Ohningen mitgemacht. Die spätere, vorübergehende Verlegung der Universität von Freiburg nach Konstanz in den Jahren 1677—1698 infolge der Abtretung Freiburgs im Frieden von Nymwegen an Frankreich bis zum Frieden von Ryswiß und in den Jahren 1713—1715 nach der Einnahme der Stadt durch die Franzosen im spanischen Erbfolgekriege, kommt hier natürlich nicht in Betracht. Es handelt sich vielmehr bei dem Wappen mit dem durchgehenden Kreuz um dasjenige der Stadt Freiburg, das vielleicht von einem St. Georgskreuz seinen Ursprung genommen hat und im Gegensatz steht sowohl zu dem bereits (Seite 2) erwähnten Stadtsiegel mit der turmgekrönten Mauer, als auch zu dem früher irrtümlicherweise von vielen ⁷⁾ für das Stadtwappen gehaltenen, richtig aber als Münz-

marke zu erklärenden Rabenkopf ⁸⁾ (siehe Titelbild). — Die Umschrift um das älteste Universitätsiegel lautet: „**Sigillum universitatis studij friburgensis brisgaudie**“ ⁹⁾.



II. Das Rektorats-, die alten Fakultäts- und jüngere Universitätsiegel.

Ganz ähnlich beschaffen ist auch das ebenfalls noch spätgotische Rektoratsiegel (siehe Bild 3), das sich nach Siebmacher noch im Besitz der Universität befindet, dessen Vorhandensein aber vom Verfasser dieses Aufsatzes nicht festgestellt werden konnte ¹⁰⁾, mit der Umschrift: „**S. rectoratus studij friburgensis in brisg**“. Nur fehlen auf diesem Siegel die Gestalten zu Füßen und zu Häupten der auch sitzenden männlichen und bartlosen, mit Schultertragen und breitkrempigem Hut bekleideten Mittelfigur unter einem gotischen, säulengestützten Stoffbaldachin.

Frägt man nach der Bedeutung der Hauptfiguren auf dem Universitäts- und dem Rektoratsiegel, so stellt sich die auf dem ersten Siegel, nicht wie Siebmacher angibt, als ein beliebiger, nicht näher bezeichneter Mann mit drei Schülern dar, wie auf dem auch in der Verteilung der Wappenschildchen einige Ähnlichkeit zeigenden ältesten Stempel der Wiener Universität; es handelt sich vielmehr sichtlich um einen mit dem Kreuznimbus ausgezeichneten jugendlichen Christus im Tempel vor an Alter viel reiferen Schriftgelehrten, die zur Kennzeichnung in zeitgenössischer Kleidung mit dem für Juden im Mittelalter vorgeschriebenen Hut bedeckt sind. Die Lehrtätigkeit des Heilandes schon in jungen Jahren ist als Vorbild für die Unterrichtserteilung durch die „Meister“ der Wissenschaft an der Albertina auf dem ältesten Universitätsiegel allegorisch gewählt. — Dagegen stellt das Rektoratsiegel entsprechend einer damaligen Übung ohne Zweifel den Schutzheiligen der Universität dar, den sie sicher von Anfang an gehabt hat, wenn auch die Darstellung noch keinen bestimmten Schluß auf seine Person zuläßt.

Dies wird erst möglich auf Grund vier weiterer noch erhaltener kleinerer Universitäts-
 siegel. Das eine darunter, vielleicht schon aus dem
 17. Jahrhundert stammend, mit einem Durchmesser
 von 3,9 cm (siehe Bild 4) und die übrigen drei
 ovalen, in zwei Fällen von nur 3:2,7 cm und ein-
 mal 2,5:2,3 cm Durchmesser im barocken Ge-
 schmack des Anfangs des 18. Jahrhunderts
 (siehe Bilder 5, 6, 7) geben der Figur jedes-
 mal ein Attribut bei. Es sitzt hier eine bärtige
 — auf dem einem ovalen Siegel von vorn, bei
 zwei von den ovalen Siegeln im Profil gezeich-
 nete männliche Gestalt, jedesmal in ganzer Figur.
 Sie ist von einer Taube, dem hl. Geist umschwebt
 und umgeben von den Seite 3 beschriebenen und
 auf zwei Siegeln von Rangkronen bedeckten
 Wappen, jedoch nur in einem Falle unter Bei-
 fügung des Freiburger Stadtwappens (siehe
 Bild 7). Dagegen erscheint auf dem runden
 Siegel (siehe Bild 4) ein greisenhaftes männliches
 barhäuptiges Brustbild mit Heiligenschein
 von vorn in einer Nische; die Linke hält ein
 aufgeschlagenes Buch, die Rechte eine Feder;
 rechts liegt ein Torenkopf, links hängt ein
 Kardinalshut mit Quasten an der Wand; daneben
 steht wie auf allen anderen in diesem Absatz er-
 wähnten Siegeln ein Kreuzifix und liegt ein
 (gelber) Löwe als Attribut; auf dem unteren
 Rand liegt das Freiburger Stadtwappen. Völlige
 Aufklärung über die Person des Schutzheiligen
 erfolgt vollends erst auf einem der ovalen Siegel
 durch die Aufschrift „S. Hieronym“. In
 der Tat war auch der hl. Hieronymus aus
 Stridon in Dalmatien im 4. Jahrhundert
 sehr geeignet, der Schutzpatron der Universität
 in Freiburg zu sein. Durch seine Sprachen-
 Kenntnisse und durch seine — wie die Über-
 lieferung lautet — als Kardinalsekretär des
 Papstes Damasus gefertigte, allgemein üblich ge-
 wordene Übersetzung der Bibel ins Lateinische,
 die vulgata, hochangesehen, wurde er fortan wegen
 seiner Gelehrsamkeit und seines ausgezeichneten
 Lebens, von dem er einige Jahre als Büsser
 in der Wüste, der Legende nach mit einem vielleicht
 auch den Glaubensmut symbolisierenden Löwen,
 dem er einen Dorn aus der Pranke gezogen haben
 soll, verehrt. In diesem Sinne kommt der be-



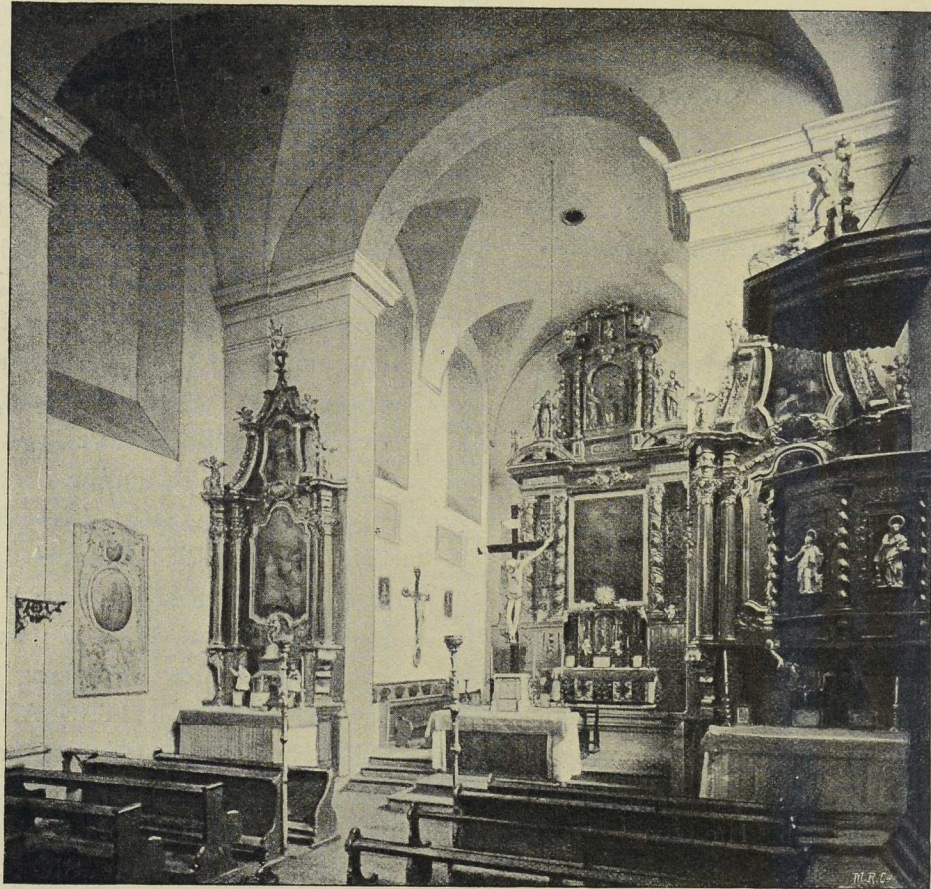
rühmte Kirchenvater auch u. a. auf dem Siegel
 der juristischen Fakultät der von dem Grafen und
 ersten Herzog von Württemberg, Eberhard mit
 dem Barte, im Jahre 1477 gegründeten Universität
 Tübingen vor; er war der Sohn erster Ehe der
 Gemahlin des Stifters der Freiburger Universität.
 Übrigens gab es dem Heiligen zu Ehren unter
 den verschiedenen Bursen zur Aufnahme von
 Studenten auch ein collegium S. Hieronymi in
 Freiburg.¹¹⁾ Inwiefern auf die Wahl des Kirchen-
 vaters als Universitätspatron Bestimmungen des
 ersten Rektors der Freiburger Hochschule Matthäus
 Zummel Einfluß hatten, kann nicht festgestellt
 werden; ein etwa von ihm geführtes, aber nicht
 nachweisbares Privatsiegel oder Wappen als
 späterer Ritter „im Bach“ kann nicht in Betracht
 kommen. Abgesehen von religiösen Gründen
 eines Schutzbedürfnisses bei ihrem kirchlichen
 Gepräge benötigte die neugegründete Albertina
 auch noch infolge volkstümlicher, bald aber
 veralternder Rechtsanschauungen eines Hei-
 ligen, der als Eigentümer ihres Vermögens an-
 gesehen wurde. Die Umschriften der kleinen ovalen
 Siegel lauten: „SIG. VNIVERSITATIS FRI-
 BVRGENSIS BRISGOIAE“¹²⁾ und auf zwei an-
 dern: „SIG. PERANTIQVAE VNIVERSITATIS
 ANTERIORIS AVSTRIAE“ und auf dem run-
 den Siegel unter unschöner Ausfüllung des
 Raumes: „VNIVERSITAS ANTERIORIS AV-
 STRIAE“. Dagegen steht auf einem Kanzleisiegel,
 das dem einen ovalen Siegel, auf dem der
 Patron auf einem Stuhl mit niedriger Lehne sitzt,
 an Schnitt fast gleich „SIG. CANCEL: UNI-
 VERSITATIS ANTERIORIS AUSTRIAE“ (siehe
 Bild 8). Daß der Heilige auf den Siegeln der
 Universität Freiburg neben und vielfach sogar an
 Stelle des lehrenden Christus aufgetreten ist,
 hängt zweifellos vor allem mit der häufi-
 geren Verwendung des Rektoratsiegels in
 früheren Zeiten zusammen.

An dieser Stelle sei auch der alten Fakul-
 tätssiegel gedacht, deren Stempel außer dem
 für die juristische und dem zweiten für die philo-
 sophische Fakultät fehlen. Es führten zum Teil
 nach Siebmacher im Siegel: die theologische
 Fakultät den Apostel Paulus mit der Umschrift:
 „SIG. SAC. FACVLTATIS. THEOLOGICAE.

VNIVERSITATIS. ANTER. AVSTR.“, die juristische Fakultät in dem noch erhaltenen Siegel (siehe Bild 9) den durch Aufschrift gekennzeichneten Anwalt der Armen, den hl. Ivo mit der Umschrift: „SIG: FACVLTATIS . IVRIDICAE . VNIVERSITATIS . ANTERIORIS . AVSTRIAE“, die medizinische Fakultät den Evangelisten Lukas, der in seinem bürgerlichen Beruf Arzt war, mit der Umschrift: „1574 Sigillum :



schrift: „FACVLTA PHILOSOPH. VNIVERSITATIS ANTERIORIS AVSTRIAE“. Siebmacher sucht den Heiligen neben der hl. Katharina als den hl. Dominikus zu deuten. Wohl wurde ihnen beiden in Freiburg große Verehrung zu teil; dies beweisen: eine gotische Bildsäule der Heiligen aus dem 14. Jahrhundert aus dem ehemaligen St. Katharinenkloster in der unteren Wiehre¹³⁾, jetzt links in der Adelhauser Kirche



Links Altar der hl. Katharina.

Rechts Altar des hl. Dominikus.

21. Ehemalige Klosterkirche Adelhausen in Freiburg.
Aus Freiburg i. B., Die Stadt und ihre Bauten S. 378.

facultatis medicis : studii : friborgensis“. Die philosophische Fakultät führte hingegen in einem aus dem 17. Jahrhundert stammenden, jetzt nicht mehr benutzten Siegel die wegen ihrer Weisheit von vielen philosophischen Fakultäten und Universitäten als Patronin gewählte hl. Katharina von Alexandria mit der Umschrift: „SI: FACVLT: PHIL: FRIB: BRISG.“ (siehe Bild 10); dieselbe Fakultät hatte auch noch ein anderes Siegel mit der gleichen Heiligen und einem Heiligen sowie dem Ordenszeichen der Jesuiten „I H. S.“ und der Auf-



zu Freiburg und die zwei dort ihnen im Zusammenhang mit dem eben erwähnten Kloster geweihten Seitenaltäre (siehe Bild 21), sowie das Bestehen eines großen Dominikanerklosters¹⁴⁾ bis 1794 in Freiburg. In Wahrheit dürfte es sich neben der hl. Katharina im Hinblick auf das Jesuitenzeichen viel eher um einen besonderen Heiligen dieses Ordens, und zwar um seinen Stifter, den hl. Ignatius von Loyola, handeln, zum Zeichen dafür, daß die Mitglieder seines Ordens seit dem Jahre 1620 die philosophische

und einen Teil der theologischen Fakultät in Freiburg einnahmen und beherrschten.



III. Das Bild auf dem Universitäts- siegel als künstlerischer Zierat.

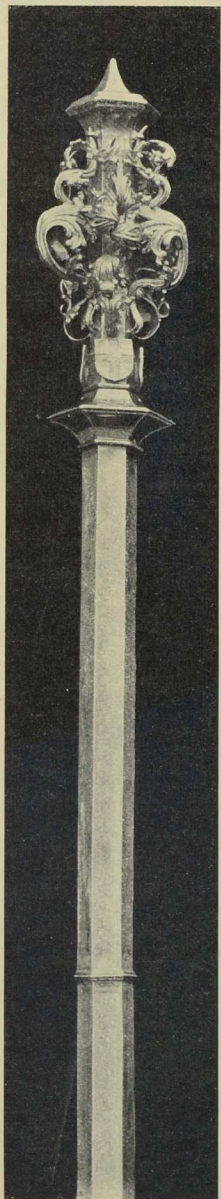
Die Bilder der Universitätsiegel fanden aber nicht nur auf ihnen selbst Anwendung, sondern wurden auch künstlerisch an anderer Stelle verwendet. So enthalten Anlehnungen an Einzel-



heiten in den Universitätsiegeln zunächst die zwei kostbaren Szepter der Universität, beide hübsche Beispiele geschmackvoller Silberschmiedekunst des ausgehenden Mittelalters, die oben mit vergoldetem gotischem Blattwerk und am Schaft mit schmalen Ringen verziert sind. Das ältere, 1,35 m lange, kleine Szepter der Artistenfakultät (siehe Bild 22), dessen Höhe auch an den Gebrauch zum Stützen erinnert, zeigt unter der Spitze nur drei vergoldete Schildchen: das des österreichischen Erzhauses, den geteilten Schild der Wittels-

bachschen Linie in der Pfalz mit einem (blau und silbern) gerauteten Feld und einem (goldenen) Löwen (auf Schwarz) mit Rücksicht auf die pfälzische Gemahlin des Stifters der Hochschule (siehe Seite 2) sowie das Freiburger Stadtwappen. Auf dem sechskantigen Stab steht die Aufschrift: „1466. $\frac{4}{F}$ -v- ma. v 101“. ^{15) 16)} — Reicher dagegen verziert ist das jüngere Szepter für die oberen Fakultäten mit der Jahreszahl: „1512“ (siehe Bild 23). Der ebenfalls 1,35 m hohe, von Silber und vergoldetem Metall gewundene Stab trägt über dem Blattwerk an der Spitze einen vergoldeten Christus mit der Weltkugel in der Hand; etwas niedriger als er sind um ihn herum die vergoldeten Gestalten der Muttergottes, des Apostel Paulus und des hl. Hieronymus gruppiert; die Figuren sind in stehender Haltung gebildet. Wenige Handbreiten darunter ist das Szepter noch mit drei geharnischten und gekrönten bartlosen Figürchen mit Herrscherstäben unter gotischen Baldachinen, vielleicht dem Kaiser Maximilian I., Erzherzog Albrecht VI. und Rudolf, dem Gründer des Habsburgischen Hauses, wenn auch ohne Porträtähnlichkeit, verziert. Darunter sind drei Wappen befestigt, nämlich der (schwarze) Doppeladler (auf Gold), jedoch ohne Herzschild und Heiligenschein, für das hl. römische Reich (siehe Titelbild), und die Wappen Niederösterreichs und des Erzhauses. Ein vergoldeter Löwenkopf ¹⁷⁾ unten hält eine etwa 90 cm lange in sich zurückkehrende silberne Kette zum Tragen im Maul. Noch heute wird dieses große Szepter bei Feierlichkeiten dem Prorektor vorangetragen.

Ganz ähnliche Darstellungen zum Teil in der Zeichnung, besonders aber dem Gegenstande nach



22. Das kleine Universitäts-
szepter.
Aufnahme von Gosphotograph
C. Ruf.



23. Das große Universitäts-
szepter.
Aufnahme von Gosphotograph C. Ruf.



24. Hl. Hieronymus von Hans Baldung, gen. Grien auf dem Hochaltar im Münster.
Aus Kempf und Schuster, Das Freiburger Münster S. 155.
Herdersche Verlagsabhandlung.

wie auf den beschriebenen ältesten Freiburger Universitätsiegeln finden sich als (glas)malerischer und bildhauerischer Schmuck zur Verzierung der Architektur in der Universitätskapelle Unserer lieben Frauen Münster in Freiburg. Sie wurde auf Kosten der Hochschule in den Jahren 1505 bis 1510 im südlichen Teil des Chores des Münsters, der Pfarrkirche der Universität seit dem Jahre 1464, errichtet.

Es fallen hier außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung die Darstellungen des hl. Hieronymus in lebenswahren Figuren als Kardinal, z. B. in stehender Haltung mit bartlosem Gesicht und einer Nadel in der Rechten von der Meisterhand Hans Baldungs, gen. Grien auf der Rückseite des Hochaltars aus den Jahren 1512 bis 1516¹⁸⁾ im Münster (siehe Bild 24). Auch kommt hier nicht in Betracht das Bild desselben Heiligen ohne Bart auf dem linken Seitenflügel des im übrigen von Hans Holbein d. J. schon vor

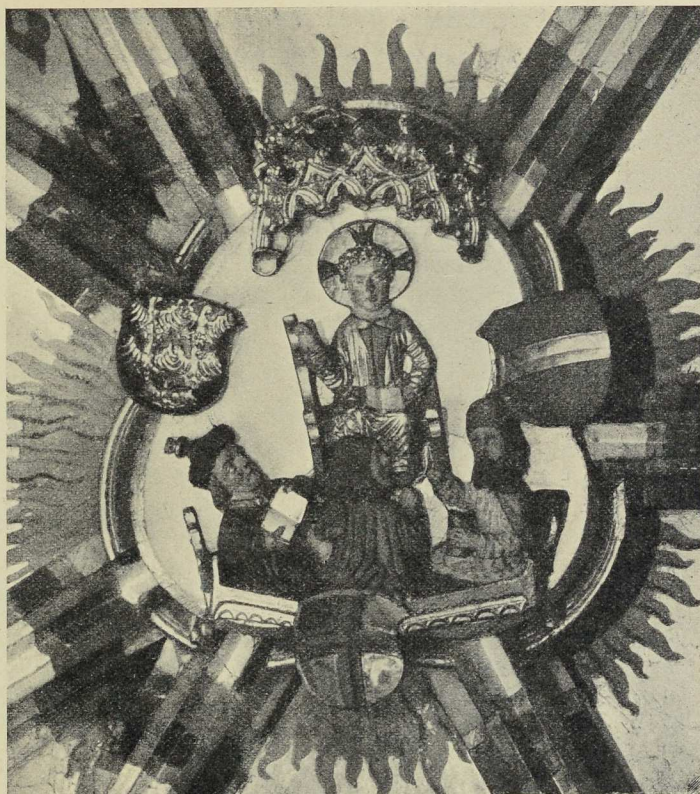
dem Jahre 1529 ursprünglich für Basel geschaffenen und vor dem Bildersturme dort nach Freiburg geretteten Altars in der Universitätskapelle¹⁹⁾. Ebenso kann hier nicht näher eingegangen werden auf das von Hofrat Dr. Karl Julius Perleb gestiftete Glasfenster links oben in der nämlichen Kapelle mit der Aufschrift: „S. HIERONYMVS VNIVERS. FRIB. PATRONVS“, das nach Entwürfen von Wilhelm Dürer d. J. in Freiburg im Jahr 1886 von der Firma F. X. Zettler in München ausgeführt wurde.

Dagegen finden sich den Freiburger Universitätsiegeln ähnliche Darstellungen des hl. Hieronymus als Universitätspatron zunächst auf dem bemalten Schlußstein des Gewölbes im Chorumgang vor der auch Rektoratschörlein genannten Universitätskapelle (siehe Bild 26) mit den drei Wappen wie auf dem ältesten Siegel (siehe Bild 2). — Hingegen stellen, wie hier zur Bestärkung unserer oben (siehe Seite 6) versuchten Deutung betont werden soll, die Figuren auf dem polychromierten Schlußstein in der Universitätskapelle selbst (siehe Bild 27) nicht, wie F. X. Kraus in seiner Programmrede „Die

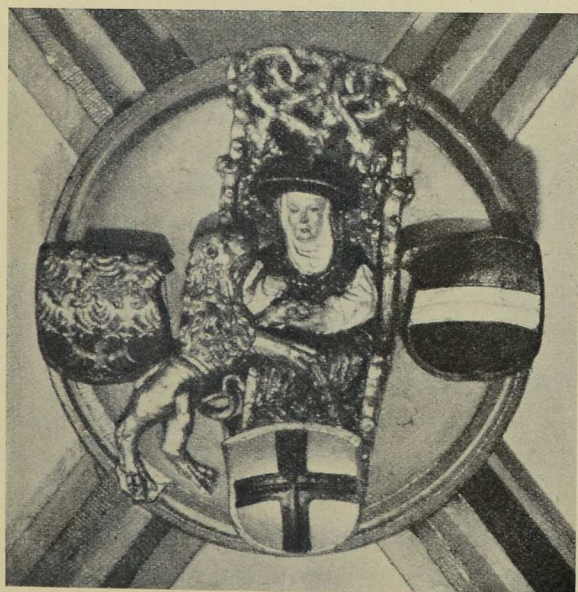


25. Hl. Hieronymus nach Hans Baldung, gen. Grien. Glasfenster in der städt. Kunstsammlung in Freiburg i. B.

Universitätskapelle im Freiburger Münster“ 1890 S. 9 annimmt, Christus mit den drei Aposteln Jakobus, Petrus und Johannes vor, sondern, wie F. Kempf und A. Schuster in ihrem „Freiburger Münster“ S. 174, sowie F. Baumgarten in seinem „Freiburg im Breisgau“ S. 57 es deuten, den noch bartlosen zwölfjährigen Christus unter einem Baldachin mitten unter drei Schriftgelehrten und umgeben von den Wappen Österreichs und Freiburgs. Dieselbe Szene wird wiederholt unter Zutritt Marias und Josephs auf einem ursprünglich aus dem Jahre 1524 herrührenden Glasgemälde auf der linken Seite der Universitätskapelle (siehe Bild 28)²⁰. — Den Universitätsiegeln verwandte Darstellungen des hl. Hieronymus finden sich in derselben Kapelle; sie geben alle den Kirchenvater von vorn und in sitzender Stellung wieder, z. B. als holzgeschnitztes Relief im Zwickel des erwähnten Holbeinbildes auf dem auch dem hl. Hieronymus geweihten Altar mit den drei Seite 3 erwähnten Wappen darunter (siehe Bild 29). Hierher gehören auch die reichen Renaissance-Glasgemälde rechts in der Universitätskapelle (siehe Bild 28) aus dem Jahre 1524 mit den Fakultätspatronen; hier erscheint der Universitätspatron in Gelb auf Weiß gemalt in einem Schildchen auf einem gemalten Bogen



27. Schlußstein in der Universitätskapelle im Münster.
Aufnahme von G. Köbke, Photogr. Anstalt.



26. Schlußstein im Chorumgang vor der Universitätskapelle im Münster.

Aufnahme von G. Köbke, Photogr. Anstalt.

über dem Evangelisten Lukas mit rot-violettem Mantel und Buch (Medizin) und der hl. Katharina in gelbem Gewand mit rotem Mantel und Schwert (Philosophie), an die sich rechts anreihen: der, auch der Theologe genannte Evangelist Johannes²¹) mit rotem Gewand, grünem Mantel und Kelch (Theologie), sowie der hl. Ivo in violettem Talar mit breitem Schulterkragen von Pelz, umgeschlagener Mütze und Buch (Jurisprudenz).²² — In den gemalten Bogenansätzen der Glasbilder der vier Fakultätspatrone ist je ein weißes Schildchen mit einer Figur angebracht, in dem das Bild des Patrons teilweise in Gelb wiederholt wird, nur über Johannes erscheint Paulus in halber Figur mit einem Schwert, der von einigen aber auch für einen Johannes ante portam Latinam²³) angesehen wird. Über Ivo sitzt ein wahrscheinlich ihn selbst (er lebte und wirkte in den Jahren 1253—1303) darstellender Gelehrter im Zeitkostüm. — Endlich kommt eine den Universitätsiegeln ähnliche Darstellung mit dem hl. Hieronymus auch vor auf einem im Grundton gelb gehaltenen Medail-

lon mit den drei Seite 3 aufgezählten Wappen
darum in dem Glasgemälde der Universitäts-
Kapelle aus der Stiftung jenes bereits erwähnten,
schon am 11. Juni 1845 verstorbenen Kunstliebenden



erscheinen sie im Trausaal des Rathaus-Neu-
baues. Dieser seit 1901 zur Vornahme der
standesamtlichen Trauungen im Obergeschoß des
Südflügels an der Eisenbahnstraße und dem



28. Die Universitätskapelle im Münster.
Aufnahme von G. Köbcke, Photogr. Anstalt.

Hofrats und Professors der Naturgeschichte und
Botanik (siehe Seite 10 und Bild 28).

Aber auch außerhalb des Münsters sind
Sierate in Freiburg zu finden, die von Universitäts-
siegeln ihren Ausgang genommen haben. So



Franziskanerplatz benutzte Raum war früher
die Aula der dort vom Jahr 1578 bis zum
Jahre 1774 untergebrachten („alten“) Univer-
sität. Über der auf einem Löwen mit einem
Jungen ruhenden Säule mit einer zierlichen



29. Hl. Hieronymus im Zwickel des Altars von Hans Holbein d. J. in der Universitätskapelle im Münster.

Aus Kempf und Schuster a. a. O. S. 133, Herdersche Verlagshandlung.

Kartusche zwischen den beiden östlichen Fenstern gegen den Franziskanerplatz — nicht oben an der Decke, wie die „Festschrift zur Eröffnung des Rathaus-Neubaues in Freiburg i. B. am 14. Oktober 1901“ S. 41 behauptet — sitzt der hl. Hieronymus (siehe Bild 31) in Profilstellung in schreibender Tätigkeit vor einem Pult, umgeben von den Wappen Niederösterreichs, des Erzhauses Osterreich und der Stadt Freiburg. Die barocke, künstlerisch nicht sehr bedeutende flache Stuckverzierung aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, früher farbig, ist jetzt weiß mit bescheidenen Vergoldungen. Umgeben ist der Universitätspatron von den Fakultätsheiligen ebenfalls in Kartuschen an den übrigen Wänden der früheren Aula: an der Südwand links doziert der hl. Ivo (Rechtswissenschaft), rechts ganz ähnlich wie auf dem schon beschriebenen Siegel der philosophischen Fakultät (siehe Seite 8) hat die hl. Katharina zusammen mit einem mit Mantel und Schulterfragen (Mozetta) bekleideten kurzbärtigen, wohl auch als Ignatius von Loyola anzusprechenden Heiligen mit einem Pilgerstab in der Hand und dem Jesuitenmonogramm „J. H. S.“ über beiden am



Zimmel, eine Vision (Philosophie) (siehe Bild 32, 33); an der Nordwand links studiert der Evangelist Lukas (Medizin), rechts steht in halber Figur der Apostel Paulus (Theologie) (siehe Bild 34, 35). Ein Teil der Fakultätspatrone, z. B. die hl. Katharina (siehe Bild 36) ist als Stuckrelief an der Decke der alten Aula, aber in veränderter Formgebung inmitten einer Anzahl anderer Heiligen wiederholt.

Dagegen findet man in der im Jahre 1683 nach der Zulassung der Jesuiten an der Universität von ihnen begonnenen und 1699 in Gebrauch genommenen Kirche in der Bertholdstraße in Freiburg so wenig wie an oder in dem ursprünglich als Kollegium für die Mitglieder der societas Jesu daneben errichteten Gebäude, der



30. Fakultätspatrone

Evang. Lukas

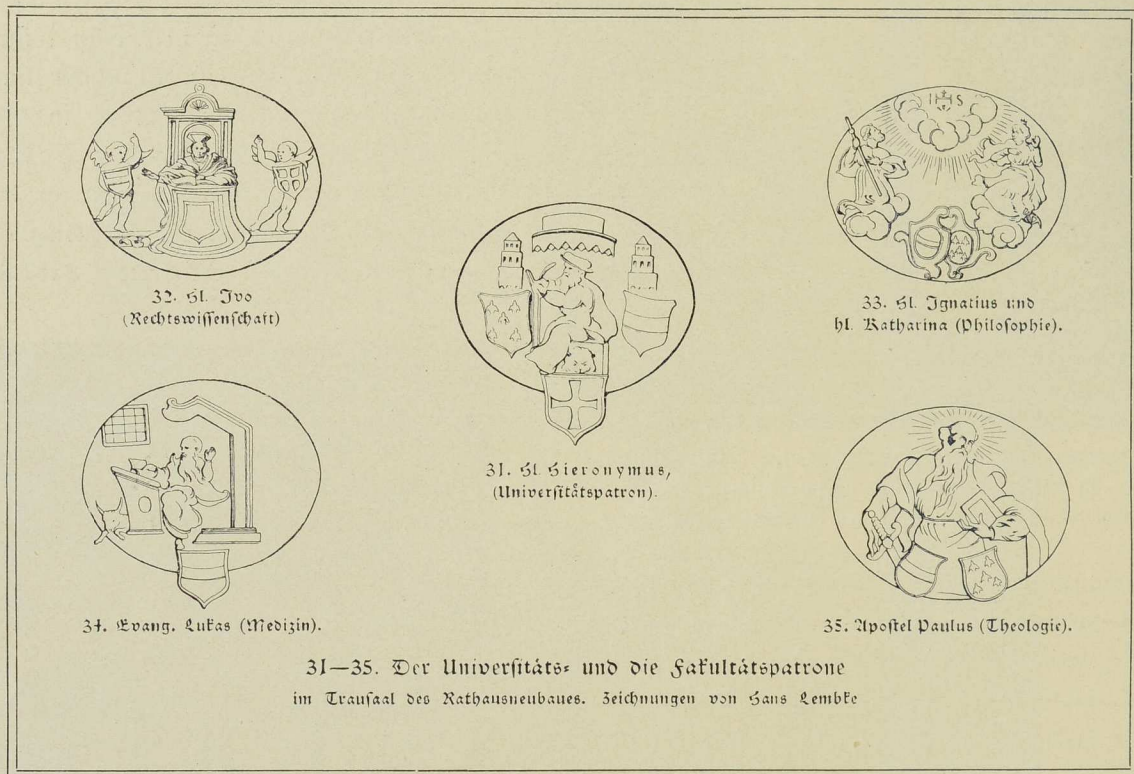
Hl. Katharina

Glasgemälde vom Jahre 1520 in der Universitätskapelle im Münster.

seit Eröffnung des neuen Kollegienhauses verlassenen Universität und auch nicht an dem als „BIBLIOTHECA ACADEMICA“ benutzten Hause, dem einstigen Gymnasium in der oberen Bertholdstraße, Bilder des hl. Hieronymus noch den Universitätsiegeln ähnliche Wiedergaben. Die Außen-



Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 durch Schenkung oder genauer unter Erlaß des Kaufpreises von seiten der Kaiserin Maria Theresia Eigentum der Universität im Jahr 1774 wurden, wie die Inschrift über dem östlichen Eingang an der Bertholdstraße besagt: „SEDES

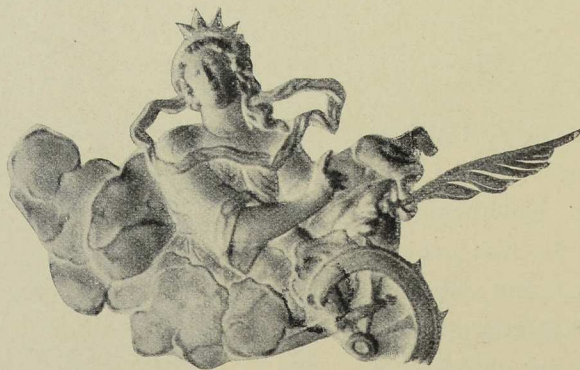


seiten der beiden zuerst genannten Gebäude sind vielmehr geziert dort mit Statuen des hl. Mose und des hl. Stanislaus, hier mit einer den hl. Ignatius mit Glorie darstellenden Büste über den Worten „ANNO DOM. MDCXX FUNDATUM“, einer Statue der Jungfrau Maria auf der Erdkugel mit einem Strahlenkranz und der Unterschrift: „TUO PATROCINIO“; am Giebel und über dem Glockenaufbau beider Gebäude leuchtet das Jesuitenzeichen „J. H. S.“ Das erklärt sich daraus, daß diese Gebäude, wenn auch in ihnen von Anfang an zum Teil Lehrzwecke verfolgt wurden, erst nach



ACADEMIAE FRIBURG. NOVA D. M. THERESIA AUG. DONUM AN. MDCCLXXIV.“

Auch die von der gleichen Monarchin im Jahre 1767 verliehenen schwer goldenen²⁴⁾ Rektoratsinsignien zeigen auf der von dem Obermünzschneider Giovanni Antonio Toda in Wien entworfenen goldenen Medaille von 4 cm Durchmesser daran keinerlei mit dem alten Universitätsiegel verwandte Abzeichen, sondern nur auf der Vorderseite das Profilbild der Kaiserin mit der Umschrift: „MARIA THERESIA D. G. ROM. IMP. GER. HUNG. & BOH. RE. ARCH. AUST.“



36. St. Katharina.
Im Trausaal des Rathausneubaues, aus der Schrift zu seiner Eröffnung S. 11.



37. (Pro)rektorsinsignien Vorderseite.

Aufnahme von Hofphotograph C. Ruf.

(siehe Bild 37). Auf der Rückseite steht ein mit der österreichischen Hauskrone gekrönter, durch — versehenlich — zwei Schweife heraldisch zum Leoparden gewordener Löwe, der das Wappen des Erzhauses Österreich auf kleinem ovalen Schilde hält, und dahinter das aus dem ungarischen Wappen entnommene, auch „lothringische“ genannte Patriarchenkreuz mit zwei Querbalken (siehe Bild 38), das ganze ein Beispiel des Niederganges der Heraldik.

Auch ist nichts vom Schutzheiligen oder Siegelbild der Universität angebracht auf dem „dem Stifter der Hochschule * Albert Erz: v. Oesterreich“ mit seinem Standbild von „dem dankbaren Freiburg“ im Jahre 1868 zu seinem 400jährigen Gedächtnis auf der Kaiserstraße an Stelle eines alten Christoph-Brunnens errichteten Brunnen von Alois Knittel (siehe Bild 39). Vielmehr stehen dort in den Nischen an dem neugotischen Postas-



38. (Pro)rektorsinsignien Rückseite.

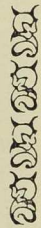
Aufnahme von Hofphotograph C. Ruf.

ment vier weibliche, klassizistisch gebildete allegorische Figuren der alten Fakultäten in antikisierter Gewandung mit teils christlichen, teils heidnischen und teils älteren, teils modernen Emblemen in den Händen: die Theologie mit einem Kreuz und der Bibel, die Rechtswissenschaft mit einem Likorenbündel und einem Gesetzbuch, die Philosophie mit einer Sphinx und einer Schriftrolle sowie die Heilkunde mit einer Schale und einer Schlange.



IV. Siegel und Zeichen der Universität unter badischer Regierung.

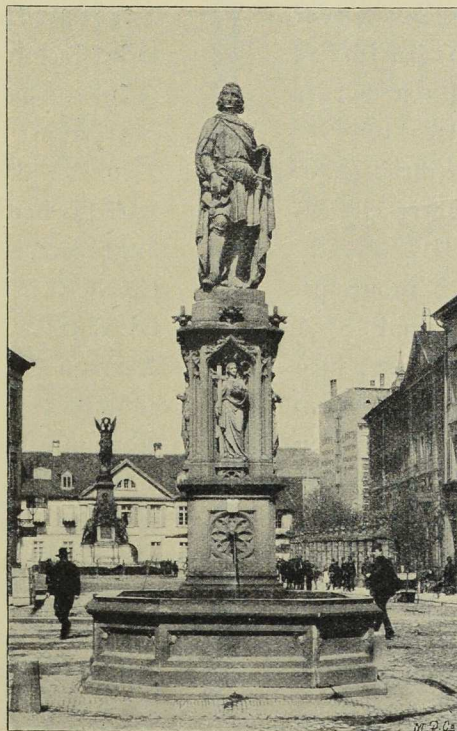
Eine große Veränderung brachte der Übergang des Breisgaus samt Freiburg und seiner Universität im Jahr 1805 an Baden unter der ausgezeichneten Regierung des damaligen Kurfürsten und späteren Großherzogs Karl Friedrich von Baden. Diese Änderung der staatsrechtlichen Lage und politischen Zugehörigkeit der Universität zeigte



sich alsbald äußerlich in den Bildern der Siegel und Wappen der Freiburger Hochschule. Es wurde aber mit ihrer Einführung nicht erst wie bei anderer Angelegenheit der inneren Verwaltung die Sicherung²⁵⁾ des Bestandes der Freiburger Hochschule neben der bereits mit der Kurpfalz

im Jahr 1803 an Baden gelangten ältesten, schon 1386 gegründeten reichsdeutschen Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg abgewartet. Schon lange bevor Großherzog Ludwig als Schutzherr und Förderer der Universität in Freiburg im Jahr 1820 die Würde eines „Rector Magnificus“ angenommen und bevor er ihr auch den erbetenen Namen „Albert-Ludwigs-Universität“²⁶⁾ beigelegt hatte, fanden Veränderungen und Neuerungen an den Siegeln der Hochschule statt.

Während in neuester Zeit von der theologischen, von der seit 1896 gebildeten rechts- und staatswissenschaftlichen, sowie von der medizinischen Fakultät, z. B. zum Besiegeln



39. Albertsbrunnen auf der Kaiserstraße. Aus Freiburg, Die Stadt und ihre Bauten S. 436.

der Doktordiplome das älteste Universitätsiegel (siehe Bild 2) benutzt wird, kommen für die alte juristische Fakultät seit der badischen Herrschaft zwei (siehe Bilder 11, 12), nach Siebmacher drei (siehe Bild 13) Siegel in Anwendung, alle mit sehr ähnlichen Zeichnungen wie das älteste Siegel (siehe Bild 9) und mit dem hl. Ivo darauf; nur haben die Wappen, wie bei den Seite 17 noch zu beschreibenden Siegeln und die Umschrift sich geändert; auf einem Druckstock der „rechts- und staatswissenschaftlichen fakultät zu freiburg i. breisgau“, ähnlich einem dieser Siegel ist dem badischen und Freiburger Wappen sogar noch ein (Reichs)adler, aber ohne Mittelschild, alle jedoch unter unheraldischer Schraffierung der Tinktur beigefügt. — Die philosophische Fakultät dagegen führt in neuester Zeit anstelle des bisherigen Siegels mit der umkränzten Aufschrift „FACULT. PHILOSOPHICA FRIBURG.“ ein auch als Druckstock nachgeahmtes Siegel, einen Pallas-Athena-Kopf nach einer Münze aus Heraklea in Süditalien und mit der aus dem Bild 15 ersichtlichen Umschrift; dagegen siegelt die seit 1910 gebildete „NATURWISSENSCHAFTLICH-MATHEMATISCHE FAKULTÄT“ ihre in deutscher Sprache abgefaßten Doktordiplome mit einem ebenfalls als Druckstock vorkommenden Stempel, der nur diese Umschrift innerhalb eines mit einem kleinen Freiburger Stadtwappen belegten Lorbeerkranzes und die sonst in Bild 16 wiedergegebene Aufschrift trägt. — Einige Fakultäten, wie die frühere „JURISTISCHE“ und die „MEDIZINISCHE FACULTÄT“ haben auch noch kleine runde Handstempel nur mit dieser Aufschrift ohne Verzierung.

Früher noch als die Fakultätsiegel versuchten schon einige Universitätsiegel die gegenwärtigen Rechtsverhältnisse der Hochschule in Freiburg zum Ausdruck zu bringen. Zwar führt die Mehrzahl der einzelnen Abteilungen ihrer Behörden, wie die meisten badischen Staatsbehörden seit der landesherrlichen Verordnung vom 27. Februar 1833 das Siegel mit dem badischen Wappen und der Königskrone²⁷⁾ darüber mit entsprechenden Umschriften der betreffenden Verwaltungsstelle, z. B.: „GROSSH. UNIVERSITÄTSKASSE“ (siehe Bild 17), oder:

„AKADEMISCHE DISZIPLINARBEHOERDE“ oder: „GR UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK“²⁸⁾ an Stelle eines früheren mit ähnlicher Aufschrift versehenen rechteckigen Stempels mit abgeschrägten Ecken ohne Wappen und eines noch früheren, mit einem Lorbeerkranz umrahmten „VF“ (siehe Bild 18) zum Abstempeln der Bücher. Das badische Wappen ist ein mit Punkten und senkrechten Strichen zur Bezeichnung der Tinkturen versehener (goldener) Schild mit (rotem) Schräglinksbalken,²⁹⁾ der von einer roten über einen gelbmetallinen Schild gespannten Schärpe herrührt.

Ein besonderes Siegelbild dagegen enthält ein kleines ovales Siegel mit der Umschrift: „VNIV. AMTS. SIG.“ für das Universitätsamt und den Universitätsamtmann. Sie waren wie die Beamten der Amtsbezirke zur Ausübung der Gerichtsbarkeit erster Instanz in allen bürgerlichen Rechtsachen und Kriminalsachen der Studenten zuständig seit den Vorschriften vom 25. Oktober 1810 bis zur Verwandlung in eine Disziplinarbehörde durch Gesetz vom 20. Februar 1868 mit u. a. einem Disziplinarbeamten, der das Seite 16, Zeile 1 erwähnte Siegel weiter führt. Die gleichen Siegelbilder haben auch ein runder zu Beurkundungen und Bescheinigungen verwendeter Farbungummiestempel, ein ebenso beschaffener Druckstock und die auf blauem Grund ein weißes Relief — die Universitätsfarben³⁰⁾ — aufweisenden (früher rot-gelben) Siegelmarken (siehe Bild 19), die alle drei von der den schriftlichen Verkehr nach außen vermittelnden Kanzlei benutzt werden und die Inschrift tragen: „SIG. CANCELLARIAE UNIVERSITATIS FRIBURGENSIS“. Endlich gehören zu der besprochenen Art von Siegeln auch mehrere ovale Petschafte anderer Verwaltungsstellen, z. B. das der Administration mit der Aufschrift: „SIG. ADMINISTRATIONIS UNIVERS. FRIBURG“ (siehe Bild 20), sowie zweier bei ihr aufbewahrter und von ihr benützter Petschafte mit den Umschriften das einemal: „SIG. PERANT. UNIVERSITATIS. LANDGRAVIAT.“³¹⁾ BADENSIS. FREIBURG“ (siehe Bild 14), das anderemal unter Weglassung des Wortes Freiburg und ein mit der Vermögensverwaltung der Universität zusammenhängendes Siegel mit der Umschrift: „SIG. UNIVERS“

FREIBURG OBERSCH. Z. EHING AD DONAV³²⁾. Laut Aufschrift am Rand sind diese beiden zuletzt angegebenen Siegel von Seb. Krepper in Freiburg 1807 und 1808, der als Graveur zu den Tünstigen der Schmiedezunft zum Roß zählte, geschnitten. — Sämtliche in diesem Absatz erwähnten Siegel sind mit dem Bild des hl. Hieronymus in fast genauer Nachahmung der auf den Bildern 6, 8 wiedergegebenen Siegel versehen, auf einem Siegel sogar in ähnlicher Art des Metallschnittes. Der Universitätspatron sitzt auch hier im Profil einmal unter Hinzufügung seines Namens mit einem breitkrempigen Hut mit Kardinalsquasten vor einem Schreibpult mit einem Kreuzifix darauf; zu Häupten schwebt der Strahlen aussendende hl. Geist in Gestalt einer Taube und zu Füßen ruht der Löwe. Ein Wappen rechts zeigt das auf Seite 16 beschriebene badische Hauswappen und ein Wappen links auf (silbernem) Schild einen nach rechts aufspringenden (roten?) gekrönten Löwen. Auf beiden Wappenschilden ruht je eine Königskrone.

Was bedeutet der Löwe, oder richtiger was soll er bedeuten? Dieses Wappentier spielt zwar in der unmittelbaren Geschichte Freiburgs und der Universität keine, wohl aber in ihrer örtlichen Umgebung seit dem frühen Mittelalter in verschiedenen Arten eine ganz bedeutende Rolle. Zunächst kommt ein aufgerichteter Löwe, von den Heraldikern willkürlich für golden gehalten und auf rotem Schild dargestellt, aber auch schon umgekehrt tingiert, als Wappensiegel auf einigen Urkunden der Zähringer in Betracht; mit Recht wird er trotzdem zwar als ältestes Wappentier dieses Geschlechtes angezweifelt. — Sodann gibt es auch einen Löwen der Grafschaft Burgund, dessen Reichsstatthaltereier den Zähringern im Jahre 1127 übertragen wurde. — Ferner führte die hier nicht in Betracht kommende Grafschaft Rötteln u. a. einen wachsenden roten Löwen auf goldenem Feld im Wappen. — Auch könnte man geneigt sein, das Wappentier für den in der Heraldik rot mit blauer Krone auf Gold dargestellten Löwen der, wie sich noch unten ergeben wird, durch Länderbesitz am Breisgau beteiligten Grafschaft Habsburg³³⁾



zu halten; dieser Löwe wurde im Jahre 1282 seit der Belehnung Albrechts zum Herzog von Österreich durch Rudolf von Habsburg zum Stammwappen des österreichischen Herrscherhauses und blieb es auch, nachdem die Stammlande in der Schweiz seit dem Jahre 1415 der Familie verloren gegangen waren. — Endlich erscheint auch ein roter Löwe mit (roter, auch goldener) Krone in Silber im Wappen der ehemaligen (Mark richtiger Land-) Grafschaft Breisgau³⁵⁾ (siehe Titelbild), von der einst Teile durch Hedwig, die Erbtochter des letzten Grafen von Kyburg³⁶⁾, dem Grafen und späteren König Rudolf I. von Habsburg in die Ehe eingebracht wurden. — Der in dem Siegel der Freiburger Universität (siehe Seite 16), ebenso wie in dem auf Seite 16 beschriebenen Wappen vorkommende Löwe scheint streng nach den angegebenen Farbenbezeichnungen der Breisgauische Löwe zu sein; mit aller Wahrscheinlichkeit war aber damit der Zähringische gemeint, wie er seit Großherzog Karl Friedrich im letzten Jahrhundert immer mehr auf Siegeln und Münzen verwendet wurde, nachdem unter diesem Fürsten nach Vereinigung des Breisgaus und der Lande seiner Ahnen im Jahre 1805 mit seinem Gebiete der Titel eines „Herzogs von Zähringen“ wieder mehr betont wurde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die den Schild des Breisgauischen Löwen bedeckende Königskrone des in Rede stehenden Siegels nicht ohne weiteres an ihrem Platze ist. Ob im übrigen — vorausgesetzt, daß es sich um den Breisgauischen Löwen handelt — wo der Breisgau kein selbständiger politischer Verband mehr ist, nicht das Wappen der Stadt Freiburg auf dem Universitätsiegel angebracht gewesen wäre, möchte der Erwägung wert gewesen sein.

Merkwürdigerweise tragen die in den letzten Jahrzehnten entstandenen zahlreichen Gebäude der klinischen Krankenhäuser und sonstigen medizinischen und auch der pharmakologischen, sowie der naturwissenschaftlichen Institute und die im Jahre 1903 eröffnete Universitätsbibliothek im Geiste der modernen Zeit keinerlei Merkzeichen, die von Universitäts- oder Fakultätsiegeln ausgegangen

sind; nur einzelne ihrer Häuser sind mit teilweise die Eigentumsverhältnisse des Landes, fiskus oder der Stadt zum Ausdruck bringenden badischen oder Freiburger Wappenschilden oder meistens mit in deutscher Sprache gefaßten Inschriften über ihre Errichtung und Bestimmung, in wenigen Fällen auch mit inhaltvollen Worten, Sinnsprüchen und Büsten vorbildlicher Gelehrten geschmückt.

Anknüpfend an die auf Seite 16 beschriebenen Farben der Universität ist hier der neuen Fahne der Universität vom Jahre 1896 zu gedenken. Sie ist auf der Vorderseite blau-weiß-blau und mit der Aufschrift: „Alma Mater Alberto-Ludoviciana Friburgensis 1456—1896“ und in den unteren Ecken mit dem deutschen Reichs- und dem badischen Wappen bestickt; auf der Rückseite sind dagegen auf Weiß drei Medaillons in der Stellung \circ° gestickt: das Universitätsiegel mit dem hl. Hieronymus in der auf Seite 17 geschilderten und in den Bildern 6, 14 wiedergegebenen Zeichnung, der alte deutsche Doppeladler und das Freiburger Kreuzwappen; die vergoldete Spitze in durchbrochener Arbeit enthält in Silber den deutschen Reichsadler.

Hand in Hand mit manchen sfragistischen Neuerungen ging auch in den letzten Jahren die jetzt geltende Festssetzung der Fakultätsfarben: für die theologische Fakultät violett, für die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät karmoisinrot, für die medizinische Fakultät blau, für die philosophische Fakultät grün und für die mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät orange-gelb.



V. Die Universitätszeichen am neuen Kollegienhaus.

Ganz neue Auffassungen zum Teil der Zeichnung des Universitätsiegels und der Fakultätszeichen finden sich an und in dem neuen Kollegienhause der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg i. Br. Während übrigens an den Wänden der neuen Aula dort die Fakultäten durch fünf überlebensgroße allegorische Figuren von Professor Ferdinand Keller in

Karlsruhe versinnbildlicht werden sollen, von denen ein Bild zu gewinnen oder zu geben erst nach Fertigstellung des neuen Kollegienhauses möglich sein wird, finden sich in den lichten Fenstern desselben Raumes als symbolische Merkmale ohne Betonung der Fakultätsfarben zweimal in den zehn Fenstern nach Westen und nach Osten Glasgemälde von Professor Fritz Geiges in Freiburg: ein Kreuz (Theologie) rechts und ein durch eine Flamme wiedergegebenes Licht (Philosophie) links umgeben die Bilder einer Wage (Rechtswissenschaft), einer Schale mit Schlange (Heilkunde) und einer Erdkugel (Mathematik und Naturwissenschaft). Das Universitätsiegel dagegen findet zweimal den gleichen künstlerischen Ausdruck an und in dem neuen Kollegienhaus: einmal auf der Westseite der in modernisiertem Barockstil gehaltenen Fassade an der Vorderstraße, nämlich an der südlichen Ecke in Höhe des 2. und 3. Stockwerkes (siehe Bild 40) und sodann in dem der großen Halle im Erdgeschoß vorliegenden Vorraume links nach dem Haupteingang von der Belfortstraße (siehe Bild 41); beide Skulpturen wurden auf Veranlassung der Universität auf Grund von Angaben des Privatdozenten Dr. Anton Eitel und nach Entwürfen des Professors Hermann Billig in Karlsruhe ausgeführt, hier als bemaltes und glasiertes, von der Gr. Majolikamanufaktur in Karlsruhe hergestelltes Tonrelief in etwa halber Lebensgröße (siehe Bild 41) und dort in einem gewaltigen, von Bildhauer Adolf Studinger in Karlsruhe ausgeführten Sandsteinrelief von etwa doppelter Lebensgröße (siehe Bild 40). Das zuletzt genannte bildhauerische Werk trat übrigens anstelle eines an demselben Platze zur Belebung der Architektur ursprünglich beabsichtigten badischen Staatswappens. Beidemal sitzt der hl. Hieronymus geradeauschauend auf einem Lehnstuhl mit alten, ersten Zügen, bartlosem Gesicht ohne Heiligenschein, mit langem (rotem) Kardinalsgewand (mit hellem [Pelz] Futter); auf dem Haupte trägt er einen flachen (roten) Kardinalshut mit einer Art von Haube darunter, mit (hellroten) Schnüren, die auf die Schultern herunterfallen und auf der Brust zusammengeknüpft sind; die Rechte hält der Heilige zum Lehren erhoben, die Linke hält

ein auf dem Schoß aufgeschlagenes Buch; zu Füßen des Schutzheiligen ruht ein (gelber) Löwe. Auf beiden Bildwerken ist die Gestalt des Patrons umgeben von folgenden ovalen, ohne Rangkronen bedeckten Wappen, die der historischen Folge nach aufgezählt werden: unten links das Wappen des Erzhauses Österreich mit (silberner [weißer]) Binde auf (rotem) Feld, unten



örtliche Lage, die jetzige politische Zugehörigkeit, mehr aber noch auf die schutzherrliche Stellung des Großherzogs von Baden als Inhaber der Staatsgewalt und Rector Magnificentissimus der Universitas Alberto-Ludoviciana. Eine den geschilderten Skulpturen ähnliche Darstellung soll auch die Lehne des künftigen Prorektorstuhls zieren. Das badische Hauswappen in ovalem



40. Der Universitätspatron von Prof. S. Billing an der Westseite des neuen Kollegienhauses.

Aufnahme von Hesp photograph C. Ruf.

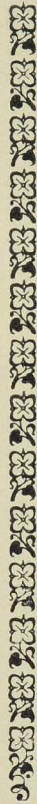
rechts das Wappen von Niederösterreich mit fünf (goldenen) Adlern auf (blauem) Feld, beide im Hinblick auf den Stifter und die frühere politische Zugehörigkeit der Hochschule zu Österreich, oben links das Wappen des Breisgaves mit (rotem) gekröntem Löwen auf (silbernem [weißem]) Grund, oben rechts das Wappen des badischen Hauses (siehe Seite 16) mit (rotem) Schräglinksbalken (auf goldenem Feld), beide mit Rücksicht auf die



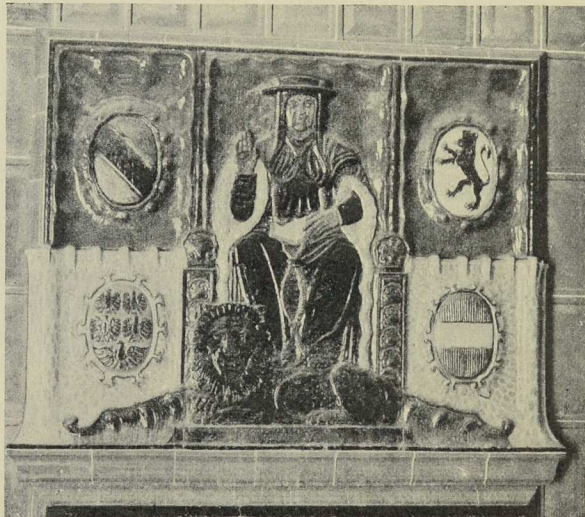
Schild, bedeckt mit der Königskrone, ist auch über dem Haupteingang des neuen Kollegienhauses an der Belfortstraße, dagegen das badische, von zwei gekröntem silbernen rückwärts schauenden Greifen gehaltene Staatswappen mit allerdings nur einer Ordensinsignie³⁷⁾ darum als flaches bemaltes Tonrelief und als Gegenstück zum Universitätspatron im Windfang hinter dem Haupteingang angebracht. Zwar ist das Freiburger

Stadtwappen, das (rote) Kreuz (in Silber) weggelassen; dafür prangt es über dem Türsturz des Eingangs am Nordende der Westseite des neuen Kollegienhauses auf kräftigem, stark gewölbtem ovalem Schild. Doch unterliegt es keiner Frage, daß das Freiburger Stadtwappen wie im alten Universitätsiegel in einem in Zukunft einmal anzufertigenden Siegel der Alma Mater in Freiburg richtigerweise kaum zu entbehren ist. Warum sollte auch nicht das Siegel der Alberto-Ludwigs-Universität in Freiburg, ohne daß man das Alte unter sorgfältiger Aufbewahrung geringschätzt, nach der schon vor über 100 Jahren erfolgten Änderung der politischen Zugehörigkeit der Hochschule und dem in neuester Zeit sich so erfreulich verbessernden Kunstgeschmack nicht so beschaffen sein, daß die veränderte öffentlich-rechtliche Lage der Alberto-Ludoviciana in geschichtlich unzweideutiger und in ästhetisch ansprechender Weise zum Ausdruck gebracht wird?

Die Notwendigkeit der Errichtung des neuen

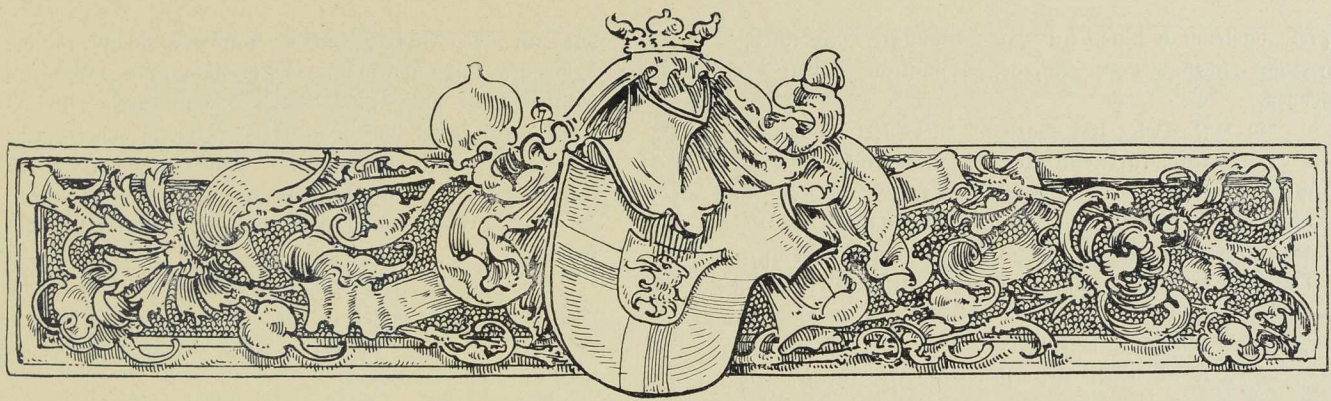


Kollegienhauses der Freiburger Universität erkannt und die Erbauung gefördert zu haben, ist das Verdienst der Regierung weiland Großherzogs Friedrich I. In Erinnerung an seine landesväterliche Sorge dafür und die persönliche Legung des Grundsteins durch ihn ist über dem Haupteingang des neuen Kollegienhauses die Inschrift eingemeißelt: „MCMVI · MCMXI · AEDEM · A · PATRE · STUDIIS · DEDICATAM · EREXIT · FRIDERICUS · II.“ Mögen sich unter diesem hochherzigen Großherzog und dem starken Schutze des deutschen Reiches die Hoffnungen des Stifters der Universität vor schon über 450 Jahren verwirklichen, daß aus ihr, als aus „einem Brunnen des Lebens“ . . . „von allen Enden der Welt unversiegbar geschöpft werde erleuchtendes Wasser tröstlicher und heilsamer Weisheit“ gleichzeitig zur Erfüllung des Spruches außen um die Aula des neuen Kollegienhauses: „DIE WAHRHEIT WIRD EUCH FREI MACHEN“ 33).



41. Der Universitätspatron von Prof. J. Billing im Vestibül des neuen Kollegienhauses.

Aufnahme von Hesp photograph C. Ruf.



Anmerkungen.

1) Erst später kam universitas im Zusammenhang mit litterarum, also im Sinne von Gesamtheit der Wissenschaften auf.

2) F. Geiges, Das historische Wappen der Stadt Freiburg i. B., Zeitschrift des Breisgau-Vereins Schauinsland 1882, 9. Jahrl., S. 22.

3) Infolge Umzugs des Universitätsarchivs seit September bis zur Drucklegung dieser Abhandlung im Oktober war es dem Verfasser nicht möglich, Urkunden mit diesen Siegeln zu prüfen.

4) Rechts in der Heraldik ist die von dem Beschauer linke, und links die vom Beschauer rechte Seite. In dieser Weise werden in diesem Aufsatz alle heraldischen Schilderungen erfolgen. Die gleiche Art der Bezeichnung ist auch in der Liturgik üblich, wird jedoch in diesem Aufsatz nicht angewendet werden.

5) Wie es zu einem der ersten Male auf einem Siegel des Herzogs Rudolf IV. aus dem Jahre 1359 nachweisbar ist.

6) Eine Farbenzusammenstellung, die zuerst an den Schnüren einer Urkunde der Herzöge Wilhelm, Leopold und Albrecht von Österreich aus dem Jahre 1386 nachweisbar ist.

7) J. B. Siebmacher a. o. a. O. I. Bd., 4. Abt., I.—9. Lief., S. 19, Taf. 36.

8) Vgl. Anm. 2.

9) Wegen der Wortform brisgaudie statt brisgaviae vgl. A. Krieger, topographisches Wörterbuch für das Großh. Baden, I. Bd., S. 274.

10) Vgl. Anm. 3.

11) Jetzt Albert-Karolinenstift an der Franziskanerstraße Nr. 9 in Freiburg.

12) Wegen der Wortform siehe Krieger a. a. O.

13) Etwa in der Gegend der Günterstal- und Lorettostraße.

14) An der ganzen Nordseite von Unterlinden vom Vinzenzshaus bis an die Ecke der Merianstraße.

15) F ist nicht ein Meisterzeichen, sondern ein Beschauzeichen der Stadt; vgl. M. Rosenberg, Die Freiburger Goldschmiede Merkzeichen. Zeitschr. des Breisgau-Vereins Schauinsland 1892, Jahrl. 19, S. 49.

16) Laut Inschrift wiegt das Szepter $4\frac{1}{2}$ Mark) 5 Lot. Eine — es ist gemeint die Römische, nicht die

Wiener — Mark hatte 234 gr. In der Tat beträgt das Gewicht des Szepters 1 kg 100 gr.

17) Wegen des Löwen vgl. S. 17.

18) Ein fast gleiches Glasgemälde, worauf aber der Heilige ein Buch in der Hand hält, vom Karton desselben Meisters aus seiner Zeit, aus der gräfl. W. v. Douglaschen Sammlung, birgt die städtische Kunstsammlung in Freiburg in der Villa Colombi am Rottecksplatz (siehe Bild 25).

19) A. Woltmann, Holbein und seine Zeit, I. Bd. S. 178, Krans a. o. a. O. S. 10 f., Kempf und Schuster a. o. a. S. 175 f., J. Mayer, Zur Geschichte der Universitätskapelle im Münster, Fbger. Münsterbaublätter 1907, 3. Jahrgang, S. 42 f., J. Baumgarten, Das Freiburger Münster S. 50 f.

20) Die Annahme eines lehrenden Christus auf dem ältesten Universitätsiegel findet nach Mitteilung des Prof. F. Geiges noch weitere Bestätigung durch ein Glasgemälde aus der Sammlung des Lord Sudeley und in Toddington Castle, das durch die darauf angebrachten Wappen des Erzhäuses Österreich, Niederösterreich und der Stadt Freiburg ganz deutlich seine Beziehungen zu Freiburg beweist; das Bild zeigt auch einen lehrenden Christus (Auktions-Katalog von J. Zelbing in München 1911 Nr. 189).

21) Nicht der Apostel Paulus wie Seite 7, II, 13 (vgl. auch Anm. 23).

22) Die Farben der Gewänder der vier Fakultätspatrone haben offenbar nichts mit den Fakultätsfarben unmittelbar gemeinsam.

23) Nach der Legende bestand der Evangelist Johannes in Rom vor der porta Latina ein Martyrium in einem Kessel mit heißem Öl; doch ist diese Darstellung in der Kunstgeschichte nur selten.

24) Das Gewicht beträgt 172 gr.

25) Bad. Verfassungsurkunde vom 22. Aug. 1818, § 21.

26) Sprachlich richtiger wäre gewesen „Albrecht-Ludwigs-Universität“; richtig hingegen ist die lateinische Bezeichnung: „Alberto-Ludoviciana“.

27) In Anknüpfung daran, daß der ursprüngliche Markgraf Karl Friedrich von Baden nach seinem Eintritt in den Rheinbund den von Napoleon I. angebotenen Königs-

titel abgelehnt hat und sich damit begnügte, sich „Großherzog“, aber mit der Anrede „Königliche Hoheit“ zu nennen.

28) Vgl. Seite 16. Dazu ist zu bemerken, daß der auf Legitimationskarten in Freiburg aufgedruckte Stempel nicht die Aufschrift „Der Disziplinarbeamte“, sondern jetzt noch „AKADEMISCHE DISZIPLINARBEHÖRDE“ trägt. Übrigens hatte die Einführung der Reichsjustizgesetze im Jahr 1879 auf die strafgerichtliche Verfassung der Freiburger Universität nach dem Gesetz vom 20. Febr. 1868 keinen Einfluß ausgeübt.

29) Das schon als Reiteriegel des Markgrafen Hermann V. aus den Jahren 1207–1245 nachweisbar ist.

30) Vielleicht wäre es angebracht, auf dem Handfarbenstempel statt schwarzgrauer Farbe wie bisher sich blauer Stempelfarbe zu bedienen, weil dann dadurch zusammen mit weißem Papier die Universitätsfarben sich ergäben.

31) Nach den bedeutenden Gebietserweiterungen der Markgrafschaft Baden-Durlach in den Jahren 1771, 1801, 1803 und 1805 und der Vereinigung zu einem Großherzogtum (vgl. Anm. 27) teilte Karl Friedrich alsbald das badische Land in drei Provinzen ein: in die des Mittelrheins oder die Markgrafschaft, in die des Untertheins oder die Pfalzgrafschaft und in die des Oberrheins oder die Landgrafschaft. Die Bezeichnung „Landgrafschaft“ ist gewählt in wahrscheinlich unbeabsichtigter Anlehnung an die vielen Besitzungen und mit Wahrung des Landfriedens verbundenen Grafschaftsrechte, die einst

das nur den Titel „Herzöge“ führende Geschlecht der Zähringer nach und nach erwarb und aus denen schon frühzeitig mit der Stadt Baden allmählich ein selbständiges Reichsgebiet und in neuerer Zeit das Großherzogtum Baden entstand (vgl. Anm. 27). Auch kam unter der seit Rudolf von Habsburg beginnenden österreichischen Herrschaft im Breisgau die Bezeichnung „Landgrafschaft“ dafür vor.

32) Für die frühere Oberschaffnei oder Wirtschaftsverwaltung zu Ehingen an der Donau in Württemberg.

33) Die schon im Jahre 1027 genannte Habsburg liegt im Kanton Aargau.

34) Vgl. Seite 16, Anm. 31.

35) Gr. Bad. Reg.-Blatt 1807, S. 83. General-Aus-schreiben. Titel, Siegel und Wappen des Großh. Hauses Baden betr.: „Das Hauptbild hat in seinen Feldern . . . die Wappenzeichen der einzelnen Theile, woraus das Großherzogtum zusammengewachsen ist, nemlich . . . 4) Breisgau: ein rother goldgekrönter rechtssehender Löwe mit ausgeschlagener Zunge auf Silber“.

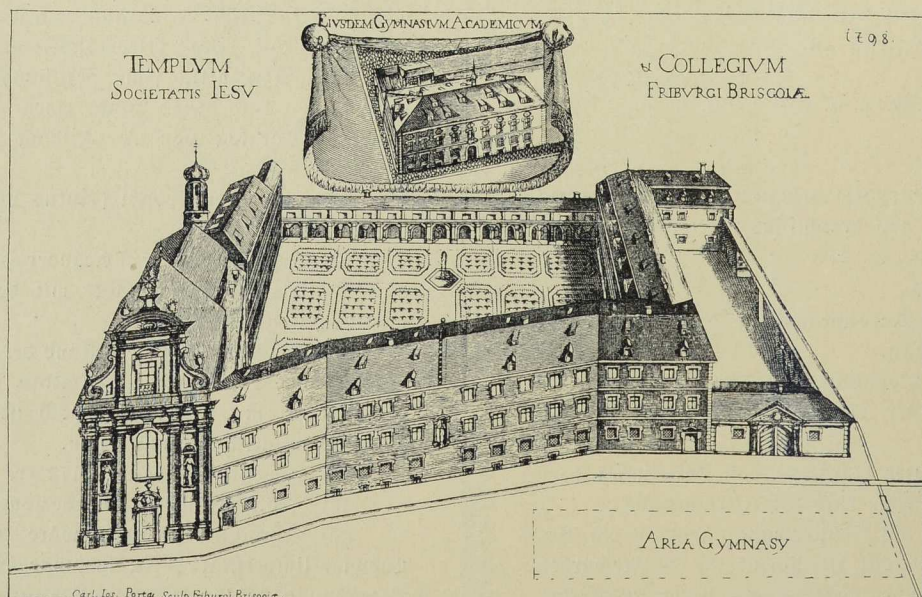
36) Die Kyburg liegt im Kanton Zürich.

37) Das badische Staatswappen ist eigentlich umgeben mit den Insignien des Zähringer Löwenordens, des Militärverdienstordens und des Ordens der Treue.

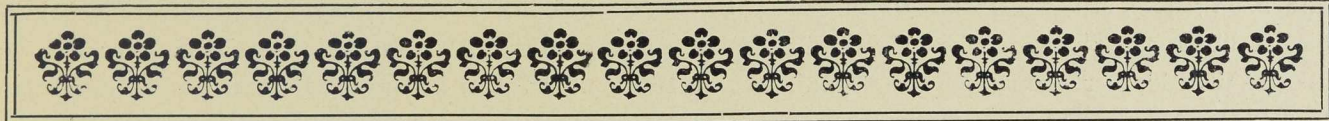
38) Ev. Joh. 8, 32.

Anmerkung des Verfassers: Allen, die mir Materialien zur Verwendung in dieser Arbeit vorlegten oder mittheilten und zur Herstellung der Bilder behilflich waren, spreche ich meinen Dank aus.

Berichtigungen: Bild 9 gehört an die Stelle von Bild 12 und umgekehrt. — Während des Druckes ist das in Anmerkung 20 erwähnte Glasgemälde von der Stadt Freiburg erworben und in die städtische Kunstsammlung in der Villa Colombi eingereicht worden.



42. Das frühere Kollegienhaus in der Bertholdstraße, aus der Festschrift: Das neue Stadttheater in Freiburg i. B., S. 4.



Zusatz zu: Die Zeichen und Siegel der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg i. B.

Nach Herausgabe des Erinnerungsblattes des Breisgauvereins Schau-ins-Land zur Einweihung des neuen Kollegienhauses der Universität Freiburg ergibt sich, daß einige ihrer Fakultäten noch an andern Stellen und in weiteren Formen sich besonderer Zeichen bedienten. Es haben sich nämlich noch für die theologische, juristische und medizinische Fakultät drei Ex libris gefunden, die sie entsprechend der bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst aufkommenden, im 16. bis 18. Jahrhundert durch künstlerische Einflüsse besonders geförderten und



43. Ex libris der theologischen Fakultät.

sungen gehalten wurden, so hatte auch noch bis im Anfang des 19. Jahrhunderts jede Fakultät ihrer früheren genossenschaftlichen Abschließung in sich und ihrer Selbständigkeit entsprechend ihre eigene Büchersammlung. Von gleicher Größe gelangten die in den Abbildungen 43—45 wiedergegebenen Ex libris nach den darauf ersichtlichen Jahreszahlen wenige Jahre nach dem Studienplan Maria Theresias von 1752 zur Einführung.

In Kupferstich auf Büttenpapier hergestellt

weitverbreiteter Sitte zur Bezeichnung der Bücher aus ihren Bibliotheken auf der Innenseite der Bücherdeckel einklebten. — Daß keine Ex libris der Universität selbst vorhanden sind, hängt damit zusammen, daß sie vor Überlassung des Kollegiums der Societas Jesu zu Lehrzwecken und des gegenüberliegenden zugleich als Kongregations- und Theatergebäude benützten Gymnasiums zu Bibliothekszwecken im Jahr 1774 keine einheitliche Bücherei besaß. Wie bis damals für die einzelnen Fakultäten in verschiedenen Gebäuden Vorle-



44. Ex libris der juristischen Fakultät



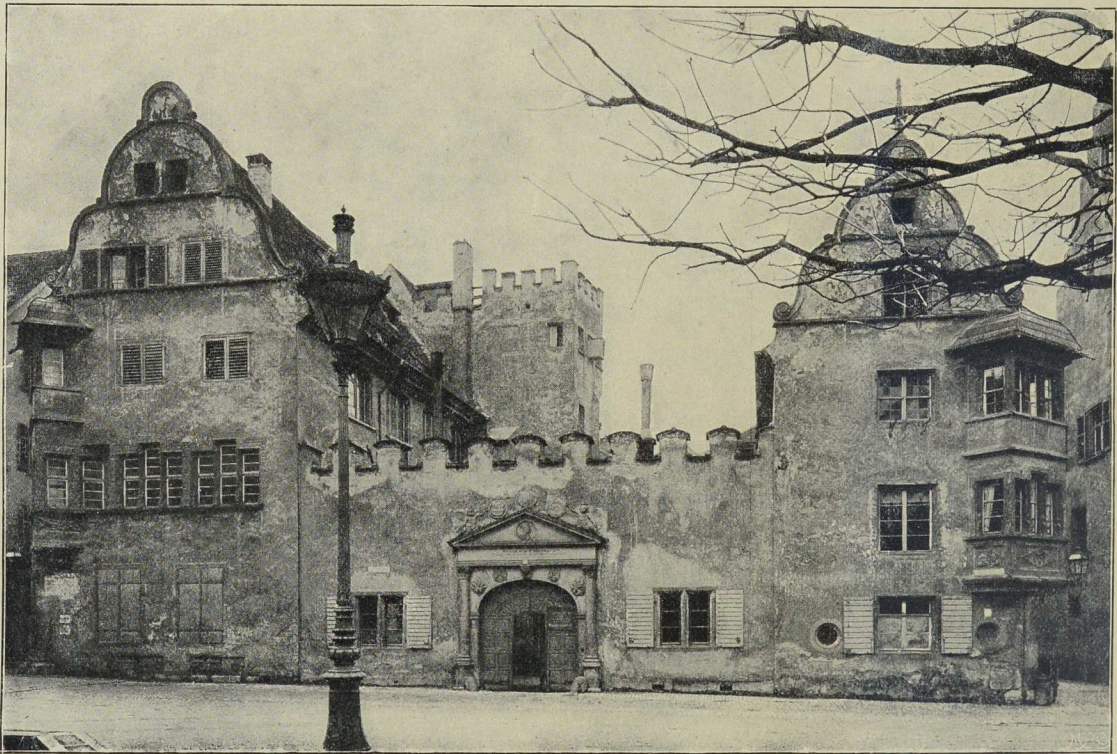
45. Ex libris der medizinischen Fakultät.

und häufig noch den Prägerand zeigend, weisen die Ex libris der theologischen Fakultät den „S. PAVLVS“, der juristischen Fakultät den „S. IVO“, der medizinischen Fakultät den „S. LVCAS“ auf. Die darauf vorkommenden teilweise mit Herzogskronen und Erzherzogshüten bedeckten Wappen ergeben sich aus meiner Abhandlung: „Die Zeichen und Siegel der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. B.“ Die den Eigentümer bezeichnenden Aufschriften sind aus den Abbildungen leicht ersichtlich. Die Größe jedes dieser Blättchen beträgt $5,5 \times 8$ cm. Die Namen der, oder richtiger des Künstlers — da zweifellos sämtliche Ex libris von dem gleichen



mit ebensoviel Geschick als Geschmack begabten Kupferstecher herrühren — ist nicht darauf vermerkt. Ein auf dem Schriftband der Signette der juristischen Fakultät aufgezeichneter Vermerk ist wohl als „BIBL“ zu entziffern. Alle Blättchen sind jedenfalls anmutige Beispiele von Ex libris der Rokoko-Kunst mit ihren zierlichen und phantasievollen Dekorationen. Reizendes unsymmetrisches Muschel-, Blatt- und Rankenwerk umrahmt die einzelnen Zettel, die zugleich treffliche Beispiele des Standes der graphischen Künste in der Mitte des 18. Jahrhunderts und des Ornamentationsgeschmacks seiner Zeit bilden.

Dr. R. Blume.



46. Die alte Universität. Aus der Festschrift: Der Rathausneubau der Stadt Freiburg i. B., S. 5.

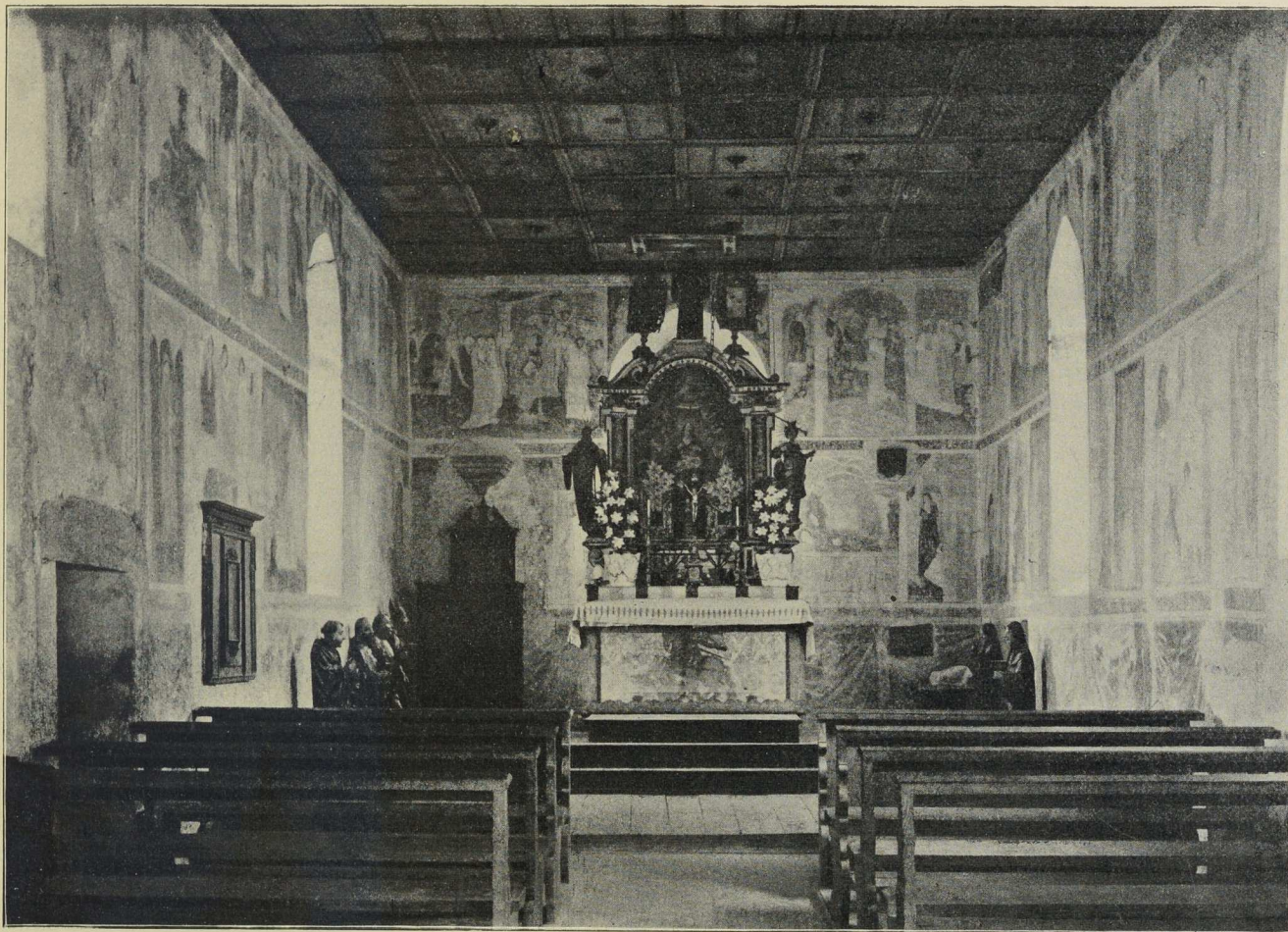


Abb. 1. Innenansicht des gotischen Choranbaues mit den Wandbildern von 1432.

Die St. Leonhardskapelle zu Landschlacht und ihre neuentdeckten Wandgemälde.

Von Dipl.-Ing. Friedrich Wielandt und Dr. Franz Beyerle.

(II. Teil.)

Der gotische Choranbau und seine Wandgemälde.

Der Anbau des Chores der St. Leonhardskapelle fällt in das Ende des 14. oder den Beginn des 15. Jahrhunderts. Schon die schlichte und strenge Form der Fenster weist daraufhin. Am Maßwerk fehlen Zwickel oder Rosetten völlig; die durch einen einfach profilierten Stab geteilten Felder laufen in Spitzbogenjoch aus, welche nach unten durch Nasen abgegliedert sind. Die Gewände tragen ferner ein Steinmetzzeichen hochgotischen Charakters. Bei der Chorausma-



lung des Jahres 1432 endlich war der Verputz stellenweise bereits defekt; ohne ihn auszubessern, trug der Maler seine Farbe auch auf die mannigfach ausgebrochenen rauhen Putznarben auf. All diese Umstände sprechen dafür, daß der Anbau nicht später als um 1400 entstanden ist.

Als derselbe erstellt wurde, zierte der frühgotische Passionszyklus bereits die südliche Wand der alten Kapelle. An der Nordwand waren außer dem Mäanderfragment kaum mehr andere Gemälde erhalten. Der Bauherr hat nun die bestehende Kapelle mit dem gotischen Chor zu einem Ganzen zu verschmelzen gesucht. Der Fuß-

boden ward, wie erwähnt, höher gelegt, ebenso die Decke. Auch die Wände wurden in gleicher Flucht geführt. Die kleinen Luziden des Westteils faßte man an der Innenseite mit einem gemalten gotischen Spitzbogenmuster nach Art der Fensterjoche ein. In der Manier dieser Ausmalung ist weiter eine Heiligenfigur gehalten, welche die Nordwand nahe dem Seitenportale schmückt und einen Pilger darstellt in blauem Unterkleide und weißem, muschelbesetztem Mantel. Das gelockte Haupt trägt den hinten aufge-



Abb. 2. Südan sicht der Kapelle.

frempten Herzogshut; an der Seite hängt das Horn. Die Bildeinfassung läuft in einen etwas gedrückten Kielbogen aus; mit ihren flott gezeichneten Krabben und der übergroßen, auf schlankem Halbe ruhenden Kreuzblume erinnert sie an den eleganten Schwung hochgotischer Miniaturen.

Nach rechts scheint sich die Bemalung in einem Teppichmuster fortzusetzen, über welchem abermals die Gestalt eines Heiligen sichtbar wird, der betend vor einer Mandorla kniet. Das von einer Kalotte bedeckte Haupt ragt in den Mäan-

derfries hinein. Ob die Mandorla Christus darstellte oder ob sie eine andere himmlische Erscheinung umrahmte, ist nicht mehr zu erkennen.

Man geht wohl kaum fehl, wie die Erbauung des Chores, so auch diesen Bilderschmuck der Wende des 14. Jahrhunderts zuzuweisen. Es ist die Zeit, in der die Provinzialkunst am Bodensee noch ihre traditionsgetreuen Werke schuf und die starken Anregungen des Konzils, wie überhaupt der neuen Zeit, noch nicht ihren umgestaltenden Einfluß auf das künstlerische Schaffen der Bischofsstadt geübt hatten.

Wie weittragend dieser aber war, zeigt gerade der Bilderschatz, dem wir uns nunmehr zuzuwenden haben, die Chorbemalung der Landschlachter Kapelle. Die Zeit ihrer Entstehung verrät uns eine Inschrift, welche sich auf dem mittleren Horizontalfries der Ostwand rechts vom Fenster befindet (Abb. 10). Wir lesen nämlich hier:

anno · dñi · m° · cccc° · xxxij° ·
depigta · est · / / / / / / / /

Die Schlussworte sind der Dresche der später hier eingesetzten Holzkonsole zum Opfer gefallen, sie mögen etwa „capella haec“ gelautet haben. Möglich, daß sie auch des Meisters Namen, dessen Wappenschild der Inschrift vorgesetzt ist, nannten.

Das Feld, auf dem dieser neue Gemäldezyklus des 15. Jahrhunderts sich ausbreiten sollte, war durch die bauliche Anlage bestimmt. An der Nordseite bildet das alte Seitenportal eine natürliche Fäsur der Wandfläche; ihm gegenüber setzte an der Südwand einst der gotische Passionszyklus ein. Was östlich dieser Linie liegt, mußte der neuen Darstellung zugeweiht werden.

Der Künstler zerlegte zunächst das ganze Feld in drei horizontale Streifen; den unteren bestimmte er für ein Teppichgehänge, den mittleren und oberen für die Bilderreihen. Diese sind unter sich, sowie nach oben und unten durch einen spannenbreiten, weiß geränderten Blumenfries abgegrenzt, welcher den Zyklus auch gegen den Westteil der Kapelle hin horizontal umsäumt. Der obere Bildstreifen nun fiel, mit einziger Ausnahme des Kreuzbildes links vom Chorfenster, ausschließlich der Darstellung der St. Leonhardslegende zu, welche sich sodann im unteren Bild-

streifen fortsetzt, hier jedoch erst an dritter Stelle. Die beiden westlichsten Felder des unteren Bild-



Abb. 3. Motiv aus der Leibung des Ostfensters.

streifens sind nämlich auf beiden Seitenwänden durch andere Darstellungen ausgefüllt. Nächst



Abb. 4. Motiv aus der Leibung des Ostfensters.

dem Bildrande ist an der Nordseite St. Antonius Eremita mit Glocke und Doppelkreuz, an der Südseite St. Leonhard mit der Fessel, von einem

vor ihm knieenden Gefangenen verehrt, dargestellt. Beide stehen unter überwölbtem Baldachine. Daran schließen sich beiderseits zwei Altarbilder, als solche durch eine weiße Umrah-



Abb. 5. Motiv aus der Leibung des Nordfensters.

mungslinie, welche von einem Holzbaldachin her zu führen scheint, kenntlich. An der Nordseite sind die Heiligen Barbara, Ursula und Magdalena, an der Südseite St. Georg mit dem Drachen



Abb. 6. Motiv aus der Leibung des Ostfensters.

und darüber die vera Icon, das Schweisstuch der Veronika, von zwei Engeln gehalten, abgebildet.

Eine Unterbrechung endlich erleidet die Bilderfolge der Legende durch die hohen Fenster des



Chores. Diese zeigen in den Gewänden auf grünem Grunde zierliches Rankenwerk, aus welchem die Brustbilder von Engeln herauswachsen. Sie halten teils (an den Seitenfenstern) Spruchbänder mit liturgischen Sprüchen, teils sind sie (am Ostfenster) als Wappenhalter und Posaunenbläser gestaltet. Von den Inschriften der Spruchbänder sind am Nordfenster noch die Worte **ave · gratia · plena** zu entziffern; es waren also wohl mariologische Themata gewählt. Die beiden Wappen an der Leibung des Ostfensters,

ohne Helmzier und Wappenspruch, konnten bis jetzt nicht gedeutet werden. Das linke derselben hat auf weißem Grunde einen von links unten nach rechts oben geschrägten Querbalken gleicher Farbe, welcher drei schwarze Kugeln trägt.

Das rechtsseitige Wappen ist geteilt. Im oberen Felde weist es ein weißes Wolfseisen

auf schwarzem Grunde auf, im unteren Felde dasselbe weiß auf blauem Grunde.

Über den Fenstern sind in den hier entstehenden Zwickeln je zwei Prophetengestalten dargestellt, welche als Brustbilder aus der Krabbenbesetzung, von einer Kreuzblume gekrönten Fensterumrahmung herauswachsen. Sie halten sämtlich Spruchbänder, deren Inschriften, in gotischer Minuskelschrift, folgenden Wortlaut haben.

Am Nordfenster:

· **dinumeraverūt · oīa · ossa · mea ·**
· **super · vestimenta · mea · m[iserunt] · s[ortem] ·**



Abb. 7. Kreuzigungszone.

Am Ostfenster:
· **mortalis · morte · tradit⁹ · ē** // // // // // . 1)
· **mors · sua · vltā · nostra ·**

Am Südfenster:
· **o · mors · ero · tua ·**
· **verum · in · salutem ·**

Aus der Reihe der nunmehr zu beschreibenden Bilder sei die Kreuzigungsgruppe der Ostwand, da sie außerhalb des Zusammenhanges der übrigen Darstellungen steht, vorweggenommen.

Sie befindet sich in der oberen Reihe links vom Chorfenster. Wir sehen hier in der Mitte den gekreuzigten Heiland, rechts unterm Kreuze Johannes mit dem Evangelienbuche, links die Mutter des Herrn, von zweien der hl. Frauen gestützt. Weiterhin zu beiden Seiten die Schächer am Kreuze. Ihre Arme sind am Ellbogen über

das Querholz gebunden; die Beine hängen frei herab. Den Bildabschluß bilden links zwei Gestalten zu Pferde, deren eine durch den langwallenden Bart und die turbanartige Kopfbedeckung sich als jüdischer Priester kennzeichnet. Rechts erscheint im Vordergrund der Centurio. Die Linke stützt sich auf den ovalen Schild, während die Rechte hinter dem Kreuze des unbußfertigen Schächers hindurch gegen Christus hin ein Spruchband entrollt mit der Minuskelschrift:
· **vere · filius · dei · erat ·**

Hinter dem Hauptmanne sieht man rechts die prächtige Gestalt eines jüdischen Alten, daneben

einen jugendlichen Kopf mit üppigem schwarzem Haar. Im Hintergrunde erscheint unterm Erz- helm das martialische Gesicht eines römischen Kriegers mit Hellebarde, rechts davon noch ein weiterer Helm.

Die Szene ist von ganz besonderem Werte, insofern sie uns dank ihres Vorwurfes am leichtesten einen Vergleich mit der früheren Kunst- übung, deren Schöpfung der Passionszyklus an der Südwand ist, gestattet. Der Abstand ist ein ganz erstaunlicher. An die Stelle einer Flächen- kunst ist Raumdarstellung getreten. Die Figuren

sind gruppen- weise im Bilde verteilt und ohne den stren- gen Rhythmus symmetrischer Aufstellung.

Die Farben- gebung deutet auf eine völlige Wandlung des Geschmackes. An die Stelle der grellen Töne sind stumpfe ge- treten: ein zartes Blau im Mantel Mariä, über dunkel- braunem Unter- gewand ein- französisch-

grüner Mantel bei Johannes. Der Hintergrund ist grau, die in starker Aufsicht gezeichnete Erde hell-siennabraun. Auch das Inkarnat hat nicht mehr den transparenten Rosaton der älteren Leidensbilder; es ist stark mit Deckweiß gemischt oder unterlegt, das im Laufe der Zeit oxydierte, so daß heute die Fleischpartien überall bleigrau erscheinen.

Die St. Leonhardlegende nimmt 20 Ein- zelfelder, wovon 9 der oberen, 11 der unteren Bilderreihe angehören, in Anspruch. In der oberen Reihe an der Nordwand beginnend, schreitet sie von links nach rechts unter Über-

springen des Kreuzbildes die ganze Reihe durch. Vom letzten Felde der Südwand springt alsdann die Erzählung wieder zur Nordwand über, wo- selbst sie mit dem dritten Felde der unteren Reihe fortsetzt und von da bis zum drittletzten Felde derselben durchläuft. In dieser Reihenfolge finden sich folgende Darstellungen:

1. Die Geburt des Heiligen.

Der hl. Leonhard wurde, so berichtet die Legende, ums Jahr 500 in Gallien als Sohn vor- nehmer Eltern geboren, die bei König Chlodwig in Würde und Wertschätzung standen²⁾.

Wir sehen das Geburts- gemach links im Bilde. Die Mutter im Wochenbette unter weißem Baldachin, im Hintergrunde zwei mit weißen Rifen bedeckte Frauen und ein Mädchen mit offenem Haar. Eine Wärterin badet im Vor- dergrunde den Neugeborenen. Durch eine von stattlichem Fen- ster durchbro- chene Zwischen-

wand vom Zimmer getrennt, zeigt sich rechts ein Vorgemach, in welchem dem König ein Mann, wohl der Vater, mit lebhafter Geberde Bericht erstattet.

2. Die Taufe des Heiligen.

Unter Patenschaft des Frankenkönigs Chlod- wig wurde Leonhard vom hl. Bischof Remigius von Reims getauft.

Die Handlung spielt in der Kathedrale zu Reims. Über das Taufsteinbecken hält ein Diakon von links den Täufling; hinter dem Steine stehend vollzieht Remigius im bischöflichen Ornat die feierliche Handlung. Rechts von ihm gewahrt



Abb. 8. Oben: Szene 1 und 2 der Legende. Unten: Links der hl. Antonius der Eremit, in der Mitte die Heiligen Barbara, Ursula und Magdalena, rechts Szene 10 der Legende.

man den König. Im Hintergrunde links drei Frauengestalten, rechts ein Kleriker sowie zwei Laien, deren einer ein Banner trägt.

3. Der Heilige in der Domschule.

Der hl. Remigius selbst unterrichtete den Knaben Leonhard in allen nützlichen Lehren.

Beim Bischof sieht man fünf Schüler mit Lernen beschäftigt. Ihm zunächst, aus einem Buche lesend, St. Leonhard, über dessen Haupte der hl. Geist in Gestalt einer weißen Taube schwebt. Ein anderer von den Knaben hält eine Rolle, die in Minuskelschrift das ABC bis zum Buchstaben M zeigt. Rechts und im Hintergrunde zwei Kleriker, beide durch ein Buch als Scholaster gekennzeichnet. Als Kulissen dienen rechts eine gelb getönte Basilika mit brillanten Schatteneffekten, links ein Torbogen.

4. St. Leonhard zieht in die Einsamkeit.

Als der hl. Leonhard herangewachsen war, sollte er sich nach dem Vorgange seiner Eltern und Ahnen dem königlichen Dienste widmen, allein er schlug dessen ehrenvolle Angebote aus.

Die Darstellung zeigt im Vordergrund den König, wie er dem Jüngling einen Pallasch als Zeichen seines Dienstes entgegenhält. Unter ablehnender Gebärde schreitet aber der Jüngling, mit dem hl. Buche versehen, dem rechts im Bilde auftauchenden Walde zu. Als Kulisse dient hier links ein zinnengekröntes Gebäude, durch dessen weitgespanntes Torjoch das Auge freien Blick ins Innere erhält. Unterm Tor halten vier Trabanten zwei Pferde bereit.

Nach dem hier eingeschobenen Kreuzbilde folgt:

5. Die Einkleidung des Heiligen.

Vom Hofe des Königs hinweg begab sich Leonhard zum hl. Remigius, dessen frommen

Unterweisungen er ein aufmerksames Gehör lieb, sich so zum Vorkämpfertum für den Herrn rüstend.

Unser Bild stellt die Aufnahme des jungen Leonhard in das kanonische Leben dar³⁾, durch welches vorerst die Kleriker einer Kirche gleich Mönchen eines Klosters zu einer Gemeinschaft verbunden waren. Man erblickt links im Bilde den Innenraum einer Kirche, in welcher Leonhard knieend aus der Hand des hl. Remigius das kanonische Kleid empfängt. Im Hintergrunde werden assistierende Kleriker sichtbar, links etliche vornehme Laien. Vor der Kirche draußen, im Bilde rechts, gewahrt man zwei Frauen mit weißem Kopftuch und eine weitere Gestalt in langem Gewande.

6. St. Leonhard befreit einen Gefangenen.

Der Heilige erlangte, wie die Legende erzählt, solch hohe Gunst beim Könige, daß alle Eingekerkerten, die er besuchte, begnadigt und auf freien Fuß gesetzt wurden.

Die Szene will einen dieser Fälle darstellen. Der Heilige reitet auf seinem Esel einer Stadt zu, an deren Tor ein Gefangener, an Armen und Beinen gefesselt, vertrauensvoll sich dem nahenden Erretter zuwendet. Begrenzt wird die Szene links vom Walde, rechts von der Häuser- und Torflucht der Stadt.

7. Der Heilige schlägt die bischöfliche Würde aus.

Als nun der Ruhm seiner Heiligkeit wuchs, wurde Leonhard vom Könige lange bei sich zurückgehalten, da er ihm einen Bischofsstiz zugedacht hatte. Allein der Heilige schlug diese Würde aus und begab sich mit seinem Bruder Lifardus nach Orleans, woselbst er beim Mönche



Abb. 9. Oben: Szene 3 und 4; unten: Szene 11 und 12 der Legende.



Marimin eine Zeit lang im Kloster verweilte, und von da in einen einsamen Wald unweit der Stadt Limoges.

Der den Legenden so geläufige Vorgang der Ausschlagung bischöflicher Würde hat hier seinen Darsteller gefunden. In der Mitte der Szene erblickt man den Heiligen, rechts davon den auf ihn einredenden König. Im Hintergrunde zwischen beiden hält ein Kleriker die Mitra bereit. Links erscheinen zwei Trabanten sowie eine Gestalt in langem Gewande und weißer Mütze, wohl ein Fürst; rechts neben zwei königlichen Gefolgsmännern ein weiterer Kleriker.

8. Die Jagdfahrt des Königs.

In dem gleichen Walde, der St. Leonhard zum Aufenthalt diente, befand sich auch ein Jagdschloß des Königs, welcher hier alljährlich in Begleitung der Königin zu jagen pflegte. So geschah es auch um diese Zeit, daß er wieder einmal mit seiner Gemahlin und großem Gefolge zur Jagd auszog.

Links im Bilde erblickt man das Schloß, in dessen Inneres sich der Blick durch einen weitgesprengten Torbogen auftritt. Aus dem Tore heraus reitet der König mit der Königin, vom Jagdgefolge begleitet. Im Vordergrund die Meute. Der König deutet nach vorne (rechts), dem Ziele des Ritteres. Als Hintergrund dient auch hier ein Laubwald.

9. Der Heilige wird vom König um Hilfe angefleht.

Als sich nun der König auf der Jagd befand, da befahl seine Gemahlin zumal große Not von der Niederkunft, der sie entgegensah. Alle Hilfsversuche der Ärzte blieben erfolglos.



Da wandte sich der König in seiner Not an Leonhard, ihn um die Hilfe des Himmels angehend.

Dies der Vorwurf des 9. Bildes. Wir befinden uns im Walde, der links das Gesichtsfeld abschließt. Im Vordergrund steht, mit vorgebreiteten Armen, der Heilige, den der König kniefällig um Hilfe anfleht; rechts das Gefolge des Herrschers.

In der unteren Reihe folgt nunmehr:

10. Die Rettung von Mutter und Kind.

Als nun der Heilige zur Königin hingeführt wurde, erlangte er durch seine Fürbitte bei Gott alsbald, worum der König gefleht: die Errettung der Mutter und des Kindes aus der drohenden Lebensgefahr. Die Kleinodien, welche ihm der König schenken wollte, schlug Leonhard mit der Bitte aus, er möge sie den Armen geben. Für sich selbst erbitte er von diesem Walde soviel zu eigen, als er in einer Nacht mit seinem Esel zu umreiten vermöge, was der König mit Freuden bewilligte.

Der Maler hat die glückliche Niederkunft der Königin zum Vorwurfe gewählt. Vor dem den

Ausblick begrenzenden Wald ist ein Bett aufgeschlagen, in dem die Königin ruht. Eine Wärterin hält auch hier im Vordergrund den Neugeborenen. Hinter dem Lager der Mutter erblickt man den Heiligen nebst Gefolgsleuten und rechts im Bilde den König.

11. Die Klostergründung von Nobiliacum.

So ist wohl diese Darstellung zu erklären. Die Legende berichtet, der Heilige habe alsbald nach der Schenkung dieses Waldes begonnen,



Abb. 10. Oben: Szene 5; unten: Szene 14 der Legende.



in demselben ein Kloster zu errichten und der Mutter des Herrn zu weihen. Hier habe er dann mit zwei frommen Brüdern ein gemeinschaftliches Leben geführt. Seine Gnade bei Gott sei aber so groß gewesen, daß viele Gefangene, welche ihn vertrauensvoll anriefen, freien Fußes davonschritten und die durch ein Wunder aufgesprungenen Fesseln dem Heiligen brachten. Mehrere dieser Leute seien im Kloster verblieben.

Wir sehen im Vordergrunde links den Heiligen, vor welchem drei Männer im Laiengewande knien. Aus des vordersten Händen nimmt St. Leonhard die Fesseln entgegen, indessen der mittlere der Knieenden eben das Fesselband hält.

Im Hintergrunde ist rechts ein Gebäude, das Kloster des Heiligen, sichtbar, in das aufgenommen zu werden die drei bitten. Links ist wiederum der Limoger Forst dargestellt.

12. Die wunderbare Quelle.

Als es sich zeigte, daß für das Kloster bis auf eine Meile im Umkreis kein Wasser zu finden war, befahl der Heilige den Mönchen, an Ort und Stelle eine Zisterne zu graben, und siehe da: auf sein Gebet hin entsprang eine Wasserquelle und füllte den Brunnen.

Die Szene ist ohne Hintergrund. Links der Heilige, wie er mit dem Pedum nach dem Brunnen deutet, dem die ersehnte Quelle auch zufließt. Rechts zeigt sich der Klosterbau in fein behandelte gotischer Architektur mit grünem Ziegeldach.



Aus stattlichem Tore kommen zahlreiche Mönche die vordersten in voller Gestalt sichtbar, herausgeschritten, um dem Vorgange zu folgen. Hinter dem Gebäude sind noch ein Kleriker und einige Laien wahrzunehmen.

13. St. Leonhard predigt dem Volke.

So glauben wir diese Szene deuten zu sollen. Eine Steinische unterbricht hier die Wandfläche, deren Bemalung überdies schlecht erhalten ist. Wir erkennen noch: Rechts von der Nische auf

hoher Mauer steht der Heilige, über die Brüstung gelehnt und dem Volke predigend. Zu seinen Füßen Zuhörer aus dem Volke, ebenso links der Nische eine Frau in anscheinend betender Haltung. Rechts im Bilde sieht man ein Gebäude mit Torjoch, etwa ein Stadttor, an das eine Leiter gelehnt ist, auf welcher ein Mann ab- (oder auf-) zu steigen im Besgriffe steht.



Abb. 11. Oben: Szene 8 und 9 der Legende. Unten: Links Szene 19 und 20 derselben; in der Mitte St. Georg mit dem Drachen, darüber das Schweistuch Christi; rechts St. Leonhard.



In der Legende ließ sich ein bestimmter Vorgang, auf den unsere Darstellung zu deuten wäre, nicht entdecken.

14. Szene. Der Tod des hl. Leonhard.

Wie der Heilige durch seine Wunder und frommen Lehren viele als Mönche um sich vereinte, die seinem Beispiele folgend in der Einsamkeit des Klosters Nobiliacum Gott dienten, so scharten sich auch sieben fromme Dienerinnen des Herrn um ihn, welche demselben edeln Stamme entsprossen waren, wie er selbst. Der Heilige wies ihnen im Walde eine Klausel an, woselbst

sie nach seinem Vorbilde einen heiligen Lebenswandel führten. So beschloß er, durch seine Tugenden berühmt, sein heiliges Leben zu Nobiliacum am 6. November des Jahres 559.

Unser Bild zeigt links einen überwölbten Raum, welcher durch zwei Rundbogenjoche dem Blicke des Beschauers Einlaß bietet. In der Mitte des Raumes ruht im Steinsarge der Leichnam des Heiligen, die Arme über die Brust gekreuzt. Hinter dem Schreine rechts und links die Mönche, in der Mitte eine weiße Gestalt, die den Toten betrachtet. Rechts im Bildfelde, außerhalb der Klosterhallen von Nobiliacum, gewahrt man im Hintergrund ein zweites Gebäude, wohl das Haus der sieben Nonnen. Drei derselben schreiten daraus hervor, in betender Haltung der Sterbestätte des Heiligen zugewandt.

Die nun folgenden sechs Darstellungen veranschaulichen die Ausübung der Werke leiblicher Barmherzigkeit durch den hl. Leonhard. Wir sehen ihn:

15. einen Nackten bekleiden,
16. einen Fremden beherbergen,
17. einen Hungernden speisen,
18. einen Durstenden tränken,
19. einen Gefangenen besuchen,
20. einen Toten begraben⁴⁾.

Technik und Komposition der Landschaftlicher Chorbemalung verdienen noch eine kurze Erörterung. Die Technik ist Tempera; die fettige Substanz des Bindemittels ist teils stärker dem Farbstoffe beigemischt, so namentlich beim Ocker und Sienabraun, teils, wie besonders bei Sepia und Violett, in ganz geringem Maße, so daß der pastose Auftrag sich heute leicht mit der Hand zu Staub zerreiben läßt.

In der Farbengebung ist ein französischgrüner, ein sepiabrauner, violetter und hellblauer Ton bevorzugt. Diese Skala wechselt in den Gewändern der dargestellten Personen mit weiß. Der Erdboden oder der Estrich von Kirchen, die Holzdecke der dargestellten Tor- und Burgräume, oder auch die Meute des Jagdfahrtbildes sind in hell Siena gehalten, während für Pferde ein englischroter Ton verwendet wird. Die Architektur ist weiß, mit grauen Schatten. Das oben zum Kreuzbilde hinsichtlich des Inkarnats Gesagte

gilt auch für die Legendenbilder. Die Haare, durch ein paar kräftige Striche in Strähnen zerlegt, sind durchweg in licht Ocker gemalt. Den Bildgrund ergibt abwechselnd ein grauer und ein rotbrauner Ton. Soweit die Szenerie nicht von Kulissen eingefasst ist, wird das Kolorit des Grundes von einem spannenbreiten Randstreifen in blasserer Tönung (lichtblau bzw. lichtbraun) gesäumt.

Die Modellierung des Figürlichen ist eine nur leichte. Zwar ist der Fußboden (Estrich oder Erde) stets nach dem Vordergrunde hin wirkungsvoll abgehellt; auf Schattierung an Gliedern oder Gewändern hat dagegen der Maler im allgemeinen verzichtet. Der Faltenwurf der Kleidung wird durch schmale Schatten, oft nur durch Linien bezeichnet. Deutlich verrät sich auch hier noch, wie im Passionszyklus des Westteils, der Einfluß jener illuminierten Federzeichnungen, welche die Buchminiatur des 14. und 15. Jahrhunderts beherrschen.

Die Zeichnung ist, besonders in der physiognomischen Darstellung, von derber Naturalistik, mit der sich eine frische Lebhaftigkeit verbindet. Die Perspektive ist, wie ihr im ganzen die richtigen Maßverhältnisse noch fehlen, so auch in Einzelheiten unsicher, gelegentlich selbst verzeichnet. Man betrachte gleich das Fenster der Scheidewand auf der ersten Szene, wie überhaupt die baulichen Motive. Im übrigen bildet aber gerade die Architektur das Lieblingsthema des Meisters, in dem er sich auch mit Geschick bewegt. Es sei hier nur an die prächtige Kirche der dritten Szene erinnert. Überschneidungen und Versüßungen sind mit großer Sicherheit durchgeführt. In der figürlichen Zeichnung findet sich noch die Vorliebe des 14. und 15. Jahrhunderts für große, schlanke Gestalten ausgesprochen. Doch ist es hier mehr als der allgemeine Geschmack: es ist die Schwäche des Meisters. Tritt doch die Übertreibung gerade bei langgewandigen Figuren ungleich stärker hervor. Die etwas überschulken Akteile verraten ein unverkennbares Streben nach naturalistischer Behandlung. Dünn und sehnig sind die Arme der drei Gekreuzigten, kräftiger die Beine. Der Körper zeigt über den Lenden eine starke Einschnürung; der walzenförmige Rumpf ist ohne großes Geschick gezeichnet.

Die Szenerie ist einfach, das figürliche Element tunlichst in Gruppen aufgelöst. Der Gemeinverständlichkeit der Darstellung dient die auch hier beobachtete Typensprache. Den König und seine Gemahlin kennzeichnet die Zinkenkrone, die die Königin selbst im Wochenbette nicht missen kann. St. Remigius hält im bischöflichen Ornat Schule. Johannes unterm Kreuz ist auch hier das Evangelienbuch in die Hand gegeben. Es ist jene symbolische Formensprache, die auch der einfache Mann des Mittelalters zu deuten wußte.

Im allgemeinen zeigen die Legendenbilder bereits eine beachtenswerte Freiheit und Gestaltungsfreude in der Komposition. Da ist nichts mehr von dem strengen Schematismus, wie wir ihn im Passionszyklus des 14. Jahrhunderts beobachten konnten. Auf Symmetrie der Haltung oder gleichmäßige Verteilung der Figuren im Raume kommt es dem Meister dieser Szenen nicht mehr an, mehr gilt ihm das Ziel, das darzustellende Ereignis möglichst anschaulich vor Augen zu führen. Anschaulichkeit und Deutlichkeit beherrschen seine Komposition, und deshalb verschmährt er nicht die symbolische, gemeinver-

ständliche Typensprache der Überlieferung, verbindet sie aber mit individueller, wahrscheinlicher Gestaltung. So trägt der König bei seinem Ausritt zur Jagd (Szene 8) unbeirrt Königskrone und Armbrust, erstere der Deutlichkeit, letztere der Bildwahrscheinlichkeit zuliebe! Und da es galt, einen Ausritt zu veranschaulichen, sind alle Personen in die linke Bildseite, unter das weit geöffnete Schloßtor verlegt. Von hier ziehen sie aus nach dem Walde, der die rechte Bildhälfte begrenzt und nach dessen Jagdgründen die vor-



gestreckte Hand des Fürsten deutet. Mit solch freier Komposition hat der Meister die Bahn überlieferter Strenge endgültig verlassen, den Ideen einer neuen Zeit künstlerischen Schaffens sich zuwendend.

Da ist es nicht ohne Bedeutung, mit der Frage nach der Herkunft dieser Wandgemälde einen Ausblick auf die zeitgenössischen Kunstschöpfungen der Nachbarschaft zu verbinden. Können wir doch mit ziemlicher Sicherheit für die Landschlachter Chorbemalung eine Konstanzener Werkstatt nachweisen. Unter dem kunst-

sinnigen Bischof Otto III. von Hachberg (1410—1433) wurde nämlich der v. Stadionsche Domherrenhof (heute Brauerei Burghof) in Konstanz mit künstlerischem Innenschmuck ausgestattet. Leider ist diese Arbeit nur bruchstückweise erhalten; nach dem Brande des Hofes am Ausgange des 19. Jahrhunderts wurden eine bemalte Holztafelung sowie von der Wandbemalung das Brustbild eines Engels, das bis dahin unter der Tünche verborgen geblieben war, gerettet und in das städtische Rosgartenmuseum verbracht, in dessen hinterem Treppenhaus sie sich heute befinden.

Die mit dem Hachbergischen Hauswappen⁵⁾ gezierte Holztafelung nun

(Abb. 12) zeigt wesentlich dieselbe Ornamentik, wie unsere Chorbemalung. Da findet sich das gleiche Rankenwerk, in schwarzem Kontur auf grünem Grunde, wie wir es von den Fensterleibungen der Landschlachter Chorfenster kennen. Der schwarzweiße Blumenfries der St. Leonhardslegende hat seine Schablone auch diesem Täferbilde geborgt; nur die Farben sind hier lebhafter gewählt. Endlich fehlt auch nicht die Stoffdraperie, welche — mit denselben Ausfüllungen im Busen — unter dem Ganzen entlang läuft.

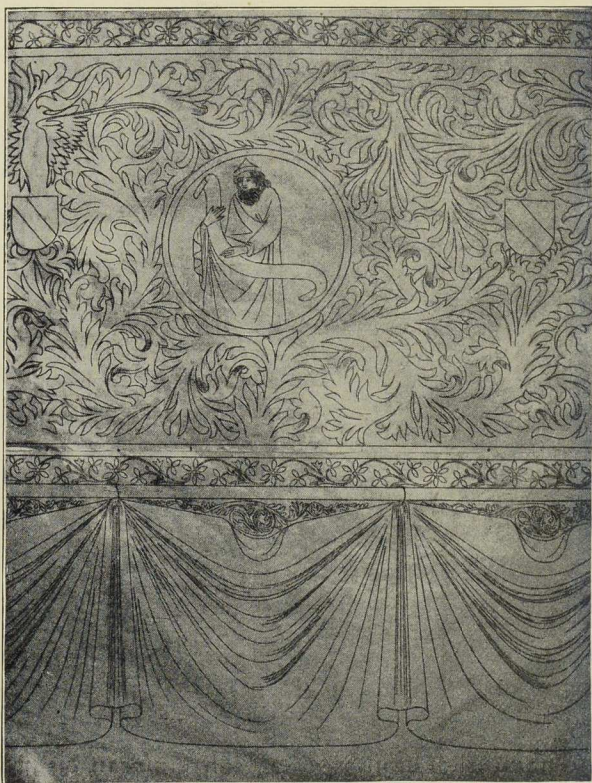


Abb. 12. Gemaltes Holztafelbild aus dem ehem. Stadionschen Domherrenhofe zu Konstanz, jetzt im Rosgartenmuseum daselbst.



Wie zu Landschlacht handelt es sich auch hier um Gesellenarbeit; sie wurde mit fast denselben Rankenmustern, mit genau derselben Fries- schablone, genau demselben Teppichmotive ausgeführt, geht mithin auf dieselbe Werkstatt zurück. Damit stellt sich aber auch das Engel- figurchen des Domherrenhofes als Schöpfung unseres unbekanntem Landschlachter Malers dar, und in der Tat ist es ganz in der Manier seiner Bilder gehalten. Es bedarf nun keiner weiteren Erörterung, daß der Inhaber der v. Stadion- schen Domherrenpfründe, wenn jene künstlerische Ausstattung nicht etwa direkt auf den Bischof von Hachberg zurückgeht, seinen Meister nicht auswärts, sondern an Ort und Stelle, in der Metropole Konstanz sich geholt hat.

Haben es doch die Funde der letzten zwanzig Jahre immer mehr zur Gewißheit werden lassen, daß hier am Bodensee, in der Konzilsstadt, sich frühe eine Schule von tüchtigsten Kräften der Wand- und Tafelmalerei entwickelt hatte, deren Wirkungskreis und Einfluß weit über die Konstanzer Bannmeile hinausgereicht haben mag. Wohl hat einer der größten, Konrad Witz, zwar in Konstanz das Licht der Welt erblickt, hier nach begründeter Annahme auch einen Teil seiner fruchtbarsten Mannesjahre während des Konzils zugebracht, ohne daß bis heute eine Konstanzer Schöpfung seiner Hand festgestellt werden konnte⁶). Dagegen ist der noch nicht lange freigelegte Wand- schmuck der Konstanzer Augustinerkirche, unter König Sigismunds Munizenz 1417 entstanden, mit den inzwischen von Finke entdeckten Künstler- namen Heinrich Grübel, Kaspar Sinder und Jo- hannes Lederhoser verknüpft⁷). Jenen reiht sich der noch unbekannte Meister mit der Greifenklaue an, der die Grabstätte Ottos III. von Hachberg in der Margaretenkapelle des Konstanzer Münsters anno 1445 mit seiner Kunst geschmückt hat⁸).

Mit einer so schlechthin einzigartigen Er- scheinung wie Konrad Witz darf und will unser Meister nicht verglichen werden. Umso eher wird es gelingen, seine Stellung im Rahmen der an- deren Konstanzer Werke abzugrenzen. Betrachtet man die Wandgemälde der Konstanzer Augu- stinerkirche, so heben sich die Zwickelfelder mit ihren thronenden Heiligengestalten deutlich aus

dem Gesamtbilde heraus. Diese kraftvollen, pla- stischen Darstellungen erinnern weit mehr an Witzsche Kunst, als die übrige Wandbemalung. Der Grund liegt zum Teile wenigstens in der Verschiedenheit des Vorwurfs. Denn die Dar- stellung einzelner Heiligengestalten ermöglichte eine weit größere Konzentrierung der künstle- rischen Auffassung und damit auch weit eher die Erreichung einer plastischen Gesamtwirkung, als dies bei erzählenden oder symbolisch schildernden Darstellungen der Fall war. Das erzählende Bild, die Illustration war nun aber gerade in der Miniatur zur höchsten Ausbildung gebracht, und so ist es ganz natürlich, daß wir hier in be- sonderem Maße und (wie erwähnt) auch an so spätem Werke den Einfluß der Buchillumination noch zu erkennen vermögen. In der Tat ist so- wohl dem Arkadenfries der Augustinerkirche wie der Landschlachter Leonhardslegende neben der flüchtigen Modellierung der Figuren gerade die starke Aufsicht eigen, mit der die Zeichnung gleich- sam aus der Vogelschau entworfen ist. Eine Eigentümlichkeit, die aus der Miniatur — man vergleiche etwa die Richental'sche Konzilschronik — wohl bekannt ist. Dabei weist der Meister von Landschlacht, wie bei dem zeitlichen Abstände beider Werke wohl natürlich, eine ungleich größere Freiheit und Leichtigkeit der Komposition auf. Auch dies wiederum ein Vorzug, den wir vor- nehmlich der Buchminiatur des 15. Jahrhunderts nachrühmen. Die zu beiden Seiten des Triumph- bogens erhaltenen Darstellungen der Augustiner- kirche zeigen die Verbindungslinie von der noch etwas schematischen Komposition des oberen Arkadenfrieses zu der Leonhardslegende von Landschlacht.

Es liegt allzu nahe, an den Einfluß der Minia- tur auf den Maler der Legende zu denken. Denn die Wandmalerei am Oberrhein bot dem Darsteller des Lebens St. Leonhards schwerlich eine Vor- lage. Das unbestrittene Land dieser Legende ist Bayern und Tirol; in Schwaben ist sie jedenfalls nie in ähnlichem Maße heimisch geworden. Um so bedauerlicher, daß der Bestand an Miniaturen unserer Gegenden aus dem 15. Jahrhundert, mag er auch an sich ein bescheidener sein, nur in spärlichstem Maße durch Veröffentlichung

Gemeingut der kunstgeschichtlichen Forschung geworden ist.

Im Gegensatz zu den genannten Wandbildern knüpfen die prachtvollen Zwickelgestalten der Augustinerkirche weit mehr an die Vorwürfe der Tafelmalerei an. Die ungebrochene Einheit des Stoffes bedingte für diese in sich eine Überlegenheit der Wirkung, um so mehr, als hier nun die plastischen Effekte einer zarten Farbnuancierung zur Geltung gelangten. In der Richtung dieser Kunst, dazu etliche Jahrzehnte jünger als die Zwickelgemälde, bildet das Sarkophaggemälde Ottos von Hachberg, indem es zugleich die zeichnerische Virtuosität und Feinheit der Komposition eines Landschlachter Meisters weiterführt, den Schlüsselstein in dieser Periode der Konstanzer Wandmalerei. Aber freilich, seine Vollendung läßt sich restlos aus dieser Entwicklung nicht erklären. Die geradezu verblüffende Illusion der dort gemalten Architektur, die imponierende Kraft, womit die heiligen Gestalten unterm Kreuz, womit der Gekreuzigte selbst herausmodelliert und als ganze Individualitäten geschaffen sind, läßt deutlich erkennen, daß — mehr als der zeitliche

Abstand von 13 Jahren zwischen dieser und der Landschlachter Arbeit — die Ungleichheit beider Talente den Unterschied ihrer Werke bestimmt. Denn nun, da die Kunst sich vom Schematismus der vergangenen Epoche freizumachen weiß, springen die Künstlerpersönlichkeiten mächtiger hervor. Und doch zeigt sich auch hier, daß die Entwicklung keine sprunghafte ist. Der Schatz überkommener Kunstformen, der fördernde Einfluß der Miniaturzeichner und, als letzter Impuls der Umwälzung, eine gewisse angeregte Lebendigkeit, die uns wie ein Hauch italienischer Kunst anmutet⁹⁾, klingt in harmonischer Entwicklung in all diesen Schöpfungen fort.

Neben den Bildern der Augustinerkirche zu Konstanz schlägt so der Landschlachter Chorzkyklus von 1432 die Brücke von den früheren Werken traditioneller Kunstübung am Bodensee, zumal der an der Schwelle des Jahrhunderts entstandenen Nikolauslegende des Konstanzer Münsters, zu den Schöpfungen der herausbrechenden Glanzzeit oberdeutscher Malerei, welcher das Hachbergische Sarkophagbild des Meisters mit der Greifenklau bereits angehört¹⁰⁾.

Anmerkungen.

1) Das hier ausgesetzte Schlüsselwort war nicht zu entziffern.

2) Vgl. hierher und zu den folgenden Szenen das Legendenwerk des Jacobus a Voragine, *Legendae Sanctorum* (zitiert nach einem Ulmer Inkunabeldruck des Jakob Jamer) Nr. 150. Ferner Franciscus Haraeus, *De vitis sanctorum omnium nationum etc.*, Köln 1605, S. 694f.

3) Daß hieran, nicht an die Priesterweihe zu denken ist, zeigt die Darstellung selbst. Das hier vom Bischof überreichte Kleid ist nicht etwa die Kasula, sondern ein der Mönchskutulle gleichendes Oberkleid, mit dem der Heilige auch auf den folgenden Bildern dargestellt ist.

4) Die Darstellung zeigt den Leichnam im Grabe, hinter ihm in betender Haltung den Heiligen.

5) Leider ist das Wappen, das der Landschlachter Maler dem Inskriptionsbande der Chorbemalung vorgesetzt hatte, zu ungünstig erhalten, um es noch mit Bestimmtheit zu deuten. Es scheint, als habe man im dunkeln Felde ein helles Blattornament mit gezackten Lappen oder eine gotisch stilisierte Blüte vor Augen.

6) Über die Vermutung seiner Tätigkeit im Dienste

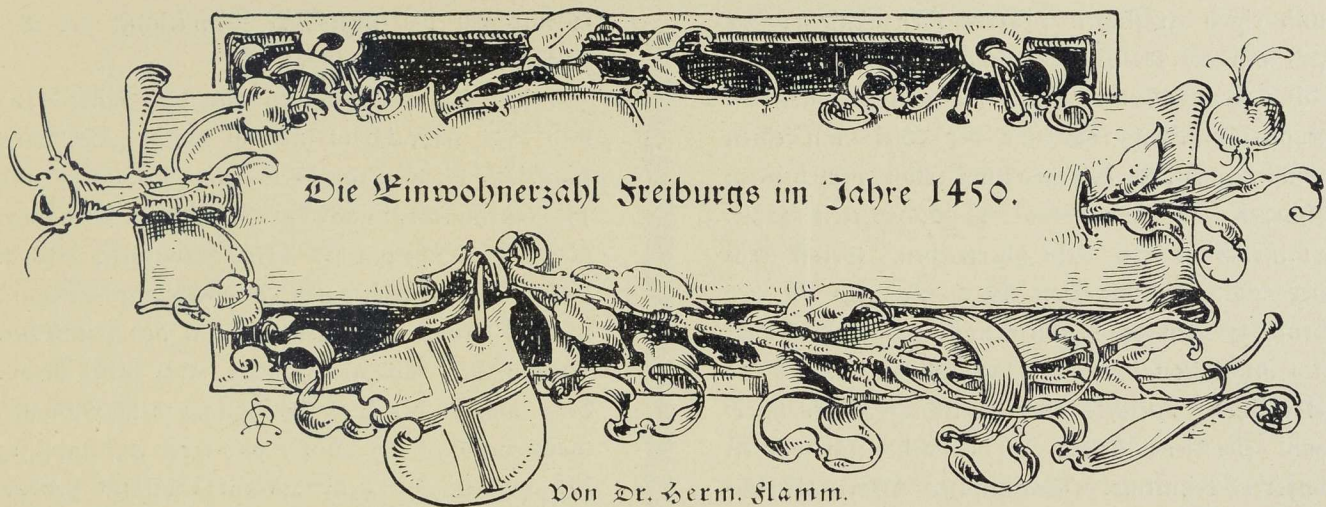
Bischof Ottos von Hachberg vgl. Wingenroth-Gröber, Die Grabkapelle Ottos III. von Hachberg, Bischofs von Konstanz, und die Malerei während des Konstanzer Konzils, Sonderabdruck aus dem 35. und 36. Jahrgang der Zeitschrift *Schauinsland*, II. Teil, S. 40.

7) Vgl. die Besprechung Finke's zur erwähnten Publikation der Bilder durch Gröber und Wingenroth, *360.*, n. f. XXIV., S. 386f.

8) Vgl. Abbildungen und Besprechung bei Wingenroth-Gröber a. a. O., S. 31 ff.

9) Denselben Gedanken des Einflusses italienischer Vorbilder finden wir bei Wingenroth-Gröber bezüglich des Hachbergischen Sarkophaggemäldes ausgesprochen.

10) U. E. ist der Meister identisch mit dem schwäbischen Meister um 1445, dessen hl. Georg die Basler öffentliche Sammlung, dessen Einsiedlerbild (St. Antonius und St. Paulus) die fürstliche Galerie in Donaueschingen aufbewahrt. Der Einsiedler links im Donaueschinger Bilde gleicht bis in kleinste Einzelheiten dem Apostel Paulus des Konstanzer Wandgemäldes. Die Abbildungen der beiden Tafelbilder siehe in der Sammlung „Die altdeutsche Malerei“ (Jena 1909, bei Diederichs) Tafel 28 und 29.



Die Einwohnerzahl Freiburgs im Jahre 1450.

Von Dr. Herm. Flamm.

Die Ermittlung der Einwohnerzahl einer Stadt oder eines Staates im Verlauf ihrer Geschichte gehört zu den wichtigsten Aufgaben des Historikers. Denn um die Leistungen unserer Vorfahren richtig einzuschätzen und gegenseitig gerecht zu würdigen und so das in leichtverständlichen Verhältniszahlen auszudrücken, was sonst zahlenmäßig nicht verglichen werden kann, wie z. B. der verschiedene Grad der kulturellen Energie, gibt es kein besseres und einfacheres Mittel als die Angabe der Bevölkerungsziffer in verschiedenen Perioden der Geschichte. Ob z. B. das Münster von einer Einwohnerschaft von vielen oder verhältnismäßig sehr wenigen Tausenden zu erbauen unternommen wurde, gibt je nach dem eine ganz verschiedene Vorstellung von dem Opfersinn und der Ausdauer der einstigen Bürger unserer Stadt.

Als Bevölkerungsziffer der mittelalterlichen Städte wurden noch vor wenigen Jahrzehnten völlig übertriebene Zahlen angenommen. Erst seit den Arbeiten Hegels, Büchers, Jastrows, Paasches u. a. weiß man, daß selbst Städte wie Köln und Lübeck im 15. Jahrhundert nur etwa 30 000 Einwohner zählten, Frankfurt a. M. im Jahre 1440 ungefähr 8—9000, Mainz 20 Jahre später etwa 6000, Straßburg 22—23 000, Basel um dieselbe Zeit etwa 8000, Zürich nach starkem Rückgang im Jahre 1467 gar nur noch 4700 Einwohner. Mag auch bei der Berechnung dieser und anderer Zahlen das Streben, möglichst



gesicherte Ziffern zu geben, und die Furcht vor der früheren Überschätzung der Bevölkerungsstärken ein wenig zu dem gegenteiligen Fehler der Untertreibung verleitet haben, so können doch bei der Sorgfalt der verschiedenen Berechnungsmethoden die ermittelten Zahlen auf keinen Fall sehr erheblich von der Wirklichkeit abweichen. Es steht deshalb fest, daß die mittelalterlichen Städte nach heutigen Begriffen nur sehr schwache Bevölkerungen innerhalb ihrer Mauern bargen.

Auch die Einwohnerzahl des mittelalterlichen Freiburg wurde noch vor 30 Jahren auf Grund einer urkundlichen Nachricht aus dem Jahre 1247 um ein Mehrfaches überschätzt. Die Urkunde, die von Papst Innozenz IV. ausgestellt ist, spricht von 40 000 Seelen, aber der Umstand, daß diese Zahl wahrscheinlich auf eine Angabe der Freiburger Bürgerschaft zurückgeht, macht sie nicht glaubhafter. Der Zusammenhang, in dem die Nachricht erwähnt wird, zeigt dies unzweideutig. Seit der Gründung der Stadt hatte Freiburg das Recht der freien Pfarrwahl gehabt. Im Jahre 1247 aber suchte der regierende Graf Konrad die einträgliche Pfarrstelle, die nach einer Nachricht aus dem Jahre 1275 vielleicht fast 130 Mark Silber, d. h. etwa 60 Pfund reinen Silbers eintrug, seinem geistlichen Bruder, dem Graf Gebhard, zu verschaffen, der bald darauf päpstlicher Kaplan, Domherr zu Straßburg wurde und 1252 nach einem Bistum strebte, aber noch im selben Jahre vor Erreichung seines Zieles starb. Um den Verlust ihres Pfarrwahlrechts zu verhindern

und einen gräßlichen Pfarrer fernzuhalten, der sich um die Seelsorge nicht kümmerte, wandten sich Schultheiß und Gemeinde von Freiburg an Papst Innozenz IV. mit der Bitte um einen residierenden, d. h. sein Amt selbst versiehenden Pfarrer, da ihre Stadt 40 000 Seelen zähle. Natürlich ist diese Zahl übertrieben. Selbst nach der Volkszählung von 1900 wohnten in der heutigen Altstadt, die eher noch etwas größer ist als im Mittelalter die ganze Stadt, nur 28 000 Menschen. Welches aber die richtige Einwohnerzahl für jene Zeiten ist, entzieht sich vorerst unserer Kenntnis. Statistisches Material, auf Grund dessen die Höhe der Bevölkerung Freiburgs im Mittelalter annähernd berechnet werden kann, ist in den städtischen Steuerbüchern erst aus den Jahren 1385 bezw. 1390, dann aus der Zeit um 1450 und endlich aus den Jahren 1481—1486, 1491, 1492 und 1500 vorhanden. An ihm können wir die Übertreibung der Zahl von 40 000 offenkundig nachweisen. Allerdings ist in diesen Quellen jeweils nur die Zahl der Steuerzahler, aber nicht auch die der Frauen, Kinder und Dienstboten angegeben, ebenso finden sich Angaben über die Zahl der Nichtbesteuerten nur für einige Jahre. Da indes die Zahl der erwachsenen Männer naturgemäß in einem, wenn auch nicht genau bekannten Verhältnis zu der der Frauen, Kinder usw. stehen muß, so läßt sich aus ihr durch Vervielfachung der ungefähre Gesamtbetrag der Bevölkerung leicht ermitteln. Sehr oft wird als solche Verhältniszahl die sogen. Nürnberger Reduktionsziffer 4,68 verwendet, die angibt, daß nach einer Nürnberger Zählung vom Jahre 1449 auf einen Bürger, gleichviel ob verheiratet oder nicht, insgesamt 4,68 Frauen, Kinder, Knechte und Mägde kamen. Mir scheint diese Zahl aus Gründen, die ich hier nicht erörtern kann, etwas zu nieder; in den folgenden Berechnungen ist daher für die Multiplikation die Zahl 5 als Faktor gewählt, die Süßmilch, der erste wissenschaftliche Statistiker des 18. Jahrhunderts, vorschlug, indem er für die Familie auf die Eltern 2 Kinder und einen Dienstboten rechnete. Freilich bestehen auch gegen diese Zahl 5 Bedenken, aber sicher weniger als gegen die Nürnberger Ziffer, und zudem handelt es sich

ja nur um die ungefähre Ermittlung der Bevölkerungszahl.

Als Einwohnerzahlen für die Jahre 1385 und 1500 habe ich in meinem Buche „Der wirtschaftliche Niedergang Freiburgs i. Br. im 14. und 15. Jahrhundert“ nach den Steuerlisten die Zahlen 9000—9500 bezw. 6000—6500 berechnet, also in dieser langen Zeit einen Bevölkerungsrückgang um ein Drittel festgestellt, der in den politischen Wirren, den zahllosen Kriegen, aber ganz besonders auch in der kapital- und handelsfeindlichen Gewerbepolitik der Zünfte und ihrer Bekämpfung der reichen aus dem Kaufmannsstand hervorgegangenen Geschlechter seine Ursachen hatte. Eine genauere Fixierung des Zeitpunktes, wann die Bevölkerungsabnahme halt machte und lediglich stabile Verhältnisse eintraten, war mir damals nicht möglich; nun aber ergibt sich auf Grund eines nachträglich aufgefundenen Mitgliederverzeichnisses der 18 Zünfte, das nur wenige Jahre vor ihrer vorübergehenden Aufhebung im Jahre 1454, also ziemlich genau um 1450, geschrieben ist, daß der Rückgang um ein Drittel der früheren Einwohnerzahl schon Mitte des 15. Jahrhunderts eingetreten war. Zum Vergleich mit dem früheren Zustand füge ich auch die Zahlen von 1385 bezw. 1390 ohne die Frauen und Unnützen bei, wobei ich bemerke, daß die Unterstadt mit der Lehenervorstadt und die Neuburg erhalten ist, daß aber die Oberstadt und die Vorstädte vor dem Martins- und Schwabentor fehlen. Der Stand der Zünfte im Jahre 1500 kann in der folgenden Tabelle nicht mitangegeben werden, da ihre Zahl nach ihrer Wiedereinführung im Jahre 1459 auf 12 reduziert worden war.

	1385	1390	1450
1. Schmiede	57	109	81
2. Krämer	33	90	51
3. Schneider	35	95	78
4. Metzger	20	84	58
5. Bäcker	38	72	48
6. Schuhmacher	42	130	54
7. Küfer	32	73	49
8. Tucher	34	103	44
9. Gerber	44	78	39
Übertrag	335	834	502

	1385	1390	1450
Übertrag	335	834	502
10. Kürschner	12	40	24
11. Wirte	15	45	22
12. Zimmerleute	30	115	78
13. Rebleute (mit Adelhäusern)	176	271	211
14. Metzler (Kleinhändler) .	35	112	37
15. Maler (und Bader)	1 + (12)	44	45
16. Fischer	1	19	12
17. Müller	8	20	9
18. Karrer	34	61	44

Dazu nichtzünftige Männer	165	—	111
Zünftige und Nichtzünftige .	824	1561	1095

Aus diesen Zahlen ergibt sich, ohne den Adel, die Kaufleute, Geistlichkeit und die Juden, unter Vervielfachung mit 5 eine Bevölkerung

in den Jahren	1385	1390	1450
(4120)	8240	7805	5475

Die Zahl der Adeligen und der — diesen durch Verwandtschaft nahestehenden — Kaufleute betrug 1385 37 bezw. 21, im Jahre 1390 57 bezw. 42. Unter der Geistlichkeit wurden 1385 (ohne die Oberstadt!) 30 Weltgeistliche mit 28 Angehörigen und Dienstboten, 1390 77 ohne Angehörige gezählt. Die Zahl der Klosterinsassen einschließlich ihres Personals schätze ich, und ich glaube, dabei eher zu gering zu greifen, für die damaligen 12 Klöster, 7 Klosterhöfe und 8 Regelhäuser und die Insassen des Heilig-Geist-Spitals, des Armenspitals, des Gutleuthauses und der Elendenherberge auf allermindestens 350, was mit den Weltgeistlichen und ihrem Personal rund 500 Personen ergibt.

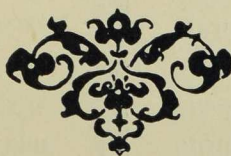
Die Zahl der Juden belief sich nach der Anzahl ihrer 9 oder 10 Häuser auf etwa 50—60.

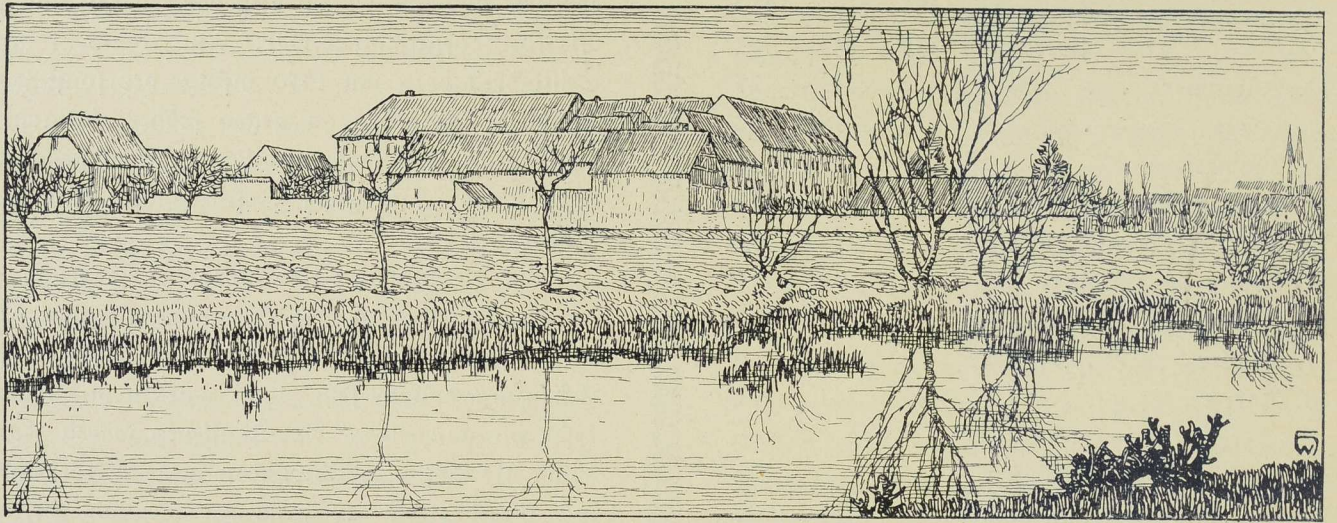
Für das Jahr 1450 sind Angaben für alle diese Kreise nicht bekannt. Sicher stark zurückgegangen sind an Zahl der Adel und noch mehr die Kaufleute, deren Stand kaum noch als solcher

existierte und mit seinen Angehörigen fast völlig im Adel aufgegangen war. Auch die Zahl der Geistlichkeit hatte um 1450 infolge des sonstigen Bevölkerungsrückgangs gegen früher abgenommen, wenn auch wahrscheinlich nicht im gleichen Verhältnis. Fast ganz verschwunden sind die Juden.

Um die Zahlen dieser Bevölkerungsgruppen den oben berechneten 5475 Einwohnern ergänzend hinzuzufügen, sind wir daher fast lediglich auf Schätzung angewiesen. Nun wurden im Jahre 1500 im ganzen — die Kaufleute waren jetzt völlig als Stand verschwunden und im Adel und den Sarzbürgern aufgegangen — von diesen beiden Gruppen 64 Männer, also mit ihren Angehörigen und Dienstboten etwa 320 Leute gezählt; die Zahl der Welt- und Klostergeistlichkeit und ihres Personals schätze ich, ohne dies hier einzeln zu belegen, für 1500 auf 450. Für das Jahr 1450 müssen wir für beide Gruppen vermutlich eher etwas niedrigere Zahlen annehmen. Der Unterschied ist indes nicht groß; denn es wurden 1450 1095, im Jahre 1500 aber einschließlich von 29 Nichtzünftigen 1111 Männer gezählt; berücksichtigt man diese Tatsache, so werden wir für 1450 nur etwa 300 Adelige und Kaufleute mit Angehörigen und vielleicht nur noch 350 Personen geistlichen Standes annehmen dürfen. Die Zahl der Juden mag vielleicht noch 10 betragen.

Die Bevölkerung Freiburgs betrug also 1450 nach dieser Berechnung, die indes nur eine vorläufige sein soll, 5475 + 300 + 350 + 10 oder 6135 Seelen. Diese Zahl bedeutet für das Mittelalter den Tiefstand der Einwohnerzahl Freiburgs. Nur langsam hob sich, zum Teil auch infolge der Gründung der Universität, der Wohlstand der Bevölkerung, aber doch zählte sie um 1500 nur 6000—6500 Seelen, war also seit 1450 fast stationär geworden.





Wonnental: Ostansicht des Klosters nach dem Abbruch der Kirche. Von Kunstmaler W. Haller.

Stift Wonnentals letzte Jahre und Ende.

(Erster Teil.)

Von Dr. Engelbert Krebs.

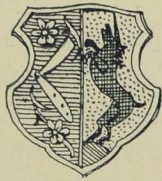
I. Einleitung.

ER Schauinsland hat sich schon mehrfach mit der Geschichte des bei Kenzingen liegenden Stiftes Wonnental beschäftigt. Im 7. Jahrgang unserer Zeitschrift veröffentlichte Diakonus Maurer einen Aufsatz über Kenzingen, in welchem er manches über Wonnental mitteilt, wozu Lederle eine Anzahl sehr instruktiver Ansichten vom Kloster zeichnete. Im 18. und 20. Bande erschienen die Arbeiten von Susann, welcher das frische Lebensbild des Kriegshelden, Mönches, Schriftstellers und Nonnenbeichtvaters Konrad Burger schilderte und durch die Veröffentlichung der Wonnentaler Abtissinnen- und Stifterreihe aus der Gedenktafel im Rathaus zu Kenzingen, wenigstens bis 1782 die Hauptdaten der Klostergeschichte bekannt machte. Wenn wir bedenken, daß außerdem nur noch Mone einige wenige Urkunden aus ältester Zeit in der Quellsammlung zur badischen Landesgeschichte IV 46 f. und das Diözesanarchiv in zwei Publikationen das Itinerarium des Konrad Burger (1870) und die erste Hälfte der Klosterchronik (1900) herausgab, so kann man sagen, daß für die darstellende Geschichte von Wonnental

der Schauinsland am meisten geleistet hat. Er hat darum aber auch gleichsam die Ehrenpflicht, die Geschichte des Klosters nun bis zu seinem Ende zu führen und insbesondere die interessanten Jahre kurz vor der Aufhebung, während und nach derselben, aus dem Dunkel hervortreten zu lassen, in welches sie bislang gehüllt sind. Wie wenig bekannt diese letzten Jahre sind, zeigt ein Blick in Kriegers Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, welches den Namen der vorletzten Abtissin nur ohne Familiennamen, den der letzten überhaupt nicht kennt. Es geht hier wie so oft: für das, was 700 Jahre zurückliegt, haben wir Interesse genug, um mit den größten Opfern nur dürftige Kenntnisse zu erkaufen, die jüngste Zeit aber bleibt uns unbekannt. Im Folgenden soll nun versucht werden, aus den Archivbeständen des Großh. Generallandesarchivs, des Klosters Lichtental und des Erzbischöfl. Ordinariates, sowie aus den von der letzten Abtissin ihrer Familie hinterlassenen Papieren und dem Totenbuch von Wonnental ein Bild seiner Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert zu geben. Das wird nichts Weltbewegendes vor unser Auge führen, aber uns doch einen Einblick geben in ein Stückchen

neuerer Kulturgeschichte, welches des Reizes wie der Tragik nicht entbehrt. Um nicht einen allzu umständlichen aber doch einen genügenden Quellennachweis zu geben, füge ich den einzelnen Mitteilungen Buchstaben in Klammern bei, welche den eben erwähnten Quellengruppen entsprechen, und zwar bedeutet: K = Papiere der letzten Äbtissin im Besitz der Familie Krebs; M = Mortuarium des Klosters Wonntental im selben Besitz; L = Archiv des Klosters Lichtenental, Acta Wonntentaler Frauen betreffend Nr. 29; GL = General-Landesarchiv, Kloster Wonntental, Aus Kenzingen Convolut 31 und 32 Wonntental betreffend; E = Erzbischöfliches Ordinariatsarchiv.

Ich führe in kurzen Zügen die Hauptdaten bis auf die uns interessierende Zeit an: Um 1230 gründeten Klosterfrauen von Mariahof bei Neudingen, Amt Donaueschingen, die Siedelung Wonntental bei Kenzingen. Sie stellten sich unter die Leitung der Dominikaner, nahmen aber schon vor 1248 mit deren Zustimmung die Zisterzienseregeln an und wuchsen durch Stiftungen, vorab der Kenzinger Herren von Isenberg und anderer Geschlechter, so rasch, daß sie schon vor 1290 zur Abtei erhoben werden konnten. Das Schicksal des Stiftes war das übliche bewegte: 1444 war es nach einer von Krieger erwähnten Urkunde ein fast ganz verfallener Bau, 1525 wurde es von den Bauern einem Schutthaufen gleichgemacht; im Dreißigjährigen Krieg geplündert und längere Zeit ganz verlassen, erlebte es durch Konrad Burgers Tatkraft eine neue Blüte, der aber 1674 die abermalige Auswanderung der Frauen und Plünderung durch die Breisacher Bürger, 1676 eine neue Plünderung durch die Franzosen folgte.



XXXIII.

Wappen der Äbtissin Maria Beatrix (1695—1721).

(Aus Schauinsland Bd. 20, S. 10, Nr. XXXIII.)

1695 wurde zu Graz in Steiermark Frau Maria Beatrix Schererin von Eichstätt in Bayern

als Äbtissin von Wonntental gewählt, welche, nach dem unterm 29. August 1721 eingetragenen Bericht des Totenbuches „dis Gotteshaus, so durch Schwäre Kriege völlig ruiniert worden, wiederumb in geistlichem und zeitlichem zum Flor und Aufnamb gebracht und dasselbe lobwürdigst 26 Jahre regiert hat“. (M)

II. Maria Caecilia Alexa Schaal

(1721—1752).



XXXIV.

Wappen der Äbtissin Maria Caecilia (1721—1752).

(Aus Schauinsland Bd. 20, S. 10, Nr. XXXIV.)

Zur Nachfolgerin der Frau Beatrix wurde am 1. September 1721 die tatkräftige, 37jährige Freiburgerin Maria Caecilia Alexa Schaal gewählt, welche, seit ihrem 23. Lebensjahr Professfrau des Klosters, es bis auf 45 Professjahre und 31 Jahre der Regierung brachte. Maria Caecilia Alexa, mit ihrem weltlichen Namen Maria Magdalena genannt, war die Tochter des Freiburger Schreiners Christoph Schaal und der Kunigund Fingerlin, geboren als das vierte von 14 Kindern am 26. Dezember 1684. Sie war die Schwester des im beginnenden 18. Jahrhundert hier wohnhaften Buchdruckers und Verlegers Xaver Schaal und des Schreiners Franz Joseph Schaal, welcher der Stammvater der heute noch in Freiburg und Todtnau blühenden Familie Schaal ist, sowie durch weibliche Linie auch derjenige der Familie des Verfassers dieser Zeilen. Das Totenbuch rühmt von ihr unterm 21. März 1752: sie habe „in Zeit ihrer Regierung das alte Gebäu abbrechen und in die vier Eck das Kloster wieder neuer dinge, aus dem Fundament mit sonders großen Sorg: Mühe: Fleiß: und Unkosten auferbauen lassen, wie auch die neue Scheuern und die Stallung im Langbau“. Die eingangs erwähnte Kenzinger Gedenktafel präzisirt diese Angaben etwas genauer dahin,

daß sie einiges reparieret, anderes von Grund auf neu errichtet, so z. B. das ganze Dorment. Die Kirche wird nicht eigens erwähnt, wird also wohl auch nur gründlich repariert worden sein. Jedenfalls blieben die alten mittelalterlichen Grabsteine in ihr erhalten und existieren noch, wie wir später sehen werden.

Das Wappen der Frau Äbtissin Schaal findet sich heute noch in dem Türsturz der Abtei, welche

Lederle im 7. Band unserer Zeitschrift (S. 54) abgebildet hat. Es trägt die Jahreszahl 1727, ist zweifach und zeigt links oben das Schachbrett der Zisterzienser, darunter das lateinische

W (Wonnenthal), rechts ihr persönliches Wappen, die goldene Trinkschale. Was die Äbtissin aus dem verwüsteten Kloster durch diese Bautätigkeit gemacht hat, zeigt unser Bild Seite 43, das wir der Nachfolgerin der Frau Schaal, Äbtissin Katharina von Storp verdanken, deren Wappenschild darüber schwebt.

Sehen wir uns das Bildchen kurz an.

In behaglicher Breite liegt das im Viereck gebaute Kloster, umgeben von Wirtschaftshof, Nebengebäuden, Gärten, Wiesen, Teich und Pfuhl in der Ebene südöstlich von Kenzingen.

An der Hand der Beschreibungen aus dem Jahre 1806 (GL) ist es möglich, die einzelnen Gebäulichkeiten festzustellen. Wir sehen zunächst vor uns den 175 Schuh (52,5 Meter) langen, nach Osten blickenden dreistöckigen Konventsflügel, mit 33 Zimmern. Daran schließt sich links, nach

Süden blickend, der 119 Schuh (35,7 Meter) lange dreistöckige Noviziatsflügel mit 26 Zimmern. Dem Beschauer gerade gegenüber nach Westen blickend liegt der sogenannte alte Bau, 140 Schuh (42 Meter) lang, zweistöckig, unten Küche und Kammern, oben 6 Zimmer enthaltend. Nach dem Hofe zu öffnete sich dieser Bau in einem offenen Kreuzgang, in welchen der Blick des Beschauers gerade hineinfällt. Der nördliche Flügel wird

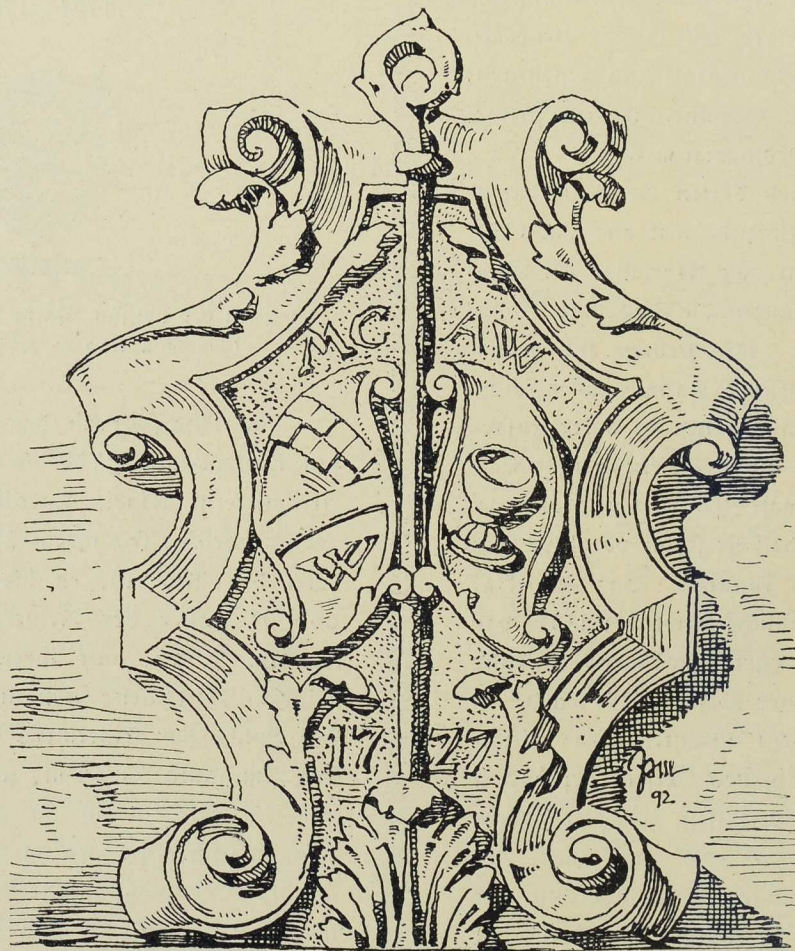
gebildet von der Abtei, dreistöckig, 96 Schuh (28,8 Meter) lang und 17 Zimmer nebst 2 Kellern enthaltend, und der Kirche. Diese war 105 Schuh (31,5 Meter) lang und ragte deshalb mit ihrem Chor über das nordöstliche Eck ein gutes Stück gegen Osten hervor.

Rechts vom Kloster liegt am Teich mit eigenem Gärtchen das kleine Haus des Beichtvaters, welches im 18. Band unserer Zeitschrift (Seite 8) abgebildet ist. Weiter rechts, an Gemüsegarten, Teich und Wirtschaftshof anstoßend, die Metzger mit dem Holzremis.

Den Hintergrund nimmt die lange

Scheuer mit Wagenschopf, Pferde-, Rindvieh- und Schweineställen ein, woran sich rechts am Eingang das zweistöckige Schaffneihaus und einige kleine Tagwerkerhäuschen anschließen.

Die innere Ausstattung war nach dem im Sommer 1805 aufgenommenen Inventar (GL) keine sehr reichliche. Auffallend ist der gänzliche Mangel einer Bibliothek. Dagegen enthielt das Kloster eine hübsche kleine Apotheke, welche beim Verkauf merkwürdigerweise keinen Liebhaber



Wappen vom Klosterneubau der Äbtissin Maria Caecilia (1727).

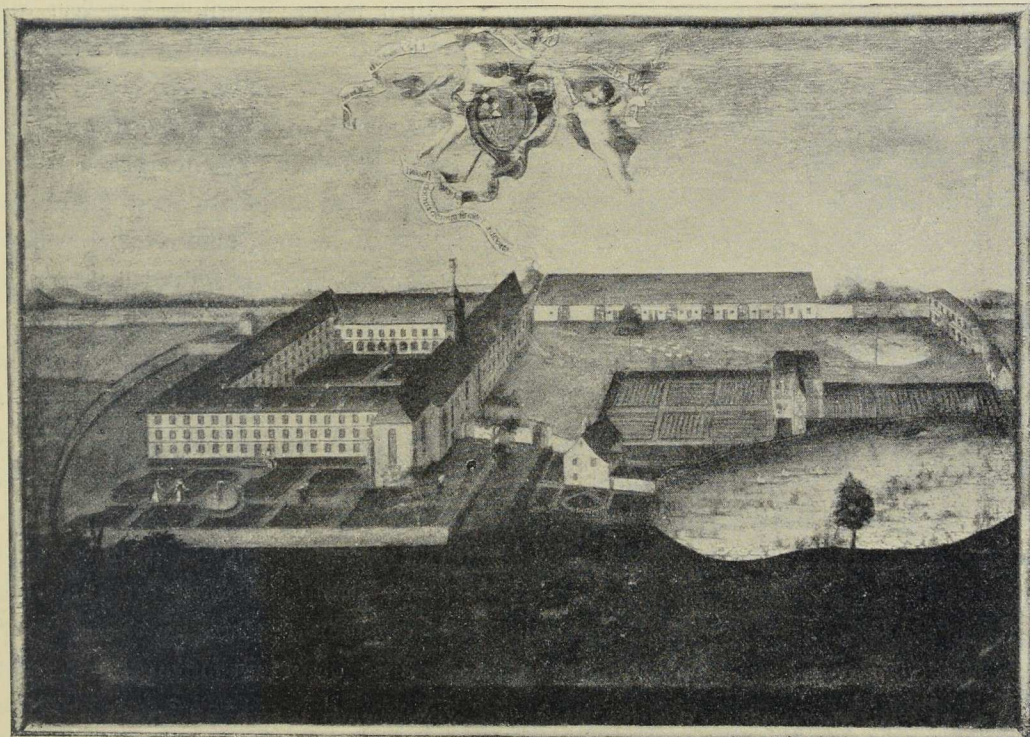
Legende: M(aria) C(aecilia) A(batissa) W(vonnenthal) 1727.

(Aus Schauinsland Bd. 20, S. 1.)

finden konnte, obwohl man sie nur mit 80 fl. anschlug. In der Kirche standen drei neue marmorierte und vergoldete Zopfaltäre und eine gute Orgel, auf dem Turm hingen zwei Glocken, auf denen die Turmuhr Halb- und Viertelstunden schlug. Der Kirchenschatz war sehr gering: 2 Monstranzen, 2 Kelche, 2 Ciborien, 4 Paar Messkännchen, ein silberner Stab für die Äbtissin, 31 Messgewänder und 8 Pluvialia, ein hl. Leib in Pretiosen gefaßt und 26 alte Grabsteine aus dem



vornehmer Gäste bestimmten Prälatenzimmer mit gesticktem Lehnstuhl, gepolsterten Sesseln und anderen Bequemlichkeiten. Immerhin kam auch hier die ganze Einrichtung des vornehmsten Zimmers im Werte nur auf 28 Gulden amtlichen Anschlags vom Jahre 1806. An Kunstwerken war nicht viel im Hause: Eine St. Anna von Kunstmaler Käßwieder, ein Bild der hl. Familie, eine Himmelfahrt Mariens, ein heiliger Benedikt und Bernhard, ein Ecce Homo und das Porträt



Östansicht des Klosters Nonnental vor dem Abbruch der Kirche mit dem Wappen der Äbtissin M. Catharina v. Storp.
(Ölgemälde im Besitz von Gräulein Germinie Krebs (Szeiburg).

Mittelalter bedeuteten das Wertvollste, was die Kirche an irdischem Gut besaß.

Die Zellen der Frauen waren aufs einfachste mit Bettstatt, Fußrog, Stuhl, Kleiderkasten, kleinem Tisch und „Handbeckenkästchen“ ausgestattet; selbst das Wohnzimmer der Frau Äbtissin muß für die Gewohnheiten der Klöster des 18. Jahrhunderts auffallend einfach, ja ärmlich ausgesehen haben. Enthielt es doch, außer den nötigen Stühlen nur einen Hartholztisch, einen niederen Kasten, zwei „Wichstuchtrischchen“ und ein ebensolches mit Aufsatz. Die einzigen reicher möblierten Räume waren die für den Empfang

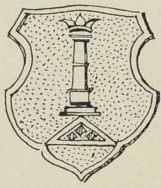


des Kaisers Leopold II. Dazu hingen in Gängen und Zimmern kleine Tafelchen und Kupferstiche, und dazwischen, an ehrenvollem Platze die Tafel mit den Wappenschildern sämtlicher Äbtissinnen, welche im 20. Band dieser Zeitschrift veröffentlicht ist.

Einige wertvolle Holzschnitzereien aus dem Mittelalter, welche jetzt in Kenzinger Privatbesitz sind und aus dem Kloster stammen sollen, sind wahrscheinlich im 18. Jahrhundert aus Geschmacksrückichten auf den Speicher gewandert. Ich gebe die zum Teil vorzüglichen Werke in Abbildungen im zweiten Teile dieses Aufsatzes.

Neben dem Kloster stand dann, wie schon erwähnt, das kleine Häuschen des Beichtvaters, dessen Einrichtung aus zwei Tischen, einem Stehpult, Kästchen mit Aufsatz, einem großen Kasten, fünf Sesseln, einem grünen Fauteuil und einem Taburet bestand. Eine große gepolsterte und gefederte Galakutsche, 5 Pferde, 16 Stück Rindvieh, 24 Schweine und ca. 60 Stück Federvieh füllten noch 1806 die Stallungen.

III. Maria Rosa Katharina von Storp (1752—1782).



Wappen der Äbtissin Maria Katharina (1752—1782),
geb. v. Storp aus Zeitersheim.
(Aus Schauinsland Bd. 20, S. 10, Nr. XXXV.)

Doch nun zurück zur Geschichte der Äbtissinnen. Frau Maria Caecilia Schaal, welche dem Kloster seine einfache Gediegenheit geschenkt hatte, schloß am 21. März 1752 als 68jährige Frau die Augen. Zu ihrer Nachfolgerin wählte man schon am 27. März desselben Jahres Frau Maria Rosa Katharina von Storp aus Zeitersheim im Breisgau, seit 1571 wieder die erste adlige Äbtissin und auch die letzte¹⁾. Sie ließ, wie das Totenbuch hervorhebt, die Altäre in der Kirche, den Tabernakel und den hl. Leib neu fassen, ließ das Bild des Klosters malen, das wir soeben beschrieben haben, und die Gedenktafel der Stifter und Äbtissinnen aufstellen, die wir erwähnt haben. Unter ihrer Regierung visitierte der Abt Gregor von Lützell und Maulbrunn, welcher Generalvikar des Zisterzienserordens für den Breisgau, Elsaß und die Schweiz war, am 15. Oktober 1754 das Kloster. Die noch erhaltene „Visitations-Charten“ (K) besagt, daß der Herr Abt in Wonnenal, „nebst gedachter gnädiger Frau Äbtissin sechszehn Chor-

1) Kriegers Topographisches Wörterbuch schreibt im Anschluß an Susann im Schauinsland 20: Stopp. Das Mortuarium des Klosters aber bezeugt, daß der Name Storp lautete.

frauen, zwey Novizinnen und fünf Leyenschwestern gefunden haben, welche sammentlich bestmöglichst ihrer profession nach zu leben, von tag zutag in denen tugenden zuzunehmen und zur Vollkommenheit ihres Standes zu gelangen trachten und verlangen. Wir wollen Ihnen umb desto mehr hiezu behülflich seyn, als es sicher ist, daß ein so heiliger Eyfer Gott dem Herrn angenehm und gefällig ist. Dannachhero haben wir rathsamb erachtet Einige Puncten anzusetzen, welche unserer hl. regel gemäß von allen gehalten werden sollen.“ Der Abt gibt dann Anweisungen zur würdigen Feier des Gottesdienstes, insbesondere des Chorgebetes, zur Bewahrung des von der Regel gebotenen Schweigens, zur Verrichtung der Handarbeit in Haus und Feld unter Beobachtung wahrer Armut und freudigen Gehorsams, zur Abhaltung der geistlichen Übungen insbesondere der täglichen Betrachtung, von welcher auch die Laienschwestern nicht dürfen befreit werden. Er ermahnt zur schwesterlichen Liebe und gibt insbesondere der Äbtissin Verhaltensmaßregeln gegen ihre untergebenen Mitschwestern. Sodann bestätigt er die Anweisung der Visitation von 1752, wonach die Frauen ihre einzelnen Ämter im Hause nicht zu lange behalten sollen, damit der Geist der Innerlichkeit bei einzelnen nicht notleide, sowie die Verfügung, derzufolge die Novizinnen noch ein ganzes Jahr nach abgelegter Profesz „der Direction und unterweisung der novizen Maisterin unterworfen seyn sollen.“ Streng scharft er auch die Beobachtung der Klausur ein, gestattet jedoch die bisherigen gemeinsamen Spaziergänge der Frauen, nach jeweiliger Verfügung der Frau Äbtissin, bei welchen aber jeder Häuserbesuch und jedes Gespräch mit Weltleuten zu vermeiden ist. Die Frauen dürfen künftighin ihre Anverwandten nur noch nach eingeholter ausdrücklicher Erlaubnis des Pater immediatus (welcher für Wonnenal der Abt von Tennenbach war) oder des Vicarius Generalis besuchen gehen. Zum Schluß befiehlt der Visitator diese Karten jährlich viermal an den „Frauenfasten“ dem ganzen Konvent vorzulesen. Datiert ist die Karte: Lützell, 25. Januar 1755.

Die Karte läßt erkennen, daß Wonnenal nicht zu den verweltlichten Klöstern gerechnet

werden darf, sondern daß sein ganzes Verhalten der Regel des hl. Benedikt und den Vorschriften des hl. Bernhard entsprechend geordnet war. Lediglich die gemeinsamen Spaziergänge der Frauen außerhalb der Klausur und die vor 1754 üblich gewesenen Besuche der Frauen bei ihren Anverwandten lassen auf eine ganz geringe Abweichung von der ursprünglichen Strenge der Zisterzienserinnen schließen, eine Abweichung, die aber eben durch die Karte von 1754 bezw. 1755 reformiert wird.

Die freundschaftlichen Beziehungen, welche Wonmental mit anderen Zisterzienserinnenstiften unterhielt, spiegeln sich in einer uns zufällig aufbewahrten Handschrift des Jahres 1762 (K), welche einen Neujahrs Glückwunsch der Nonnen von Wald bei Meßkirch an ihre Äbtissin enthält. Die Handschrift ist sehr kunstreich geschrieben und umfaßt 9 Blätter. Ihr Inhalt ist, nach einer schwülstigen Anrede an die gnädige Äbtissin des freyadlichen Reichs-Stiftes Wald ordinis Cisterciensis, Frau Maria Dioscura Freyin von Thurn und Valsassina, ein Glückwunschgedicht, das aus 49 Bibelstellen zusammengesetzt ist, sodann ein Singspiel, dessen singende Personen Fortuna, Mars und Irene sind. Die Frau von Thurn muß an dem Stück viel Freude gehabt haben und andererseits mit den Nonnen oder wenigstens der Frau Äbtissin von Wonmental wohlbefreundet gewesen sein, da sie ihnen dieses interessante Zeugnis der Kleinkunst in Frauenklöstern der Rokokozeit eigens abschreiben und zustellen ließ. Ob die Frauen von Wonmental ähnliche Dichterinnen unter ihren Schwestern zählten, entzieht sich unserer Kenntnis. Einige Festgedichte, der letzten Äbtissin gewidmet und in ihren nachgelassenen Papieren aufbewahrt, stammen nicht von den Nonnen sondern von weiblichen Verwandten und Freundinnen. Immerhin werden wir ähnliche Feste und Spielereien in Wort, Musik und Schrift auch für Wonmental voraussetzen müssen, wenn wir uns das

Leben im Kloster vollständig vergegenwärtigen wollen. Ein „Wunsch auf den Benedictionstag der Äbtissin zu Wonmenthal“ aus dem Jahre 1794 enthält in Rot- und Schwarzschrift die damals häufige Spielerei, mit dem Zahlenwert der gebrauchten lateinischen Buchstaben die Jahreszahl anzugeben. Eine mit sehr viel Kunstfertigkeit gebaute kleine Weihnachtskrippe aus Wonmental soll noch in diesem Heft zur Veröffentlichung kommen.

Wie über das geistliche und gesellige Leben des Klosters unter Frau von Storp, so sind wir auch über die wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Zeit gut unterrichtet. Eine unter ihrer Regierung am 12. Dezember 1771 aufgestellte „Vermögensfassung“ (GL) gibt die laufenden Einkünfte in Naturalien und Geld auf insgesamt 3475 Gulden an. Von diesen Einkünften leben etwa 25 Personen, werden die Kosten zur Erhaltung und Ausschmückung der Kirche und zur würdigen Feier des Gottesdienstes bestritten und die gesamte Hofwirtschaft des Klosters umgetrieben. Das Stift gehörte also nicht zu jenen kirchlichen Anstalten, für welche der Reichtum eine Gefahr bilden konnte.

Frau von Storp war 51 Jahre alt, als man sie zur Äbtissin wählte. Sie erreichte ein Alter von 81 Jahren, davon sie 57 im Kloster, 31 in der Würde einer Äbtissin, 16 Jahre in völliger Blindheit zubrachte (M). Aus ihrem letzten Regierungsjahr ist ein Schreiben des Freiherrn von Wittenbach erhalten (GL), der ihr den Befehl der Regierung mitteilt, daß Frauen aus aufgehobenen Klöstern in noch bestehenden Klöstern nur wieder als reguläre Klosterfrauen, nicht aber als Pensionärinnen aufgenommen werden dürfen, da solches der Ordenszucht der anderen nachteilig wäre. — Der Brief ist ein Merkzeichen einer neuen Zeit: die josephinischen Klosteraufhebungen haben begonnen. In die noch bestehenden Klöster greifen die Kaiserlichen Verordnungen bis ins Detail hinein.



Eine Weihnachtstrippe aus dem 18. Jahrhundert.

Von Dr. Engelbert Krebs.

Dies kleine Stück klösterlicher Frauenarbeit, das wir hier veröffentlichen, stammt aus dem Zisterzienserinnenstift Wonnental bei Kenzingen, über dessen letzte Jahre und Ende ich im gleichen Jahrlauf dieser Zeitschrift berichte. Das ganze



seinem warmen Atem das Kindlein streifend, der bekannte Ochse der Weihnachtserzählung liegt. Der Esel schnubbert sehr naturalistisch nach der Futterraufe an der Wand, in welche ein Futterknecht soeben frisches Heu einfüllt. Von rechts und von links kommen, von Engeln geleitet,



Weihnachtstrippe aus dem 18. Jahrhundert. (Linke Seite.)

Kästchen, in welches die geschickte Künstlerin diese reichbelebte Landschaft, die Berge, Schluchten, Wege, Brücken und Städte hineingebaut hat, mißt nur 27 cm in die Höhe, 33 in die Breite und 13 in die Tiefe. Von vorne ist es mit einer Glasplatte bedeckt. Die Höhle in der Mitte herbergt das heilige Paar mit dem göttlichen Kinde, hinter welchem unmittelbar, mit



die Hirten mit ihren Lämmchen. Links am Brunnen in der Ecke steht ein Mann mit zwei Fischen, der aufmerksam nach einem der Engel hinsieht. Droben liegt inmitten der Landschaft das türmereiche, mit Mauern und Tor wohlverwahrte Bethlehem; auf den Fluren davor sieht man die Hirten bei ihren Herden, wie sie, erschrocken und geblendet von dem über ihnen

schwebenden Chore jubelnder Engel, jäh erwacht, hinaufblicken in die Höhe oder anbetend in die Knie sinken. Auf den Wegen spielt sich, bis ins höchste Gebirge hinauf, ein buntes Leben ab: Lastträger und Kaufleute ziehen ihre Straße, an einem Brunnen rastet ein Wanderer, Kunde jagen sich und werden von einem Bürger mit drohend ausgestrecktem Spazierstock zur Ruhe



Trotz der zweimaligen, nach halbrechts und halblinks gemachten photographischen Aufnahme ist es nicht gelungen, den ganzen Reichtum dieser phantasievollen Komposition auf die Platte zu bekommen. Die Fertigerin der Krippe verwandte zum Aufbau der Felsen Holz, das sie mit dem Schnitzmesser bearbeitete, mit Leim überstrich und dann mit Erdfarben und Spießglanz bewarf.



Weihnachtskrippe aus dem 18. Jahrhundert. (Rechte Seite.)

verwiesen. Im Hintergrund öffnen sich vier Schluchten, von denen die zwei mittleren den Blick in eine von der aufgehenden Sonne bestrahlte wasserreiche Hügelandschaft offen lassen, indes die anderen, von Wasserfällen durchbraust, steil im Geflüst sich verlieren. Steinerne Bogenbrücken und zierliche Holzbrücken überspannen die Abgründe; Kapellen, Landhäuser, Klöster und Burgen krönen die Felsen und Höhen.

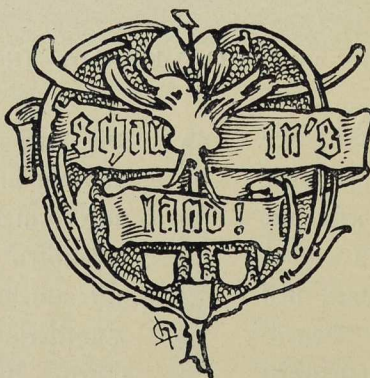


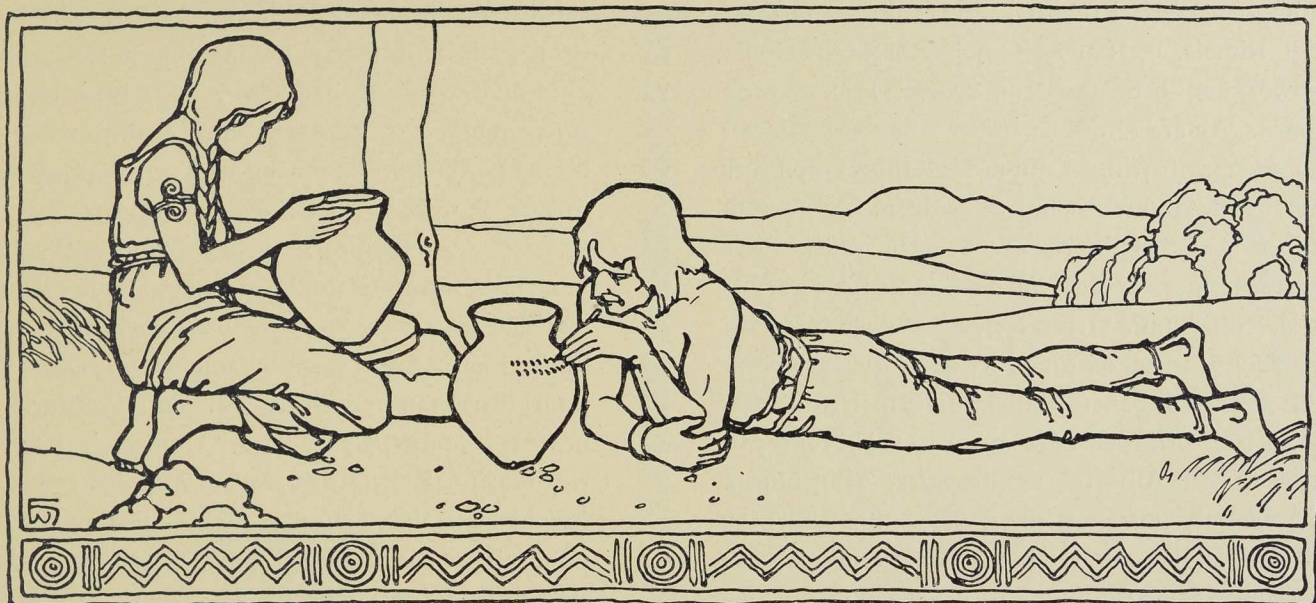
Die Architektur ist aus Karton modelliert; die Figuren sind aus demselben Stoff ausgeschnitten und bemalt. Ob diese sich an Vorbilder aus bekannten Gemälden der Barock- und Rokokozeit anlehnen oder der eigenen Phantasie der Künstlerin entsprungen sind, weiß ich nicht zu sagen. Auch bin ich nicht darüber unterrichtet, ob ähnliche Pappdeckelfiguren im 18. Jahrhundert als Krippenstaffage häufig sind oder

nicht. Von einem Falle allerdings werde ich gleich zu reden haben. Daß nur sehr geschickte, feine Frauenhände ein solches diffiziles Werk der Kleinkunst liefern konnten, ist offenbar.

Die Krippe befindet sich im Besitze des Herrn Privat Kaiser hier, welcher aus Kenzingen stammt, und wie er sagt, sie als ein Erbstück aus Wonntental von den Vorfahren überkommen hat. Eine Nonne soll, der Familientradition zufolge, ein ganzes Jahr an dem kleinen Stücke gearbeitet haben. Diese Mitteilungen des Herrn Kaiser geben mir einen Anhalt, der auf die wahrscheinliche Verfertigerin der Krippe schließen läßt. Im Besitze meines Vaters Dr. Eugen Krebs hier befinden sich nämlich etwa 200 ähnliche, nur größere und für verschiedene biblische Szenen bestimmte Kartonkrippenfiguren aus dem 18. Jahrhundert, welche seit Jahrzehnten alljährlich unsere Weihnachtskrippe schmücken. Die Darstellungen beginnen mit der Verkündigung des Engels an die hl. Jungfrau. Dann folgt die Geburt mit Hirten Szenen von ähnlicher idyllischer Mannigfaltigkeit wie auf der kleinen Krippe. Von ganz besonderem Reichtum ist die Darstellung des Anmarsches der hl. Könige und eine ebenso figurenreiche Gruppe, welche den Halt und die Anbetung der Könige zeigt. Voll blutigen Naturalismus ist der Kindesmord, voll derben Humors die Höllenfahrt des Herodes. Der Traum des hl. Josef, die Flucht nach Ägypten, vorher noch Darstellung und Beschneidung, dann der zwölfjährige Jesus im Tempel und eine an Dürer angelehnte Szene aus dem Hause zu Nazareth beschließen

die Bilder aus dem Jugenleben des Herrn. Als großartigste Gruppe folgt zum Schlusse die Hochzeit zu Kana mit buntem Treiben und Märkten auf dem Festplatz, ganz im Stile der Schwarzwälder Bauernhochzeiten des 18. Jahrhunderts. Ich hoffe, die originellen Bilder in einem späteren Jahrlauf des Schauinsland den Gaußbrüdern vorlegen zu können. Die Figuren sind in einer Holzschachtel aufbewahrt und in Papiere eingeschlagen, welche Daten von 1790—1799 aufweisen. Früher waren sie im Besitze des Dekans Krebs von Gernsbach, der ein Sohn des Kaufmanns Dominik Krebs in Freiburg war. Nach Ausweis des Hausbuches dieses Dominik Krebs und nach den hinterlassenen Papieren der letzten Äbtissin von Wonntental lebte nun damals im Kloster eine Chorfrau Maria Ursula, Victoria Kaiserin aus Kenzingen, geb. 18. Mai 1751, welche am 29. Januar 1775 Profess ablegte und nach der Aufhebung von 1806 noch 15 Jahre lebte. Sie starb am 19. Februar 1821. Diese Ursula Victoria war eine Tante der Familie Kaiser in Kenzingen, aber auch eine Tante der Frau Dominik Krebs, Kreszenz geb. Willot. In ihr haben wir wohl die Künstlerin zu vermuten, weil gerade die Nachkommen ihrer Verwandten die beiden Weihnachtskrippen bewahren, von denen die eine sicher, die andere wahrscheinlich aus dem aufgehobenen Stifte Wonntental stammt. Vielleicht ist die kleine Krippe das Privatheiligtum für die Zelle der Frau Maria Ursula, während wir mit einiger Wahrscheinlichkeit in der größeren die Krippe des Frauenkonventes vermuten dürfen.





Nach einer Zeichnung von W. Galler.

Vorgermanische (keltische) Fluß-, Berg- und Ortsnamen im Breisgau.

Von Anton Schwæderle, Carspach.

UNSERE vorgermanischen Flußnamen sowie der eine oder andere unserer Bergnamen waren ursprünglich indogermanisch. Noch im Neolithikum überfluteten zwei Völkerwellen die Gegenden am Oberrhein von Norden und Osten. Es waren dies Volksstämme der ackerbautreibenden Indogermanen, welche sich nach dem Verlassen ihrer Urheimat, wie Gustav Kossinna¹⁾, ein Vertreter der neuesten Forschung, annimmt, in die zwei großen Gruppen der Nord- und Südindogermanen gespalten hatten. Sie wurden, wie der Straßburger Altertumsforscher Robert Forrer²⁾ dartut, von dem fruchtbaren Ackerland, das sich wie ein Gürtel durch ganz Mittel-Europa hinzieht und von dem auch unser Land ein Stück bildet, angezogen und übertrugen ihre überlegene Kultur auf die ansässige Urbevölkerung. Die auf den Hochebenen lebenden Jägerstämme und die Pfahlbauten bewohnenden Fischervölker am Bodensee und Untersee, wie auch an den Schweizer Seen, erhielten von ihnen das Getreide und erlernten bald den Ackerbau und die Viehzucht. Ins-



besondere aber übertrafen sie die Kultur der Urbevölkerung durch ihre Befähigung, Gemeinwesen bilden zu können. Sie redeten noch die indogermanische Ursprache wie in ihrer Urheimat, denn noch stehen wir in der Zeit vor der großen Völkerscheidung. Wir müssen nun annehmen, daß die kulturell hochstehenden Indogermanen als das prädominierende Element der Bevölkerung allen unsern größeren Flüssen wie auch einzelnen Bergen ihre ursprünglichen Namen gegeben haben. In radice müssen darum unsere vorgermanischen Flußnamen schon zur Steinzeit bestanden haben, und sie müssen sich — wenigstens der Wurzel nach — durch Tradition auf die nachfolgenden Völker und Zeitalter fortgepflanzt haben. Die Wurzel — als das stabile Element in einem geographischen Namen — stand fest, das Suffix aber konnte sich ändern. Tatsächlich läßt sich in einer größeren Anzahl unserer Flußnamen die indogermanische Wurzel noch heute nachweisen. Wir nennen folgende: Scut-ara (Schutter), von der indogermanischen Wurzel scut (nasaliert scunt) = abfließen. Rinka oder Rincha (Rench) von der

indogerm. Wurzel rak (nasaliert rank) = rauschen, vgl. Rincus, la Rance. Craeja (Kraich — Creic-gowe) von der indogerm. Wurzel krak = rauh tönen. Ac-ara (Acher) von der indogerm. Wurzel ac = schnell sein. Cant-ara (Kander) von der indogerm. Wurzel scand = leuchten. Diese und andere leicht nachweisbare Namen fallen ihrer Entstehung nach noch in die Zeit vor der großen Völkerscheidung. Neben diesen begegnen wir etwa fünf Flußnamen, die ein ligurisches Gepräge haben. Sie stammen wahrscheinlich aus dem letzten Stadium der Steinzeit oder aus der Frühbronzezeit. Wir nennen Alba (obere und untere Alb), Murga (obere und untere Murg), Alis-antia (Elsenz), Al-antia (Elz zum Neckar) und Rhenus (Rhein). Am Ende der Steinzeit drangen ligurische Stämme aus ihren Ursitzen in der westlichen Poebene, an der ligurischen Küste, im Rhonetal und auf Corsica nordwärts durchs Saonetal und die Burgundische Pforte einerseits, über den Genfer See und aareabwärts anderseits ins Rheintal, wo sie sich, wie Chr. Mehlis³⁾ anthropologisch und archäologisch nachgewiesen hat, niederließen. Nach Mehlis müssen sie auch, zwar nur dünn und sporadisch, rechtsrheinisches Gebiet besiedelt haben und nordwärts bis zum Taunus, ostwärts bis zur Rauhen Alb und dem Bodensee gedrungen sein. Auf eben diese Ligurerstämme mögen die ligurischen Namen in unserm Lande zurückgehen. Entweder haben die Ligurer bei der Namensgebung auf die vorhandenen indogermanischen Wurzeln zurückgegriffen und bloß ligurische Suffixe angefügt, oder sie haben eigene und selbständige Namen gegeben. Beides wäre möglich, sie konnten an die indogermanischen Wurzeln um so eher anknüpfen, weil sie ihnen nicht fremd waren, da sie ja selber indogermanischer Herkunft sind. Zwar ist der berühmte Sprachforscher Karl Müllenhoff⁴⁾ geneigt, die Ligurer nach Abstammung und Sprache für anatolisch zu halten, allein die Verwandtschaft der indogermanischen und ligurischen Wurzeln tritt dermaßen klar zu Tage, daß wir sie mit dem hervorragenden französischen Sprachforscher Henri d'Arbois de Jubainville⁵⁾ für arisch halten. Nur betrachten wir sie nicht wie d'Arbois schlechtthin für arisch, sondern für eine Art Proto-Arier, welche sich längst zu einem

eigenen Volkstum konsolidiert hatten, als die große Völkerscheidung sich vollzog. Es wäre aber auch denkbar, daß die Ligurer den Flüssen eigene Namen gegeben haben, Namen, wie sie die Flüsse ihrer Heimat trugen. Denn Alis-antia (mit spezifisch ligurischem Suffix) erinnert an den ligurischen Flußnamen Aliso auf Corsica. Rhenus hat sein Seitenstück im Renus zum Po und Rino auf Corsica. Der Name Alba (oder besser die Wurzel alb) kehrt in mehr als einem Duzend ligurischer Namen wieder. Der Murga entspricht heute eine Morge zur Isère; der Name Morge setzt ein ligurisches Element voraus. Auch die benachbarten Isère und Durance (Isara und Dru-antia) sind, wie der Rhodanus, zu dem sie gehen, ligurisch. Und schließlich zeigt unsere Al-antia ein spezifisch ligurisches Suffix und hat die Wurzel gemein mit dem ligurischen Ortsnamen *Al-ovva* auf Corsica und mit dem ligurischen Namen Al-ammus (d'Arbois). Da indessen für den Breisgau nur ein einziger ligurischer Name, der Rhein, in Betracht kommt, können wir hier nicht weiter auf die Ligurerfrage eingehen. Ebenso kann es nicht unsere Aufgabe sein, ein Wort über die Räter zu sagen, die (für Baden wohl mit Unrecht) als die Träger der Kultur am Oberrhein während der Hallstattzeit vielfach gelten. Für sie kann jedenfalls die Forschung im badischen Lande sich nicht auf linguistische Beweise stützen. Auch im Breisgau ist kein einziger vorgermanischer Name rätisch. Vielmehr weisen sie alle ins Keltische. Es entsteht demnach die Frage: Wer waren die Kelten und woher kamen sie?

Die Kelten sind nach Abstammung und Sprache ein Zweig des indogermanischen Urvolkes. Sie gehören zu den von der Sprachforschung als Centumgruppe zusammengefaßten Indogermanen (Kelten, Germanen, Illyrier, Griechen, Italiker), welcher die Satemgruppe (Thraker, Slawoletten, Indoiranier) gegenübersteht. Die Centumgruppe nennt Kossinna auch Nordindogermanen, die Satemgruppe Südindogermanen. Beide bildeten vor ihrer Spaltung das indogermanische Urvolk, dem Kossinna als Urheimat im Gegensatz zur althergebrachten Auffassung Westeuropa (Frankreich) anweist. Von den Nordindogermanen, die wir nach ihrer Auswanderung im mittleren Nord-

deutschland finden, hätten sich nun die Kelten abgezweigt und auf dem Boden des heutigen Böhmen sich zuerst zu einem selbständigen Volkstum konsolidiert, ähnlich wie die Germanen in Skandinavien⁶⁾. Zwischen 1700 und 1500 v. Chr. läßt sie Kossinna Böhmen verlassen und zunächst Süddeutschland, die Nordschweiz und Norddeutschland bis an die Wesergebirge besiedeln. Hat Kossinna Recht, dann war Baden schon längst von Kelten bewohnt, bevor nur ein Kelte ins nachmalige eigentliche Keltenland — Gallien — seinen Fuß gesetzt hat. Damit stimmt d'Arbois de Jubainville⁷⁾ überein. Auch er hält das rechtsrheinische Süddeutschland für den ältesten Herd der Kelten und stützt sich auf annehmbare linguistische Gründe. Von Süddeutschland läßt dann d'Arbois die Kelten nach Norddeutschland vordringen, hernach Großbritannien erobern, um 600 die erste Invasion nach Gallien machen und später in Spanien und Oberitalien festen Fuß fassen. Die zweite Kelteninvasion in Gallien läßt er von Germanien aus geschehen, und zwar um 300 v. Chr., als die Kelten von den vorrückenden Germanen gedrängt wurden. Die Invasion ging von Süddeutschland aus und traf das östliche Frankreich. Bei dieser Gelegenheit hätten die verdrängten Kelten rechtsrheinische geographische Namen nach dem östlichen Gallien verpflanzt: die Lauterach in Bayern (keltisch lautron) als Lauter nach dem Elsaß (7. Jahrh. Lutra), die Antilanga in Bayern als Antil(aha) (Andlau) ins Elsaß und den Ortsnamen Virodunum (woraus Württemberg) als Virodunum (Verdun und Verdu) nach dem heutigen Frankreich. Ein 179 v. Chr. im Kampf gegen die Römer gefallener keltiberischer König Moenicaprus habe zu einem Volk gehört, das aus der Maingegend abgewandert sei. d'Arbois mag sehr wohl Recht haben. Das östliche Gallien muß sehr spät keltisch geworden sein; dort hat sich die Herrschaft der Ligurer offenbar sehr lange behauptet, sonst könnte nicht die große Mehrzahl der Flußnamen im Elsaß sich als ligurisch nachweisen lassen⁸⁾. Umgekehrt müssen tatsächlich die Kelten zuerst am Oberrhein gesessen sein; dort müssen sie früh den ligurischen Einfluß zurückgedämmt haben, und das keltische Bevölkerungselement mag schon in der Hallstattzeit überwogen

haben. So ist es erklärlich, daß am rechten Oberrhein die Mehrzahl der Flußnamen nachweisbar keltisch und nur ein geringer Bruchteil ligurisch ist. Freilich sind andere Forscher der Meinung, daß der ursprüngliche Sitz der Kelten Nordgallien sei, von wo aus sie dann ihre Eroberungszüge gemacht haben. Diese Eroberungs- und Expansionszüge fanden um die Wende des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. statt und führten die Kelten in die Donauländer, nach Griechenland, wo sie Alexander dem Großen ihre Freundschaft anboten, ja selbst nach Kleinasien (Galatien). Auf einem dieser vielen Züge hätten sie also auch von dem heutigen Baden Besitz ergriffen und hier um 500 v. Chr. den Grund zu einer Kultur gelegt, die als spezifisch keltisch gilt, zur La Tène-Kultur, genannt von einer prähistorischen Station am Neuenburger See. Die Spuren und der archäologische Niederschlag dieser ziemlich plötzlich einsetzenden Kultur sind so deutlich, daß es Kossinna möglich war, in Verfolgung derselben im Norden die Grenze zwischen Kelten und Germanen für die La Tène-Zeit zu bestimmen (Saale und Weiße Elster). Wie immer die Sache sich verhalten mag, mögen die Kelten zuerst rechtsrheinisch und erst später in Gallien gewohnt haben oder nicht, jedenfalls begann ihre spezifische Kultur erst um 500 v. Chr. Diese Tatsache braucht aber der Auffassung d'Arbois' und Kossinnas nicht Unrecht zu geben, denn die Kelten können ganz gut Jahrhunderte lang am rechten Rheinufer gesessen sein, ohne es zu einer namhaften Kultur gebracht zu haben, bis dann der Anstoß von Gallien aus erfolgte. Umgekehrt hätten ja auch die Kelten in Gallien vor dem genannten Zeitpunkt eine ihnen eigentümliche Kultur nicht besessen. Wir halten darum die Ansicht der beiden genannten Forscher für möglich, nur scheint uns der Zeitpunkt, den Kossinna für die Einwanderung in Süddeutschland annimmt (1500 v. Chr.) zu früh; richtiger nimmt d'Arbois etwa 900 v. Chr. an. Gegen den frühen Zeitpunkt Kossinnas spricht u. a. auch die Tatsache, daß die Kelten einen großen Teil der Flüsse mit eigenen, spezifisch keltischen Namen belegt und nur wenig auf indogermanische Wurzeln zurückgegriffen haben. Dies dürfte beweisen, daß sie später, als Kossinna glaubt, d. h. lange

nach Beendigung der Neolithik, eingewandert sind, zu einer Zeit also, wo schon viele indogermanische Wurzeln bezw. Namen sich verloren hatten.

Aus welchen Stämmen setzte sich nun die keltische Bevölkerung im heutigen Baden zusammen? In Betracht kommen zuerst die Helvetier. Dieselben werden bezeugt durch Tacitus (100 n. Chr.) und Ptolemäus (150 n. Chr.). Außer ihnen sind die Volcae Tectosages zu nennen; sie wohnten in großer Ausdehnung an der Silva Hercynia, waren ein sehr tapferer Volksstamm, und, wie wir durch Cäsar erfahren, brachten sie, wie ihre Stammesgenossen in Gallien, Menschenopfer dar. Sie galten später in den Augen der vordringenden Germanen als der Inbegriff aller Kelten, und ihr Stammesname Volcae wurde der Sammelname für Kelten, bezw. Romanen überhaupt (walahisch, welsch), ähnlich wie bei den Franzosen der Stammesname Alemannen der Sammelname für alle Deutschen wurde. Den Tectosagen reihen sich noch an die Biturigen und, zu einem kleinen Teil, auch die Boier, die aber in der Hauptsache in Böhmen wohnten. Schließlich noch die Mediomatiker. Sie wohnten in prähistorischer Zeit mitten (keltisch *medios*, lat. *medius*) zwischen den beiden Matra-Flüssen (elsässische Moder und württembergische Metter), woher ihr Name Mediomatiker. Die prähistorische Epoche, in welche diese Stämme fallen, ist die sog. jüngere Eisenzeit. Das Eisen war das hauptsächlichste Metall, das sogar zu Schmuck verwendet wurde. Auch das Silber hielt seinen Einzug; keltische Silbermünzen scheinen die Nachbildung makedonischer und massilischer zu sein. Bald kommt das Glas hinzu. Auch erscheinen neue Formen von Tongefäßen und von Fibeln usw. Sehr beachtenswert ist die Keramik, die recht schöne, glänzend schwarze, dünnwandig abgedrehte Tongefäße aufweist. Die Toten wurden in dieser Periode nicht verbrannt, sondern finden sich unter Grabhügeln und in Flachgräbern bestattet. Die Kultur der Kelten war hoch entwickelt, wenn sie auch die Höhe einer griechischen oder römischen Kultur nicht erreicht hat. Eine Literatur hatten die Kelten zwar nicht, wenigstens nicht die Kontinentalkelten²⁾. Wir müssen deshalb annehmen, daß Baden und der Breisgau um diese Zeit in Ackerbau, Kunst und Gewerbe verhältnis-

mäßig weit vorgeschritten waren. Man unterscheidet eine Früh- und eine Spät-La Tène-Kultur. Die erstere (4. und 5. Jahrh. v. Chr.) herrschte nach Ausweis der Funde im nördlichen Baden vor, während die letztere (3. und 2. Jahrh.) mehr im Süden heimisch war.

Die Tatsache einer keltischen Ansiedelung und Kultur im heutigen Baden wird außer durch spätere historische Notizen und die Siedelungsarchäologie am besten durch die noch vorhandenen keltischen Sprachüberreste in den vorgermanischen geographischen Namen bezeugt. Wir haben uns zur Aufgabe gestellt, für einen kleineren Bezirk — den Breisgau — diese Sprachreste in seinen Fluß-, Berg- und Ortsnamen nachzuweisen. Dabei soll in der Hauptsache der linguistische Beweis und sein Ergebnis durch archäologische Beweismomente eine Stütze erhalten. Unsere Beweisführung wird zeigen, daß keltische Sprachreste sich meistens in Fluß- und teilweise auch Bergnamen, weniger aber in Ortsnamen erhalten haben. Fluß- und Bergnamen eines Volkes leben eben durch nachfolgende, auch national verschiedene Generationen fort, während bei Ortsnamen dies weniger der Fall ist. Diese gehen leicht unter oder werden durch andere ersetzt. Die Namen der Flüsse und größeren Bäche im Breisgau sind alle keltisch, von den Bergnamen mit Sicherheit drei. Von den Ortschaften aber sind es nur zwei, welche sowohl der Gründung als dem Namen nach auf die Kelten zurückgehen: Riegel und Breisach. Natürlich haben noch andere Siedelungen bestanden, allein linguistisch können wir sie außer Tarodunum nicht nachweisen. Wir haben wohl in einigen heutigen Namen ein keltisches Element, aber die Bildung des Namens stammt aus der deutschen Zeit und stellt sich als eine Mischbildung von keltisch und alemannisch dar. Hierher zählen wir Zähringen und Ebringen. Was die Gründung dieser Dörfer angeht, ist ein zweifaches möglich: Entweder sind sie ehemalige keltische Siedelungen, und dann haben die Alemannen ihre Namen übernommen. Sie haben ihnen ein alemannisches Gepräge gegeben, d. h. sie haben den Stamm des Namens beibehalten, aber das keltische Suffix durch ein alemannisches ersetzt. Oder aber die Ortschaften sind deutsche Siedelungen, indem die Alemannen bei der Namen-

gebung auf ein keltisches Element zurückgegriffen haben, ohne daß ihnen die Bedeutung des fremdsprachlichen Charakters mehr zum Bewußtsein kam. In letzterem Sinne fassen wir besonders auch die Namen Zarten und Tunsel auf. Was die Form der Namenreste betrifft, in welcher die alten keltischen Namen auf uns gekommen sind, so zeigen sie natürlich nicht mehr das reine altkeltische Wortbild. Vielmehr tragen sie das Gepräge eines 2000-jährigen Entwicklungsprozesses an sich, indem sie mehr oder weniger wie andere Wörter in die Gesetze der deutschen Sprachentwicklung (Lautverschiebung, Umlautung, Analogie, Betonungsgesetz usw.) miteinbezogen wurden.

Wir beginnen unsere Abhandlung mit dem Namen

Zarten.

Das Dorf Zarten ist eine Gründung aus alemannischer Zeit. 765 begegnen wir der urkundlichen Notiz *marca Zardunensis*. Die Alemannen benannten die Siedelung nach der unmittelbar hinter dem heutigen Dorf gelegenen alten Keltensstadt Tarodunum. Der Name der Stadt, deren Ruinen sie noch Jahrhunderte lang sahen, muß ihnen so geläufig gewesen sein, daß ihnen der fremdsprachliche Charakter bei der Namensübertragung auf ihre Neugründung gar nicht mehr auffiel. Das gleiche Element finden wir auch in den Ortsnamen Kirchzarten, Mettenzarten (abgegangen) und Hinterzarten. Wäre uns auch der Name Tarodunum nicht historisch verbürgt, so könnten wir doch durch Rekonstruktion die Urform wieder herstellen. Der Name Zarten stellt ein *nomen compositum* dar, dessen erster Stamm nach Analogie von Turicum (Zürich), Tolbiacum (Zülpich), Tabernae (Zabern) die Form Tar gehabt haben muß. Der zweite Stamm -ten ist nach Analogie von Kemp-ten = Campodunum oder Lob-den = Lopo-dunum aus -dunum entstanden. Die Urform wäre darnach Tarodunum. Diese Form könnte durch ein Tardunum in Gallien belegt werden. Allein Namen wie Lugo-dunum, Campo-dunum und viele andere lassen auf eine Urform Taro-dunum schließen, und diese wird durch den Geographen Ptolemäus überliefert. Zandeln wir nun von Tarodunum selber, d. h. vom Namen und von der Stadt.

Tarodunum war die wichtigste Keltenniederlassung im heutigen Breisgau und am ganzen rechten Oberrhein. Die Keltizität des Namens kann ernstlich nicht angezweifelt werden. Sein zweiter Teil ist altkeltisch *dunon* = Stadt (englisch *town*), neukeltisch *dun* = Berg, Burg oder Stadt. Der erste Teil, nämlich Taro, kann Personennamen sein, und solche Ortsnamenbildungen gibt es im alten Gallien viele, z. B. Eburodunum oder Augustodunum. Taro wäre in diesem Falle als Gründer oder erster Ansiedler,

jedenfalls als eine hervorragende Persönlichkeit oder ein Stammeshäuptling zu denken. Eine analoge Bildung ist der Name einer gleichzeitigen Keltensiedelung im badischen



Nach einer Zeichnung von W. Saller.

Unterland, nämlich Lopo-dunum = Burg des Lopus (heute Ladenburg, früher Lobdenburg, vgl. Lobbengau), der Vorort der Neckarsueben. Die älteste Namensform von keltisch Tarodunon, römisch Tarodunum ist in griechischer Sprache

auf uns gekommen: Ptolemäus (150 n. Chr.) erwähnt in seiner „Geographia“, wo er die süddeutschen Ortschaften aufzählt, eine πόλις Ταροδούνον. Wenn wir uns nach einem analogen Stadtnamen umsehen, dann finden wir einerseits ein Castrum Tauredunum im Rhonetal und andererseits ein Tardunum im nördlichen Gallien zwischen Aisne und Marne (heute Mont-Notre-Dame). Das gallische Analogon Tauredunum veranlaßt Mone 10), bei unserm Tarodunum an keltisch taro = Stier zu denken, wobei bei ihm der Gedanke an die enge Sprachverwandtschaft zwischen dem Keltischen und Lateinischen mitbestimmend gewesen sein mag. Taro (aus tarvos) heißt altkeltisch der Stier, lateinisch taurus, griechisch ταύρος, französisch taureau, bretonisch tarv, welsch tarw und gälisch tarbh. Tarodunum hiesse demnach Ochsenburg oder Ochsenstadt. Der Ort wäre nach keltischem Brauch nach dem Stier benannt; dieser galt den Kelten wegen des religiösen Charakters des Ackerbaues, bei dem er ausschließlich verwendet wurde, als ehrwürdig und heilig. Das zweite Seitenstück zum Namen unserer Dreisamstadt, Tardunum im nördlichen Gallien, und speziell seine Lage, gibt den Schlüssel zu einer andern Erklärung. Beide Ortschaften hatten nämlich eine überraschend ähnliche Lage. Während das badische Tarodunum zwischen den beiden Korbach und Wagensteigbach genannten Wasserläufen, direkt bevor sie sich am Westende der Stadt vereinigten, gelegen war, lag das gallische Tardunum in unmittelbarer Nähe des Zusammenflusses der größeren Vesle und des kleineren Murton. Beide Orte sind also im wahren Sinn Ufer- oder Übergangsstädte. Dieser Umstand brachte Hermann Wirth 11) auf den Gedanken, den ersten Bestandteil des Namens als taros aus der indogermanischen Wurzel tar = „hinübergehen oder ans andere Ufer gelangen“ aufzufassen. Das Altindische kennt ein Etymon tara = Abstieg zum Wasser oder Ufer. Wir fügen bei, daß die Wurzel tar auch im Ligurischen vorkommt. Sie ist enthalten in den ligurischen Flußnamen Tarus zum Po und Taravus auf Corsica und im Departement Gard sowie in den ligurischen Ortsnamen Tarantasia in Savoyen und Tarasco oder Tarusco im Rhonetal, heute Tarascon. Die Lage von Tarascon ist derart, daß man den Namen vielleicht auch mit Uferstadt oder Übergangsstadt übersetzen kann. Er enthält das eminent ligurische Suffix -asco oder -usco 12). Außerdem hat d'Arbois de Jubainville etwa 250 geographische Namen auf dem altligurischen Boden Piemonts nachgewiesen, welche dieses charakteristische ligurische Suffix zeigen. Aber auch im Keltischen dürfte die Wurzel tar enthalten sein. Zolder 13) hat eine altirische Präposition tar = lat. trans nachgewiesen, die heute im Kymrischen als tra und im Irischen als tria erscheint. Taros würde demnach „Flußübergang“ oder „Ufer“ bedeuten und Taro-dunum „Stadt am Flußübergang“ oder „Uferstadt“. Die Bedeutung würde für beide Tarosorte nach der oben geschilderten Lage gut passen und hätte zudem eine Stütze in dem, wenn auch weit jüngeren, Ortsnamen Stegen („obr dem

Stege an der Dreisam“, urkundliche Notiz aus dem Jahre 1318).

Tarodunum war die bedeutendste Keltentadt im heutigen Baden. Lopodunum und Rigola sowie Brigobanne (Züfingen) und Juliomagus (Beggingen) waren vermutlich auch Oppida. Im übrigen waren doch die meisten Siedelungen bloße Vici und einzelstehende Gehöfte. Sie lagen, nach Funden zu schließen, meist in der Rheinebene, dann aber auch am Kaiserstuhl, im Neckarhügelland und an den Abhängen des Schwarzwaldes. Die Kelten liebten hügeliges Land, mieden aber die Höhen des Schwarzwaldes. Damit stimmt überein, daß so viele Ortsnamen im alten Gallien mit Uxello-14) gebildet sind, z. B. Uxello-dunum. Diese latinisierte Form ist identisch mit dem irischen uchel = Hügel. Was indes die Namen der Siedelungen betrifft, so sind uns nur wenige bekannt. Historisch bezeugt sind eigentlich nur die oben genannten. Zolder nennt noch die Namen Lebiacus (Löffingen) und Vindara (Winterbach im Glottertal), Buch noch Korb und d'Arbois de Jubainville Bragodurum, ein Ort in der Nähe oder an der Stelle des heutigen Bräunlingen. Immerhin muß man annehmen, daß die Siedelungen verhältnismäßig zahlreich waren, denn Schumacher hat allein in der Rheinebene und am Kaiserstuhl dreißig keltische Niederlassungen festgestellt.

Fragen wir nun nach den Erbauern von Tarodunum, so war es der keltische Volksstamm der Helvetier 15). Sie erbauten die Stadt als ein eigentliches Oppidum, und zwar nach gallischem Vorbild. Der Wall oder Mauerwerk bestand aus einem kunstvollen Gefüge von Steinen und Balken. Nach Cäsar war dies die zu seiner Zeit übliche Bauart fast aller gallischen Festungsmauern. Bei Schilderung der Blockade von Bavaricum (Bourges) beschreibt er genau diese Bauart und gebraucht die Wendung: „alternis trabibus et saxis“. Die Balken wurden quer in die breite Mauer eingefügt und durch Nägel verbunden; solche Nägel sind in der Länge von 20 cm im Bauschutt gefunden worden. Das quergelegte Gebälk sollte dem römischen Mauerbrecher trotzen, der nur für Längsbalken konstruiert war. Der Festungsring von Tarodunum hatte einen Umfang von sechs Kilometern. Die Mauer bestand nach Erweis der Ausgrabungen von 1901 aus gewaltigen Steinen mit einer Kieshinterschüttung. Auf der Ostseite war außerdem ein Graben von 12 m Breite und 4 m Tiefe, jetzt Heidegraben genannt. Die alte Festungsfläche ist noch heute erkenntlich; sie stellt ein Plateau dar, das auf drei Seiten von ungefähr 15 m hohen Steilhängen umsäumt ist. An den Rändern dieses Plateaus haben sich noch mehrfach Spuren von alten Befestigungen erhalten. Kunst und Natur wirkten zusammen, um die Dreisamstadt zu einem sehr befestigten Oppidum und geschützten Refugium zu machen. Im Osten hing der Wall durch einen etwa 600 m breiten Rücken mit dem Gebirge zusammen. Auf drei Seiten war er von Bergen umgeben. Nach Südosten war das Tal abgesperrt durch das natürliche Tor

der Hirschsprungfelsen des damals noch geschlossenen Hohen-
tals. Außerdem war sie von zwei Bächen umgeben, die
sich am westlichen Ende der Stadt vereinigten, vom Rot-
bach und vom Wagensteigbach.

Wenn man die Fläche des alten Oppidums, die un-
gefähr 100 ha beträgt, ins Auge faßt, dann legt sich der
Schluß nahe, daß der Festungswall eine stattliche Anzahl
Behausungen in sich barg. Eine Stadt von solcher Größe
und Einwohnerzahl mußte ernährt werden. Es muß darum
der Ackerbau in dieser Gegend geblüht haben; ebenso mag
das Erwerbsleben sehr entwickelt gewesen sein. Freilich
ist auch denkbar, daß die Stadt kein bloßes Oppidum
war, sondern zu gleicher Zeit als Zufluchtsstätte für die
umwohnende Bevölkerung dienen sollte, also zugleich eine
Fliehburg war. Schon um 300 v. Chr. begannen die Ger-
manen die keltischen Stämme, welche östlich vom Rhein
bis zur Elbe sowie in Süddeutschland wohnten, zu beun-
ruhigen und zu verdrängen, so daß bis zum Jahre 100
v. Chr. die Kelten fast ganz Deutschland verlassen hatten.
Möglich, daß diese Gefahr bei Tarodunum ins Auge ge-
faßt wurde. Als Fliehburg wäre dann unsere Stadt als
Mittelpunkt einer Anzahl Dörfer aufzufassen, welche dem
Jartener Tal vorgelagert waren. In Betracht kämen die
jetzigen Dörfer Wiehre, Jähringen und eine alte Ansiedelung
an der Stelle des heutigen Freiburg, wo keltische Silber-
münzen gefunden worden sind; ferner Ebringen, und, wenn
Zolder Recht hat, auch Winterbach im Glottertal.

Mit dem Vordringen der Germanen verließen nach
tapferer Gegenwehr die in Baden ansässigen Kelten ihre
Heimat. Im Norden fand dies früher statt als im Süden.
Unsere Helvetier wanderten nach der Schweiz. Es geschah
dies vermutlich zu der Zeit, als die Kimbern und Teutonen
diese Gegend unsicher machten und sich vier Jahre in Süd-
deutschland aufhielten. Vom Jahre 100 v. Chr. ab war
also Tarodunum so gut wie verlassen, die Kultur des
Breisgaaues aber ging unter. Die Germanen, die sich
später im Breisgau und Hegau zu Cäsars Zeiten aufhielten,
verstanden nicht, sich die keltische Kultur zu nutze zu
machen. Übrigens verließen dieselben nach der Ariovist-
schlacht wieder den Süden, und nun wurde das ehemals
wohlbebaute Land allmählich eine Wildnis, von Ptolemäus
Helvetierwüste genannt. Indessen müssen auch einzelne
Häuflein helvetischer Abstammung im Breisgau und in
Tarodunum zurückgeblieben sein. Dafür spricht die Tat-
sache, daß der Name Tarodunum sich von Mund zu Mund
fortpflanzte und bis heute erhalten hat. Die Tradition
war also hier nie unterbrochen. Dafür sprechen überhaupt
alle übrigen keltischen Namenreste. Sie konnten sich nur
durchsetzen, indem sie von zurückgebliebenen Keltenhäuflein
auf die Germanen übergingen. Zwar erwähnt Tacitus
(Germania, 29) eine Neueinwanderung von Kelten in das
heutige Baden, allein diese brachten es zu keinem Volkstum,
waren vielmehr bloß Kolonisten, welche die Römer zur
Wiederbesiedelung und Bebauung des verödeten Landes
verwendeten (*agri decumates*).

Geschichtliche, d. h. literarische oder epigraphische
Nachrichten über Tarodunum haben wir so gut wie keine.
Es läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, ob die Stadt
zur Römerzeit besiedelt wurde. In jedem Fall war es kein
Kastell, noch weniger ein Legionslager, weil innerhalb des
ältesten Limes gelegen. Nicht einmal ein *Vicus* scheint es
gewesen zu sein, denn auch dafür fehlen die Funde. Das
Gebiet selber gehörte zur Gaugemeinde Kiegel mit dem
Dorort Kiegel, welches ein ansehnlicher *Vicus* war. Einen
über Tarodunum nach der Baar ziehenden Weg gab es
nach Schumacher schon in prähistorischer Zeit. Wirth 16),
welcher im Jahre 1909 auf dem westlichen Plateau orien-
tierende Grabungen vornahm, ist der Ansicht, daß die
keltische Dreisamstadt zur Römerzeit nicht wieder besiedelt
worden ist, daß der Name Tarodunum vielmehr möglicher-
weise als römische Bezeichnung der Niederlassung am
Schloßberg zu Freiburg zu verstehen ist.

Auch über den Untergang der Stadt liegen uns keine
Quellen vor. Man glaubt, daß die Germanen, die schon
vor 100 n. Chr. nach Süden und auch nach dem Breisgau
vordrangen, mehr von der gallischen Kultur in Trümmer
schlugen, als sich aneigneten. Auch ist von den germanischen
Stämmen bekannt, daß sie keltische und römische Städte
mieden und besetzte Städte um keinen Preis bewohnten.
Möglich also, daß schon damals die Keltenstadt, wenn
nicht in Schutt und Asche sank, so doch schwer gebrand-
schagt und geschädigt wurde, und die Römer später teil-
weise nur noch ihre Ruinen sahen. Wenn man bedenkt,
wie die Kimbern und Teutonen auf ihrem Zug durch Gal-
lien gehaust haben, klingt diese Annahme nicht unwahr-
scheinlich. Das hinderte nicht, daß Ptolemäus um 150 n.
Chr. trotzdem von einer *πόλις* reden konnte, zumal da er
zeitlich weit Auseinanderliegendes in seiner Darstellung
vereinigt. Möglich aber auch, daß die Stadt verschont
blieb, und zur Römerzeit nachher unbenutzt da stand, wenig-
stens militärisch nicht verwendet wurde. Vielleicht ging
sie erst in den Stürmen der Völkerwanderung zu Grunde.
Oder sie wurde von den Alemannen, die von der Zeit
Valentinians her gegen alles Römische aufs äußerste er-
bittert waren, niedergebrannt, als die römische Herrschaft
am Oberrhein zusammenbrach und der rechte Oberrhein
endgültig alemannisch wurde. So ging die einst berühmte
keltische Dreisamstadt unter, ohne je wieder aus der Asche
zu erstehen. Ihre Rolle als Hauptstadt des Breisgaaues
und des ganzen Oberlandes trat die Tarosburg ab an das
nahe, weit jüngere Freiburg; ihrem Namen nach aber lebt
sie fort in drei benachbarten Dorfschaften.

Gehen wir das Eschbachtal hinauf, dann kommen
wir über St. Peter und St. Märgen auf den

Omenberg.

Der Omen (auch Ohmen) ist die letzte Gruppe im
St. Märgener Gebirgsgebiete, bevor dasselbe steil ins
Wagensteigtal abfällt. Bekannt sind die Namen Omenberg,
Omenwald und Omenkapelle; auf der Spitze des Berges

steht eine Kapelle des hl. Judas Thaddäus. Über diesen viel genannten Namen sind die wunderlichsten Deutungen versucht worden. Die Erklärung aus dem Keltischen ist die einzig richtige. Wir leiten Omen von der Form Amana ab, welche Holder¹⁷⁾ als altkeltisch nachgewiesen hat. Amana heißt Fluß oder Wasser und entspricht dem neukeltischen amhain (gälisch) = Rinnsal oder Fluß. Die Grundform oder der Stamm von Am-ana ist die Form am, und -ana ist als Suffix aufzufassen. Dies sehen wir deutlich an den Flußnamen Am-asia oder Am-isia (Ems), Am-antia (Amance), Am-at-issa (L'Amasse). Alle diese Namen sind Ableitungen von am, wozu wir noch den thüringischen Emsbach fügen wollen, welcher nach Buch¹⁸⁾ alt Im-ese hieß und aus Am-asa umgelautet ist. Der Stamm am näherhin ist die nasalierte Form der indogermanischen Wurzel av = gehen oder fließen. Schon in den ältesten Zeiten erscheint die Wurzel av nasaliert als amb, am und an. Daher Sanskrit amb-u = Wasser; griechisch ὄμβρος = Regen; lateinisch imber; altirisch amh und am = Wasser¹⁹⁾.

Kehren wir nun zur Form Am-ana zurück. Aus Amana hat sich durch sprachliche Entwicklung, d. h. durch Umlautung und Abstoßung des Endvokals die Form Omen richtig entwickelt. Ein treffliches Seitenstück hierzu ist die Ohm in Zessen, welche durchs Ohmtal fließt. Ihr alter Name ist ebenfalls Am-ana; hier ging aber nicht bloß der Endvokal, sondern das ganze Suffix -ana verloren. Gut erhalten hat sich die ursprüngliche Form Am-ana in dem Ortsnamen Amöne (= Amene)burg unweit der Ohm. Am besten erhalten hat sich unser Name in dem oberitalischen Flußnamen Um-ana (Tab. Peut.), in dem nur der erste Vokal umgelautet ist. Entstellt, aber noch erkenntlich finden wir unsere Form in dem Namen der großen und kleinen Emme in der Schweiz. Wir betonen, daß in all den bezüglichen Ländern ehedem Kelten ansässig waren. Es dürfte demnach keinem Zweifel unterliegen, daß der Name Omenberg ins Keltische weist. Auch Mone²⁰⁾ hält den Namen Ohm für keltisch, ohne aber unsern Omenberg zu nennen. Er nimmt das gälische amhain = Fluß an und bleibt dabei, wie immer, den Nachweis schuldig, ob dieses neukeltische Etymon auch im Altkeltischen schon vorhanden war. Holder hat diesen Nachweis geführt, wobei er bemerkt, daß sich Namen mit dem Stamm Ohm- von eben diesem Amana herleiten (Ohmbach, Ohmig). Zierher gehört aber notwendig auch unser Omen.

So einfach und sicher die Worterklärung auch ist, so bietet doch die Sacherklärung einige Schwierigkeit. Entweder hat der Berg Omen seinen Namen von dem tief an seinem Fuße vorbeifließenden Bach, dem Wagensteigbach. Vom Omenberg aus betrachtet, präsentiert sich dieses Flußtal als imposant und romantisch. Und wenn es nun öfter vorkommt, daß Berge oder Ortschaften nach einem vorbeifließenden auffälligen „Bach“ oder „Gewässer“ benannt sind, so dürfte dies mit Rücksicht auf den romantischen Charakter unseres „Baches“ bei der keltischen Namen-

gebung der Fall gewesen sein. Dazu kommt, daß der in Frage stehende Bach der Oberlauf der Dreisam ist, wie Pfaff überzeugend nachgewiesen hat, und nicht etwa ein Quellbach. In älterer Zeit hatte also unser Bach seinerseits selber einen keltischen Namen, ehe die Bezeichnung Wagensteigbach üblich wurde. Oder aber es ist ein zweiter Fall denkbar. Möglicherweise dachte man sich früher unter dem Begriff Omen nicht bloß den heutigen Omenberg, sondern den ganzen Höhenzug von St. Märgen bis zum sog. Kapferberg. Wer aber das Gebirgsgelände von St. Märgen kennt mit seinen zahlreichen Rinnen und Bächlein, nicht zu reden von den beiden Grenzbächen, dem Iben- und Wagensteigbach, der findet den Namen „Gewässer“ zutreffend. Das Gelände hätte also den Namen von seinem „Gewässer“ = Reichtum erhalten. Hierzu würde sehr gut passen, daß ganz ähnlich wie der St. Märgener Höhenzug der ganze Schwarzwald überhaupt von den Kelten den Namen von seinem Reichtum an Gewässern erhalten hat. Abnoba heißt bei Tacitus der Schwarzwald. Die Form Ab-noba denkt sich aber Holder²¹⁾ entstanden, d. h. verbildet aus Ab-ona. Dieser Name bedeutet ungefähr „fluß-“ oder „wasserreich“. Er geht zurück auf die indogermanische Wurzel ab, die wir in mehreren Flußnamen (z. B. Abela, Abelica), auch in unserem Ablach bei Nefkirch (alt Abel-aha) haben. Diese Wurzel ab ist eine Variante von der Wurzel av = fließen. Da aber unser oben besprochenes am, bezw. Am-ana nur eine nasalierte Form der Wurzel av ist, so ist der Name Abona (Abnoba) = Schwarzwald und der Name Am-ana = Omen gleichen Stammes und gleichen Sinnes und bedeutet „gewässerreich“.

Wir begeben uns abwärts durch das Wagensteigtal, durch das der von Schumacher (Die Erforschung des römischen und vorrömischen Straßennetzes in Westdeutschland) angenommene prähistorische Weg von Freiburg nach Zülfingen wohl eher geführt haben mag als durchs benachbarte Zöllental. Wir kommen ins Dreisamtal, und über die Stätte des alten Tarodunum folgen wir dem Laufe der

Dreisam.

Es gibt einen Fluß gleichen Namens oder richtiger gleichen Stammes in Österreich: eine Treysen und zugleich eine Stadt Treysenmauer. Auf der Tab. Peut. heißen sie Tragisa und Tragisamo. Da unsere Breisgauer Dreisam auf altem Kulturboden fließt, wo keltisch-römisches Leben pulsierte, muß sie notwendig auch einen vorgermanischen Namen gehabt haben. Leider ist uns aber der klassische Name weder durch die Peutingerische Tafel noch durch Ptolemäus überliefert worden. Die älteste uns bezeugte Namensform stammt aus dem Jahre 864; sie findet sich im Urkundenbuch der Abtei St. Gallen (bearbeitet von Wartmann, Zürich, 1863 ff.) mit der Wendung „circa fluvium Dreysima“. Später begegnen wir der Form Treisama (1008) usw. Durch Rekonstruktion können wir in etwa den ursprünglichen klassischen Namen wieder her-

stellen. Bei jedem vorgermanischen Flußnamen unterscheidet man Stamm und Suffix. Natürlich war ein vorgermanischer Flußname, den die Deutschen übernommen haben, ähnlich den Gesetzen der Sprachentwicklung unterworfen, wie andere Wörter der deutschen, d. h. althochdeutschen Sprache. Infolgedessen tritt uns heute gar mancher vorgermanische Flußname nach Stamm und Suffix in sehr veränderter Gestalt entgegen. Lautgesetzlich kann nun die Form Dreisima aus Tragisama entstanden sein, und das letzte Bedenken gegen die Möglichkeit dieser Entwicklung hat in ebenso überzeugender als meisterhafter Weise Prof. Pfaff²²⁾ auszuräumen gewußt. Demnach kann der vorgermanische Name unseres Flusses Tragisima, oder, wenn wir noch die weitere Namensform vom Jahre 1008 in Betracht ziehen, Tragisama geheißen haben. Da die letztere Form Tragisama ein Analogon in dem durch die Tab. Peut. bezeugten Namen Tragisamo auf österreichischem Boden hat, kann man ihr wohl den Vorzug geben. In dem Namen Trag-isama erscheint der erste Teil als Stamm, den wir mit Buck²³⁾ für den Flußnamensstamm *trag* = schnell laufen halten. Der zweite Teil ist Suffix, unterscheidet sich aber als solches deutlich von den übrigen Suffixen, sowohl keltischen als ligurischen. Bei der großen Verwandtschaft, die zwischen der lateinischen und keltischen Sprache besteht und die eine weit größere ist als zwischen der lateinischen und griechischen, ist man geneigt, das Suffix für eine keltische Superlativform zu halten. Wir würden dann die Wurzel *trag*, die zunächst verbale Bedeutung hat, adjektivisch auffassen und etwa einen Positiv *tragos* = schnell laufend annehmen. Es wäre dann *Tragisama* = *Rapidissima* zu setzen, wobei sich *rapidus* genau so zu *rapere* verhält, wie *tragos* zu *trag*. Der Ausdruck *rapidissima* ist darum dem *velocissima*, mit dem Buck *Tragisama* übersetzt, vorzuziehen, zumal da *rapidus* von den lateinischen Schriftstellern gerade in dem Sinne von reisend oder schnell laufend von Flüssen gebraucht wird. Wenn auch Holder²⁴⁾, und mit ihm Thurneysen, die keltische Superlativform, welche Buck für sicher hält, etwas in Zweifel zieht und Zusammensetzung für möglich hält, so ist doch der keltische Charakter des Namens Dreisam nach dem Gesagten über jeden Zweifel erhaben. Dazu kommen siedelungsgeschichtliche Gründe von hoher Beweisraft, wobei wir nur den Namen *Tarodunum* zu nennen brauchen. Wenn Nöne²⁵⁾ den Namen Dreisam von gälisch *traigh* = „ein Flußbett, welches durch Eintrocknen des Wassers bloßgelegt wird“ (*traghad* = austrocknen) ableiten will, kann er das besprochene Suffix unmöglich erklären, wie er überhaupt sein Wort *traigh* zuerst als altkeltisch hätte nachweisen müssen. Darnach hieße also Dreisam „die sehr Reißende“.

Was die Bedeutung „schnell“ oder „reisend“ betrifft, so paßt sie für die Dreisam insofern, als dieser Fluß sich dadurch auffällig macht, daß er zu gewissen Zeiten gewaltig anschwillt und durch seine reißenden Fluten Stadt und Land in große Gefahr bringt. Diese Eigenschaft mochte

genügen, daß seine frühesten Anwohner ihn nach ihr benannten. Dazu kommt, daß ihr Nebenbach aus dem Hölental, der Hölle- oder Rotbach, auch durch seinen reißenden oder schießenden Lauf bekannt ist.

Wir verlassen das Dreisamtal und wenden uns über Freiburg nordwärts nach

Zähringen,

alt Zaringen (1006), Zeringen (1077), Zaringia (1112), Zeringin (1122), Zaringin (1130), dessen Name schon Nöne mit dem alten *Tarodunum* und mit Zarten in Verbindung gebracht hat. Neuerdings vertritt auch Hermann Wirth²⁶⁾ diese Ansicht. Er sieht in dem Namen Zähringen eine Mischbildung zwischen Keltischem und Alemannischem, wie eine solche auch in Löffingen und Ladenburg vorliege. Die in der Gegend von Freiburg gemachten keltischen Funde sprechen — wie schon oben erwähnt — für eine keltische Ansiedelung in der Nähe des Schloßberges. Die Niederlassung am Fuße der Zähringer Burg hat sich jedenfalls länger halten können, als die anderen Dörfer um *Tarodunum*, und mit ihr die alte Bezeichnung der Gegend, ohne daß die Alemannen, die die Benennung übernahmen, die ursprüngliche Bedeutung derselben erkannt hätten. Wirths Erklärung ist streng sachlich und verdient den Vorzug vor jener Kriegers²⁷⁾, insofern dieser den Ortsnamen deutsch erklären will „bei den Angehörigen des *Taro* (Rosenform von *Taranhardt*)“.

Wir folgen weiter nördlich der Richtung des alten Keltenweges, der zweifelsohne von *Tarodunum* nach *Rigola* führte, und überschreiten bei Denzlingen die

Glötter.

Der Name Glötter führt auf eine Urform *Clot-ara*, deren Stamm in dem irischen Flußnamen *Clota* (heute *Clyde*) sich zeigt. Irisch *cluath*, *cluad*, von der Wurzel *clu*, womit auch das lateinische *cluere* = spülen, reinigen, griechisch *κλύω* und ahd. *hlätar* = rein zusammenhängt²⁸⁾.

Dafür, daß der Name Glötter vorgermanisch ist, spricht die Tatsache, daß der Stamm *clot*, bzw. *clat* mehrere Ableitungen aufweist. Wir nennen die *Clot-oris* auf Corsica, die *Clat-erna* des *Itinerarium Antoninum* (heute *Quaderna*) und noch die kymrische *Clot-a* (in Wales). Zwar gibt es auch einen Fluß *Glat* im Thurgau und einen Bach *Glat* in Hohenzollern. Diese Namen sind aber wohl jüngern Datums und leiten sich ab von ahd. *glat* = glänzend, und zwar besonders mit Beziehung auf den Wasserspiegel und das Eis. Hierher dürften auch die rheinischen *Glabach* gehören. Glötter hieße demnach „die Bepülende“. Vgl. damit die elsässische *Leber* (*Lab-ara*) = die Negende oder die Nidssig (*Mosa*) = die Befruchtende.

Zur rechten Hand haben wir den die ganze Gegend beherrschenden

Kandel.

Es gibt eine indogermanische Wurzel *scand* (*cand*) = leuchten, glänzen. Wir finden sie auch im lateinischen

candere, candidus und im keltischen cantos = weiß (neukeltisch cann). Sie eignet sich sehr gut zur Bildung von Flußnamen, insofern der glänzende oder glitzernde Wasserspiegel ins Auge gefaßt wird. So ist sie enthalten in dem Namen Cant-ara = Rander und Cant-ica = Rinzig. Beide Flußnamen, die mehrfach, nicht bloß in Baden, vorkommen, sind gleichen Stammes, nur verschieden abgeleitet. Weniger zutreffend dürfte die Anwendung der in Frage stehenden Wurzel zur Bezeichnung von Bergen sein. Daß ein Berg glänzt oder leuchtet ist doch keine besonders hervorstechende Eigenschaft. Und doch sind Buch²⁹⁾ und Zolder³⁰⁾ einzig in der Anwendung von keltisch cantos auf den uns hier beschäftigenden Rander. Etymologisch freilich bietet die Erklärung keine Schwierigkeit. Die älteste Namensform ist Kand-en (III), und in ihr ist zweifellos das keltische cantos enthalten. Da die älteste Namensform Kanden kein eigentliches Suffix zeigt, hat der Name vielleicht nie ein spezifisch keltisches Suffix gehabt, ist darum möglicherweise vorkeltisch, unter Umständen sogar indogermanisch, so daß die Wurzel cand bzw. der Name in die Zeit vor der großen Völkerscheidung zurückreicht, gerade wie dies, nach Forrer, beim Scharrachberg im Elsaß der Fall sein soll.

Die Form Rander ist jüngeren Datums (17. Jahrh.). Darum ist auch die Erklärung Nones³¹⁾ falsch, insofern er den zweiten Teil -el, der früher gar nicht vorhanden war, erklären will. Nicht ungeschickt aber ist die Nonesche Erklärung des ersten Teiles. None nimmt neukeltisch eant (bretonisch) = Kreis an. Ist dieses Etymon als altkeltisch nachzuweisen, was uns nicht gelingen ist, dann ist seine Erklärung weitaus die beste, weil sachlich und zutreffend. Denn von der Ebene bei Freiburg oder Jähringen (Moeswald) aus betrachtet, wo ja Kelten ansässig waren, ist die runde Gestalt der erste Eindruck, den man vom Rander gewinnt und die bezeichnendste Eigenschaft, die man von ihm aussagen kann.

Wir kommen vorbei an den Grabhügeln der Hallstatt- und La Tène-Zeit bei Reutte und Emmendingen und biegen rechts ab ins

Elztal.

Die ältesten Formen des Namens Elz unterscheiden sich kaum von der heute üblichen: Elzach (1234) und Elza (1256). Mhd. Elzach hat natürlich ahd. Elz-aha zur Voraussetzung, ob nun der 763 überlieferte Ausdruck „Elzaha fluvius“ echt oder gefälscht ist. Rekonstruieren wir die vorgermanische Urform unseres Flußnamens. Zu diesem Zwecke führen wir andere süddeutsche Flußnamen auf, welche schon äußerlich betrachtet eine lautliche Ähnlichkeit, näher angesehen aber eine Stammverwandtschaft aufweisen: die bayrische Alz (9. Jahrh. Alzeia, d. i. früher Alteia), die heffische Alzei (früher Alcia, d. i. Altia) und die Elta (zur Donau), umgelaute aus der Form Alta. Dazu nennen wir noch die französische Autie (früher Alceia = Alteia). Es ist unschwer zu erkennen, daß allen diesen

Namen ein Stamm alt gemeinsam ist, und diesen nehmen wir mit Buch³²⁾ für unsere Elz an. Weniger leicht ist aber zu entscheiden, wie das ursprüngliche Suffix gelaute hat, denn der älteste Name unserer Elz hat es bereits verloren und dafür die deutsche Zutat -aha erhalten. Dieser Vorgang, daß an Stelle des alten, nicht mehr verstandenen und darum verstümmelten oder abgeworfenen Suffixes ahd. aha tritt, wiederholt sich gar vielmal. Die rekonstruierte Urform mag daher Alt-a, oder Alt-ia gelaute haben. Und diese Form halten wir für keltisch. Wir finden nämlich den Stamm auch in dem keltischen Flußnamen Alt-r-us (heute Autre), der sich von unserer Breisgauer Alt-a oder Alt-ia und ihren Analoga nur durch die Ableitung unterscheidet.

Der Stamm alt näherhin ist erweitert aus der Wurzel al-, welche eine Variante zur indogermanischen Wurzel ar = eilen ist. (Sanskrit ar, ferner aras = schnell; Zend aurva = schnell; lat. ire)³³⁾. Der Stamm alt scheint neben seiner verbalen Bedeutung nomen appellativum geworden zu sein, wofür das irische alt = Bach sprechen dürfte. Elz hieß demnach die „Eilende“ oder der „Fluß“.

Vom Stamme al sind sehr viele Flußnamen gebildet worden, welche als Ableitungen von dieser Wurzel aufzufassen sind. Wir nennen bloß vier: Al-aia (III), Al-ara (Aller), Al-apa (Alpe) und Al-antia (Elz bei Mosbach). Letztere ist also direkt von der Wurzel al abgeleitet, während der Breisgauer Elz der Stamm alt zu Grunde liegt. Merkwürdigerweise zeigt die Al-antia ein ligurisches Suffix und da wir die Wurzel auch als ligurisch nachweisen können, dürfte der Name ligurisch sein³⁴⁾. Ebenfalls ligurisch ist auch der Name der benachbarten Alis-antia (Elsenz). Wir erwähnen diese darum, weil sie Buch ganz irrümlicherweise zum Stamme al stellt wie die Elz (Al-antia). Tatsächlich ist die Alis-antia deriviert von dem ligurischen Nominalstamm alisos oder alisa = Erle³⁵⁾. Ligurisch alisos ist vielfach zu geographischen Benennungen verwendet worden. Wir nennen als Derivationen: Aliso, Alis-anus, Alis-ona, Alis-ontia und Alis-antia. Alis-ontia heißt die Elz zur Mosel; so nennt sie der Dichter Ausonius in seiner „Mosella“. Alsuntia (aus Alisontia) heißt auch 853 die Alzit in Luxemburg. Und als Nebenform erweist sich die Alisontia, auch Alisantia zur Nahe (heute Alsenz). Zierher gehört auch der Name des Ardennendorfes Aussonce (aus Al(is)ontia). Freilich kommt auch gotisch aliso = Erle (ahd. elira) = lat. alnus hier in Betracht. Allein daß ligurisch und gotisch aliso in Flußnamen nebeneinander vorkommen, gibt selbst Müllenhoff³⁶⁾ zu. Er erwähnt nämlich einen Fluß Aliso (die Alme), Nebenfluß der Lippe, den mit d'Arbois auch Zolder von ligurisch alisa = Erle ableitet und ein in dessen Nähe liegendes römisches Kastell Alisa. Der gleiche Müllenhoff übrigens, der mit d'Arbois de Jubainville die Kontroverse hatte, es gäbe keine ligurischen Flußnamen in Norddeutschland.

Die Spuren des Keltenweges führen uns elzabwärts weiter nach

Kiegel.

Das Gebiet des heutigen Kiegel ist uralter Kulturboden. Schon eine neolithische Niederlassung bestand am Fuße des Michelsberges. Dort wurde auch ein Bronzegrab zu Tage gefördert. Über eine Ansiedelung aus der älteren Hallstattzeit wird im Schaumsland XXVIII berichtet, ihr hat wahrscheinlich der Michelsberg als Refugium gedient. Auch auf die Bedeutung von Kiegel als römische Fundstätte weisen die von Schumacher 1900 gemachten wichtigen Entdeckungen hin. Es handelt sich jedenfalls um einen ausgedehnten römischen Vicus, der sich über den nördlichen Teil des jetzigen Ortes erstreckt und den Friedhof umzieht. Das reiche Scherbenmaterial beginnt mit dem Ende des I. Jahrhunderts³⁷⁾.

Nach dem Gesagten scheint die Stätte des heutigen Kiegel in allen großen Kulturperioden besiedelt gewesen zu sein. Demnach hätte die Siedelung an Stelle des heutigen Ortes schon einen stein- und bronzezeitlichen Namen gehabt, den wir natürlich nicht kennen. Der heutige Name ist verhältnismäßig jung, er entstammt der Hallstatt- oder La Tène-Zeit und weist ins Keltische. Die keltische Urform ist uns freilich nicht durch einen Schriftsteller oder Geographen des Altertums bezeugt, wie bei Tarodunum oder Mons Brisiacus. Die ältesten Namensformen treten uns urkundlich erst im 8. Jahrh. n. Chr. entgegen, und zwar als Rigola (781) und Reigula (781). Der allgemein angenommene Name Rigola mag die keltische Urform darstellen, selbst wenn die bezügliche Urkunde nicht echt sein sollte. Denn diese Form ist möglich und gleicht dem echt überlieferten Namen Rigol vom Jahre 972.

Der erste Bestandteil des Namens ist keltisch rix (Gen. rigos) = König (Stamm rig = lat. reg). Die Wurzel scheint indogermanisch zu sein. Denn sie ist auch im germanischen riko-s = König und rikio-n = Reich enthalten. D'Arbois de Jubainville glaubt zwar, daß die Germanen die beiden Wörter von den Kelten erhalten haben, und zwar schon vor der ersten Lautverschiebung. Wie wir heute, haben schon die alten Kelten mit diesem Begriff vielfach Ortsnamen gebildet. Wir nennen zwei Rigo-magus (= Königsfeld) in Gallien, ein Rigomagus im Rheinland (heute Remagen) und eines in Oberitalien. Dann ein Rigo-dunum (= Königstadt) in Großbritannien (Grafschaft Lancaster) und ein Rigo-dulum (= Königsbusch) im Gebiet der keltischen Treviren. Außerdem findet sich unser Stamm in den Namen Carbanto-rigon in Großbritannien, Ico-rigon (heute Jünkerath, Bezirk Trier), Segor-rigon nebst den vicani Segorigienses. Der Name Segorigion wird durch eine keltische Inschrift bezeugt, die in Warrigen bei Köln gefunden wurde. Schließlich findet sich unser Stamm in der Form rix als eine Art Suffix in einer Anzahl Personennamen wie Dumno-rix, Ambio-rix, Veroingetorix (Genitiv -rigis). Es waren die Träger dieser Namen Fürsten oder Stammeshäuptlinge in Gallien³⁸⁾.



Demnach darf man unzweifelhaft annehmen, daß der Stamm rig auch in der Form Rig-ola enthalten ist. Was nun den zweiten Bestandteil des Namens betrifft, so stellen wir ihn zu keltischen Namenbildungen wie Ari-ola oder An-is-ola in Parallele. Holder vermutet in -ola eine keltische Endung. Während also sämtliche obengenannte mit rigo-gebildete Ortsnamen nomina composita sind, scheint unser Rig-ola ein nomen simplex zu sein mit Suffix. Dies dürfte besonders aus dem Flußnamen An-is-ola erhellen, in welchem -ola sogar Sekundärsuffix ist. Rig-ola dürfte demnach ungefähr bedeuten „Königs- oder Fürstenstadt“. Da aber d'Arbois rigo-s auch als „chef“ wiedergibt, so könnte es auch Hauptort bedeuten. Man hätte sich dann Rigola als Hauptort einer Anzahl keltischer Siedelungen zu denken, die ja gerade am Kaiserstuhl am dichtesten waren, wie es auch später Vorort einer römischen Gaugemeinde wurde gleich Lopodunum und Sumelocenna u. a.

Wir folgen der Richtung des zwar noch nicht erforschten, aber jedenfalls vorhanden gewesenen, von der großen trajanischen Heerstraße August-Heidelberg bei Kiegel abzweigenden und nach dem südlichen Ende des Kaiserstuhls führenden Römerweges und gelangen, an den Hallstatt-Grabhügeln und La Tène-Fundstätten von Thuringen und Niedringen vorbei, hinauf nach

Breisach.

Der Ort wird schon im Antoninischen Itinerar als Mons Brisiacus erwähnt; später finden wir die Formen Brisiaci (369), Brezocha (Geogr. v. Rav.), Brisiga (938), Prisache (939). None³⁹⁾ leitet den Namen vom keltischen Verbum brisim (gälisch und irisich) = brechen (französisch briser) ab. Der zweite Stamm wäre nach ihm ac (gälisch) = Selsendamm oder Steinbank. Brisiac hieße demnach „Selsendamm, an dem sich die Wellen des Rheines brechen“. Diese Bedeutung paßt recht gut für die nachmalige, auf beiden Seiten vom Rhein umflossene Römerfestung Mons Brisiacus, dem strategisch wichtigsten Punkt am Oberrhein bis in die Neuzeit hinein. Doch dürfte sie schwerlich das Richtige treffen, weil solche Wortzusammensetzungen dem Charakter der altkeltischen Sprache zuwider waren, ganz abgesehen davon, daß es gar nicht erwiesen ist, ob die Etyma überhaupt altkeltisch sind. Mit viel mehr Recht erklärt Buck⁴⁰⁾ Brisiacus aus dem gallischen Personennamen Brisios mit der patronymischen Endung -iacus. Ihm schließt sich Holder⁴¹⁾ an, indem er Brisiacus als „Sohn des Brisios“ übersetzt und mit demselben Stamm auch Breisig am Mittelrhein in Verbindung bringt. Solche Ortsnamenbildungen waren in Gallien üblich. Von der Stadt Brisiacus hat der Breisgau seinen Namen (Brisgovia) erhalten. Auch andere badische Gaunamen weisen keltische Elemente auf, an welche in der Alemannenzeit das Wort Gau hinzugefügt wurde, z. B. Lintgau, Kraichgau, Lobdengau. Prähistorische Funde sind in Breisach selbst bis heute nicht gemacht worden, und Römisches ist nicht in dem Maße zutage getreten, wie in Anbetracht der Bedeutung

des Plages zu erwarten wäre. Auch die Erforschung der römischen Zufahrtstraßen liegt noch sehr im argen, während um das Auffinden des römischen Straßennetzes und überhaupt um die archäologische Bodenforschung im gegenüberliegenden Ober-Elfaß gerade ein gebürtiger Breisacher, der unermüdete Karl Seb. Gutmann, sich große Verdienste erworben hat.

Von der Höhe der Stadt Breisach haben wir einen herrlichen Blick auf den

Rhein.

Der Rhein, der größte Fluß Deutschlands und der schönste Strom Europas, der sagenreiche Vater Rhein, hat einen uralten Namen. Die anwohnenden Gallier nannten ihn Renos, danach die Römer Rhenus und die Griechen Ρήνος. Es gibt ein ligurisches und altirisches Etymon, die sich beide nach Form und Bedeutung nahezu decken: ligurisch reinos = Strömung und altirisch rian, im Genitiv Singular rein = reni = Flut, Meer. Es liegt nahe, den Namen Renos von einem dieser beiden Etyma herzuleiten. Die keltische Form Renos hält d'Arbois⁴²⁾ an einer Stelle für eine spezifisch keltische Benennung, die nicht von den Ligurern entlehnt zu sein braucht. „Le Rhin, Renos, porte un nom celtique, ainsi que l'atteste la voyelle e tenant lieu de la diphthongue ei qui est devenu i dans le latin rivus = ruisseau; le nom celtique Renos se retrouve en irlandais avec un sens plus important rian = renos ‚mer“. Unser deutsches Wort Rhein setzt aber ein ursprüngliches Rinos, nicht Renos voraus. Dieses Rinos kam, wie d'Arbois an einer anderen Stelle⁴³⁾ selber zugibt, auf ein ligurisches Reinos zurückgehen. Verwandt hiermit ist auch altfranzösisch rin = Fluß. Die Wurzel, aus welcher diese Formen entstanden sind, ist ri oder rei = fließen. Es gibt auf Corsica zwei Seen, die den Namen Rino tragen, ebenso auf dem altligurischen Boden Oberitaliens einen Fluß Renos und in Gallien einen fluviolus Rhenus. Die erwähnte, von den Ligurern angewandte Wurzel ist übrigens indogermanisch. Wir finden sie wieder im lateinischen rivus, im altindischen rinati = laufen lassen, rina = fließen. Stammverwandt hiermit ist wahrscheinlich auch das althochdeutsche hrinan = rauschen, und Kluge⁴⁴⁾ hält es nicht für ausgeschlossen, daß auch unser neuhochdeutsches rinnen zum Stamme ri zu stellen ist. Man könnte nun versucht sein, den Namen Rhein, althochdeutsch Rin und in unserer alemannischen Mundart ebenfalls Rin, einfach auf das sich so sehr nahelegende ahd. Zeitwort hrinan zurückzuführen, so daß unser Rhein, wie er ein deutscher Fluß ist, auch einen deutschen Namen hätte. Allein, es waren nicht die Germanen, die zuerst seine Ufer bewohnten, sondern rätische und ligurische Volksstämme, und auf seinem rechten Ufer sehr frühe die Kelten. Darum hält auch Holder⁴⁵⁾, in Übereinstimmung mit d'Arbois, dafür, daß aus ligurischem Reinos germanisch Rinaz entlehnt ist, ahd. Rin (755), später auch Hrin und Rhin, nhd. Rhein. Die wohl

schon in vorgeschichtlicher Zeit bestehende Doppelbenennung, keltisch Renos und ligurisch Reinos, ist aus der Tatsache leicht zu erklären, daß der Strom viele Jahrhunderte (nach d'Arbois de Jubainville bis ins 4. Jahrh. v. Chr.) die Grenze bildete zwischen den rechtsrheinisch ansässigen Kelten und den linksrheinisch wohnenden Ligurern. Im Grunde genommen gehen beide Formen auf die genannte indogermanische Wurzel zurück, die dem ligurischen und keltischen Sprachschatz gemeinsam war.

Mit d'Arbois-Holder deckt sich im wesentlichen auch Müllenhoffs⁴⁶⁾ sprachliche Erklärung. Wenn er Reinos aus altem Rainas durch die Mittelstufe Reinas hervorgehen läßt, so liegt hier doch eher ligurisch Reinos als eine ältere spezifisch keltische Form Rainos vor. Für ligurisch Reinos sprechen auch schwerwiegende ethnographische Gründe. Die Rheinufer vom Bodensee abwärts waren, nach Ausweis der archäologischen Funde, schon in neolithischer Zeit in allen ihren bis jetzt bekannten Unterabteilungen recht zahlreich bewohnt⁴⁷⁾. Selbst wenn wir also mit Kossinna die Besiedelung des rechten Oberrheins durch die Kelten bis in die Zeit von 1800 v. Chr. hinausrücken, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieses Volk im Rheintal zahlreiche Ansiedler traf, die einen Strom von solcher Bedeutung sicher schon mit einem Namen belegt hatten. Welches die Elemente dieses vorkeltischen Volkes waren, darüber kann bei dem heutigen Stand der prähistorischen Bodenforschung ein abschließendes Urteil nicht gesprochen werden. Indogermanen haben sich sicher schon lange vor der Kelten-Ansiedelung mit dem vielleicht rätischen Urvolk vermischt gehabt, und daß die proto-arischen Ligurer eine wichtige Rolle gespielt haben müssen, das zeigen uns ligurische Sprachreste in Flußnamen am schweizerischen und elsässischen, vereinzelt auch am badischen Ufer des Oberrheins⁴⁸⁾. Die Anknüpfung der Kelten an ligurisch Reinos muß um so leichter gewesen sein, als sie in ihrem Sprachschatz das gleiche indogermanische Etymon vorfanden, das der ligurischen Benennung zu Grunde lag.

Sehr bemerkenswert ist die Ansicht Müllenhoffs, daß es neben dem eben besprochenen Namen des Rheinstroms auch im Deutschen einmal ein nomen appellativum rin = Wasserlauf oder Bach gegeben habe, mit dem die kleinen Gewässer benannt wurden, die in Deutschland diesen Namen führen, nicht aber der Rheinstrom. Hierher mögen zählen: der Rinbeki bei Bochum; der Rhinbach bei Bernterode an der Wipper unweit Worbis; der Rhein bei Bitterfeld; der Rhin bei Fehrbellin; der Rhinon, Nebenfluß der Havel.

Indem wir von Breisach in der Richtung der zahlreichen Hallstatt-Begräbnisstätten von Gündlingen und Rimsingen den Weg ostwärts nehmen, begegnen wir keinem Orts-, Fluß- oder Feldnamen, der unzweifelhaft keltisch wäre, bis wir zur

Möblin

kommen. Es gibt nach Holder⁴⁹⁾ im Alteltischen ein Adjektiv mel-ino-s, das heute im Welshen melyn heißt und

gelb bedeutet. Zolder leitet von ihm den Flußnamen Mehlenbach (alt Melina) her. Eben dieses Adjektiv finden wir auch im Namen unserer Möhlin, die zwar Zolder nicht ausdrücklich nennt. Deutlicher zeigt sich dies in den ältesten Namensformen: „In saltu Swarzwald juxta fluvium Melia“, 868 (Urkundenbuch der Abtei St. Gallen) — „Uf die Mely“, 1388. Der Fluß hat also seinen Namen von der gelben Farbe seines Wassers, die vom Lehm- oder Schlamm Boden des Bettes herrührt. Der Einwand kann nicht verfangen, der Fluß habe heute keinen Lehm- oder Schlamm Boden. Immerhin kann er ja in früheren Zeiten einen solchen gehabt haben, wenn auch nur stellenweise, so daß er beim Anschwellen zur Regenzeit leicht gelbes Wasser mit sich führte. Diese hervorstechende Eigenschaft mochte genügen, daß die keltischen Ansiedler ihn nach ihr benannten. Das ist um so wahrscheinlicher, als mehrfach Flüsse auf diese Weise ihren Namen bekamen. Wir erinnern an den Melanbach bei Bonn (alt Melanbach); die Miella bei Gené, die Melanka in Vorarlberg, die Möhlin in der Schweiz; und die Melina im alten Gallien. Diese enthält deutlich melinos = gelb, was ein schiefes Licht auf Buck's hierher gehörenden Flußnamenstamm mel⁵⁰ werfen dürfte. Dieser ist wahrscheinlich überhaupt kein Stamm, sondern ein Bruchstück von keltisch melinos. Hier verhält es sich ähnlich, wie mit seinem Flußnamenstamm dus. Auch dieser ist kein Stamm, sondern ein abgerissenes Stück vom Namen der keltischen Gottheiten der Dusii, wovon der Dusenbach im Elsaß. Darum kann Buck natürlich auch keinen dieser oder ähnlich gearteter Stämme, deren sich mehrere bei ihm vorfinden, übersetzen; auch sonst hat er in seinen Schriften mehrfach schiefe oder gar falsche Aufstellungen, namentlich infolge seiner starr vertretenen, irrigen Auffassung, alle prähistorischen Flußnamen enthielten ausnahmslos Verbalwurzeln. Tatsächlich enthält aber eine größere Anzahl Flußnamen Nominalstämme, wozu wir z. B. Brigana, Alis-ontia, Alis-antia u. a. zählen. Wir setzen den Weg weiter südlich in die Rheinebene fort und gelangen nach

Tunsel.

Dieser Name weist in seinem ersten Bestandteil ein keltisches Element auf: Dunon = Berg. Wir wollen damit nicht sagen, daß das Dorf eine alte keltische Ansiedelung sei. Zwei dort gefundene Bronzearmringe aus der Früh-La Tène-Zeit, die nach Wagner⁵¹) wahrscheinlich einem Grabfund angehören, lassen immerhin eine solche Ansiedelung nicht ausgeschlossen erscheinen. Wir stellen bloß fest, daß die Alemannen bei der Gründung bezw. Namengebung an ein keltisches Element angeknüpft haben. Dies lag aber für sie nahe; denn das Wort Dun bezw. Tun war ihnen geläufig, sahen sie doch täglich den nahen Tunberg vor sich, dessen Name von Mund zu Mund ging, ohne daß man sich schließlich der keltischen Bedeutung desselben mehr bewußt war. Tunberg ist aber nichts anderes als eine Tautologie und heißt „Berg-Berg“. Wahrscheinlich hieß der inselartig in der Rheinebene sich erhebende Kaiser-

stuhl zusammen mit dem sich südlich anschließenden Tunberg bei den Kelten einfach „Dunon“, d. h. der „Berg“ schlechthin. Während die keltische Benennung für den Kaiserstuhl verloren ging, hat sie sich für seinen Nachbar, den Tunberg, erhalten. Die am frühesten bezeugte Namensform von Tunsel ist Tonsol (852). Ton scheint eine spät entstandene Nebenform zu Tun (Dun) zu sein. Wir finden diese Nebenform wieder in Alti-ton-a, welches die nachkeltische und nachrömische Benennung für die feste auf dem Odilienberg im Elsaß ist. Altitona = Hohenberg oder Hohenburg. Ursprünglich muß der Name Alto-dun-um geheißt haben, und diese Form finden wir auch bei Zolder⁵²). Noch heute ist der Ausdruck Hohenburg für den gewöhnlich Elsberg genannten nördlichen Ausläufer des Odilienberges bei den Umwohnern allgemein üblich. Vgl. hierzu eine Notiz aus der Chronik von Ebersmünster (ad a. 659): „(Castrum) Altitona fuerat nuncupatum; nunc vero eadem etymologia Hohenburc nominatur.“ Auf den zweiten Bestandteil in Ton-sol (später Ton-sul) wollen wir hier nicht näher eingehen; er läßt sich keltisch oder alemannisch erklären.

Wir nähern uns Zeitersheim und erblicken die höchsten Kuppen des Schwarzwaldes, aus denen majestätisch der

Belchen

herausragt. Der Name Belchen ist nach fast allgemeiner Annahme keltisch. Es gibt mehrere Berge dieses Namens; so zwei in Norddeutschland bei Rassel, zwei im Elsaß (der Sulzer und der Welsche Belchen) und drei in Frankreich (Ballon de Servance, Ballon St. Antoine und Ballon de Lure). Sie alle gehören Ländern an, die Jahrhunderte lang von Kelten bewohnt waren, bevor nur ein Germane seinen Fuß dorthin gesetzt hatte. Dieser Umstand spricht dafür, daß der Name keltisch ist, wie er auch ohne Zweifel ein einheitlicher Name ist. Wenn wir darum auch nicht die älteste Namensform jedes einzelnen kennen, genügt es doch, wenn uns die älteste Namensform eines einzigen überliefert ist. Und so bezeugt uns der Chronist schon aus früher Zeit (817) den alten Namen des Sulzer Belchen im Elsaß mit der Form Peleus (Beleus). Diese natürlich latinisierte Form mag als Urform aller Belchennamen gelten. „Belchen“ ist sodann eine weiter entwickelte spätdeutsche Form zu Beleus, wie Ballon eine spätfranzösische ist.

Buck⁵³) führt den Bergnamen zurück auf die indogermanische Wurzel bhrag = glänzen oder hell sein, lat. Wurzel ful-, keltische Wurzel bel, wie im Sonnengott Belinus (der Leuchtende). Auch sonst wird vielfach der Sonnengott Bel und die Wurzel bel = leuchten in Betracht gezogen, so u. a. auch von Menges und Stehle in ihrem sonst so trefflichen „Deutschen Wörterbuch für Elsässer“ (Gebweiler, 1911). Der eigentliche Name des betreffenden Gottes war aber Belios; derselbe deckt sich fast ganz mit den alten Namensformen des Belchen: Beleus und Peleus. Neben dem Götternamen Belios und Belenus kommen auch die Formen Belar und Balar vor, sowie eine

Göttin Belisama. Nach d'Arbois de Jubainville⁵⁴), der sich hierüber in extenso ausläßt, war Belios der Gott des Todes (bel = sterben). Cäsar berichtet, daß ihm zur Befänstigung seines Jornes Menschenopfer dargebracht wurden. Die Opfer wurden in große hölzerne Bildwerke eingeschlossen und verbrannt, gewöhnlich zur Frühlingszeit. Von diesen heidnischen Brandopfern leitet d'Arbois de Jubainville die Sitte der Johannisfeuer her, wenigstens für Frankreich, und im Elsaß erinnert noch der Sonnenberg bei Niederbromm mit der Johanniskanzel, auf dem eine Figur des Belios (Sonnengott) gefunden worden ist, an den alten keltischen Brauch⁵⁵). Die Festlichkeiten selber nannten die Kelten Beltene. Gerade so war auch Apollo primär der Gott des Todes, und dem keltischen Beltene-fest entsprachen in Rom die Parilia oder Palilia. Sekundär, zwar erst im späteren Altertum, war aber Apollo auch Sonnengott. Möglicherweise wurde nun der keltische Belios unter gräco-latinischem Einfluß sekundär auch als Sonnengott verehrt (wozu auch eine Wurzel bel = leuchten), und in dieser Doppelbedeutung mag nun der Göttername auf den Berg übertragen worden sein.

Die Wurzel bel geht nämlich nach d'Arbois⁵⁶) zurück auf eine Form guel. Die Form guel schließt zwei indogermanische Wurzeln in sich: 1. Sanskrit jval = leuchten oder brennen und 2. deutsch quälen (ahd. quēlan) = heftige Schmerzen haben, ursprünglich sterben. Aus der Form guel mußte sich keltisch bel entwickeln; denn die Kelten verwandelten das indogermanische q in ihrer Sprache überall in einen P-Laut. Es geschah dies nach d'Arbois⁵⁷) kurz vor der ersten Kelten-Invasion ins nachmalige Gallien (600 v. Chr.). Statt quennos = Berg sagten sie pennos; vgl. auch keltisch epos = lateinisch equus. Es hat sich aber dieser Kehllaut im Goidelischen (Irland) erhalten, da die Goidelen in Irland von dem Einfall der keltischen Belgen nach den britischen Inseln unberührt blieben. Im Altirischen heißt darum das Pferd nicht epos, sondern ech, vgl. equ-us, und der Berg heißt nicht pennos, sondern cenn.

Wenn also, wie oben bemerkt, aus der indogermanischen Wurzel guel mit ihrer Doppelbedeutung keltisch bel wurde, dann ist der Gott Belios ein Gott, welcher einerseits sterben macht und andererseits leuchtet. Und das Beltene-fest ist, um mit d'Arbois zu reden, einesteils „une fête qui tue“ und anderenteils „une fête qui brille, qui brûle“. Wie nun die altgermanischen Sonnenwendfeuer auf Höhen abgebrannt wurden, so ist es leicht denkbar, daß in der alten Keltzeit die Beltene-feste auf hohen Bergen gehalten wurden. Denn die Länge und Spigen der Berge eigneten sich besonders zur Darbringung der Opfer, wo die nächtlichen Feuer weit durch die Lande leuchteten und die Opferflammen himmelhoch emporloderten, gierig die Menschenopfer verzehrend, um den Jorn des Belios zu befänstigen. Wo die festlich versammelte Volksmenge die Opferhandlung der Druiden mit ihrem Gebete begleitete, damit der erzürnte Gott keine weiteren Opfer

des Todes fordere, und das laute Schreien und Rufen, das weit in die Ebene erscholl, von den benachbarten Bergen widerhalte. Wo schließlich dann die schaurig-ernste religiöse Feier mit einem Volksfest ihren Abschluß fand.

Hier hätten wir also deutlich den doppelten Begriff, der sowohl im Götternamen Belios, als auch im Festnamen Beltene enthalten ist. Belios ist der Gott, der Menschen sterben macht und sich Menschenopfer auf hohen Bergen darbringen läßt. Und er ist zugleich der Gott, der beim nächtlichen Opferfeuer leuchtet. Beltene ist das fest, das tötet, d. h. Menschenopfer fordert, und zugleich das fest, das in dunkler Nacht weit in die Ebene hinein leuchtet. Es lag nun für die Kelten nahe, die Begriffe und Namen von Gott und fest mit der Zeit auf einzelne hohe Berge zu übertragen, auf welchen die bezüglichlichen Opferfeuer abgebrannt wurden. So wohl auch auf unseren Belchen, an dessen Fuß wie im ganzen Breisgau die Kelten zahlreich ansässig waren.

Demnach dürfte unser Bergname verhältnismäßig frühe, sicher in der prähistorischen Zeit entstanden sein. Nach unserer Schilderung ist er aus einem über weite Länder verbreiteten Volksbrauch herausgewachsen und in einer religiösen Idee begründet, die im Geistes- und Phantasieleben des keltischen Volkes einen breiten Raum einnahm. So entstandene Namen aber sind die natürlichsten Benennungen. Darum dürfte auch unsere Erklärung des Namens Belchen der Wahrheit am nächsten kommen. Von der Form Belenos unseres Götternamens ist nach d'Arbois gebildet der Ortsname Belenatis (j. St. Bonnet in Frankreich). Holder zählt etwa 20 weitere Ortsnamen auf. Von der Form Belisama ein gleich lautender Golf bei Liverpool und der Ortsname Bellesme (Frankreich, Dep. Orne), nach Holder neben andern Ortsnamen auch der Flussname Bles (Blesa) zur Saar. Und schließlich kommt noch dazu, daß wir analoge geographische Namenbildungen haben. Es gab im Lande der alten Lingones (j. Dep. Aube in Frankreich) einen Fluß Alizanus (heute Hozain), der nach d'Arbois vom keltischen Gott Alisanus seinen Namen hatte. Und wer kennt nicht den Namen des elsässischen Dusenbachs? Dieser rührt nach d'Arbois von den gallischen Gottheiten der Dusii und Dusiae her, deren Gepflogenheiten in der keltischen Mythologie hier nicht näher erörtert werden sollen. Der Glaube an sie war im Volke gerade so tief eingewurzelt und innig mit ihm verwachsen, wie die religiöse Vorstellung vom Todes- resp. Sonnengott.

An Versuchen, den Namen Belchen deutsch zu erklären, hat es nicht gefehlt. Man dachte lange an das Wort Ball oder Bollen und hielt diese Erklärung für zuverlässig wegen der abgerundeten Form, die die beiden großen Belchen im Elsaß (nämlich der Sulzer und der Welsche Belchen) aufweisen. Für den badischen Belchen kommt sie aber deshalb nicht in Betracht, weil er nicht die gleiche abgerundete Form zeigt, sondern eine kühne, das Rheintal weithin beherrschende Spitze gen Himmel reckt, gewöhnlich das Belchenhorn genannt. Sonderbarerweise

will E. Martin⁵⁸) den Namen von abd. pelicha oder pelaha = Wasserhuhn ableiten. Also „ein Berggipfel, der über einer dunklen Waldregion eine kahle, graue Stelle zeigt“. Ihm schließen sich Krieger und Schröder an. Dagegen ist einzuwenden, daß es schwer zu erklären wäre, daß sich der Vergleich mit dem Wasserhuhn so oft wiederholt, da es doch mehrere Belchen gibt, sogar zwei Belchen bei Kassel, die doch von den süddeutschen Belchen weit entfernt sind und einer Gegend angehören, wo Kelten vor den Germanen gewohnt und Bergen wie Flüssen die ersten Namen gegeben haben. Freilich die Berufung auf abd. pel-icha hat etwas Versängliches, weil sie den Namen Belchen nach Stamm und Endung zugleich zu erklären scheint. Allein nicht die Spätform Belchen soll erklärt werden, vielmehr muß der älteste Name Pelous den Ausgangspunkt für eine sachliche Erklärung bilden.

Wir wenden uns nordwärts gegen Staufeu; dabei fällt unser Blick auf die Egenbacher Höhe, die ihren Namen von einem an ihrem Fuße fließenden Gewässer, dem

Egenbach

hat. Die Form Egenbach ist verhältnismäßig jung (1666). Die älteste Namensform ist Mezzenbach (1144), wahrscheinlich auch Mezzinbach. Ferner Menzzinbach (1144) und Meinzzinbach (1277). Die frühesten Formen zeigen deutlich die Wurzel met (mat), deren auslautendes t zu z verschoben ist. Met (mat) ist nach Buck⁵⁹) ein Flußnamenstamm und bedeutet fließen. Wir halten den Namen für keltisch, weil auch die Nachbarflüsse Neumagen, Möhlin und Dreisam keltisch sind. Neben siedelungsarchäologischen Gründen wäre ein untrüglicher Fingerzeig für die Nationalität des Namens sein ursprüngliches Suffix. Allein über dieses Suffix ist schwer zu entscheiden, weil es sehr verstümmelt erscheint. Rekonstruiert muß der Name nach Stamm und Suffix etwa Met-ina bzw. Mat-ina geheißen haben. Die Verschiebung des t zu z spricht am ehesten für Met-ina. Den uns von Plinius überlieferten Namen der Insel Metina (an der Rhonemündung) sieht Holder (unter Metina) als unzweifelhaft keltisch an. Ein Seitenstück zum Staufener Mezzinbach ist der österr. reichische Mazzinbach (Buck). Außer in unserer angenommenen Form Met-ina findet sich die in Frage stehende Wurzel met (mat) auch in dem zweimal vorkommenden italischen Met-aenus, sodann in der italischen Mat-ava, in der belgischen Mat-erna und in der elsässischen Mat-ara = Moder (zum Rhein). Met-ina bzw. Egenbach hieße demnach der „fließende“. Es ist schwer verständlich, wie Krieger⁶⁰) in der Neuausgabe seines Topographischen Wörterbuchs den Namen als „Bach des Ego“ erklären mag, da doch bekanntlich für die Erklärung eines jeden geographischen Namens die ältesten Namensformen maßgebend sind. Die alten Namen, von denen wir absichtlich vier aufgezählt haben, dürften dieser Erklärung Unrecht geben. In seiner I. Auflage stimmt Krieger mit unserer Erklärung überein, welche durch folgende beweiskräftige

Analogie gestützt wird: Eizenbach verhält sich zu älterem Mezzenbach wie der Gauname Ortenau zu älterem Morthenavia.

Bei Staufeu überschreiten wir den

Neumagen.

Der Neumagen, ein linker Nebenbach der Möhlin, hat, so unbedeutend er auch ist, seinen vorgermanischen Namen bewahrt. Dieser Name ist vielleicht am schwierigsten von allen vordutschen Flußnamen in Baden zu erklären, nicht wegen seiner Etymologie, sondern weil es eigentlich ein Ortsname ist. Als älteste Form ist uns Fons Numage vom Jahre 1277 überliefert; auch die Form Niumaga ist beachtenswert, mag nun die bezügliche Urkunde echt sein oder nicht. Der zweite Bestandteil des Namens ist keltisch magos = Feld oder Ebene; der erste Teil ist entweder keltisch novios oder keltisch nivos = Bach oder Fluß. Die Urform wäre also Novic-magus oder Nivo-magus. Mit dem Etymon magos sind viele Ortsnamen gebildet worden. Wenn wir einige, z. B. Rotomagus, Argentomagus, Augustomagus, Caesaromagus, Juliomagus (wozu auch unser Juliomagus in der Saar), hier aufführen, so geschieht es, um zu betonen, daß sie Ortsnamen und nur Ortsnamen sind. Was aber speziell unser Kompositum Novic-magus betrifft, so kommt es neunmal in Gallien vor, mehrmals an einem Fluß, darunter zweimal am Rhein (im Land der Nemeter und Menapier). Wir erkennen nun ein doppeltes: einmal, Noviomagus ist auf gallischem Boden regelmäßig eine Ortschaft, und zweitens, es liegt meistens an einem Wasserlauf oder in der Nähe desselben. Der Name bedeutet also ungefähr Feld oder Ebene an einem Fluß oder „Flußfeld“. So aufgefaßt wechselt dieser Ortsname mehreremale mit einem anderen, dem Sinn nach gleichen oder verwandten, mit Noviodunum = „Flußstadt“. Außerdem begegnen wir einmal dem Namen Duro-magus (am Unterrhein), der sich dem Sinn nach genau mit Noviomagus deckt. Wir schließen nun daraus, der uns hier beschäftigende Name Noviomagus müsse ursprünglich auch die Bezeichnung für eine Ortschaft im Breisgau gewesen sein. Nun ist es nicht anders denkbar, als die keltischen Ansiedler haben eben diese Ortschaft, wie ja auch ihr Name besagt, an einem Fluß oder Bach gegründet. Der betreffende Bach aber hatte schon vor Gründung des Dorfes oder der Stadt seinen keltischen Namen gehabt; und hatte er auch keinen spezifischen Namen (nomen proprium), so hieß er doch schlechthin der „Fluß“ oder der „Bach“, nämlich novios oder nivos (nomen appellativum). Die Ortschaft hieß also richtig Noviomagus, d. h. Ebene oder Feld am Bach = „Bachfeld“. Die Kelten mochten unseren Wasserlauf um so eher Bach = Novios genannt haben, weil sie das gleiche auch dreimal anderwärts in Süddeutschland getan haben. Die Nau bei Ulm und die Nahe in Hessen hießen Nava und die Naab in Bayern Naba; alle drei gehören zum gleichen Stamm und bedeuten Bach. Nab, nav, bzw. niv, nov ist ein häufig vorkommender Flußnamenstamm.

So finden wir den Flußnamen Novios in Britannien (heute Nithfluß); Nabios und *Nabalos* in Schottland; in Italien die Nov-aria (Tab. Peut.) und in Spanien den Navi-lubio. Der Stamm hat sich im Neufeltischen noch heute erhalten: kymrisch nov = Fluß.

Außerdem gab es in Gallien einen Niver und einen Nivus; an letzterem lag Niviodunum. Ebenso gab es eine Stadt Nivo-magus. Was nun diesen Namen Nivo-magus angeht, so können etymologisch die oben genannten Formen Numage, bezw. Niumaga, welches die ältesten Namensformen des Neumagen sind, ebensogut Nivomagus als Noviomagus zur Voraussetzung haben. Die Breisgau-Ortschaft könnte also gerade so gut auch Nivomagus geheißen haben. Sprachlich bezw. lautgesetzlich könnte sich aus Nivomagus vielleicht eher Niumaga oder Numaga entwickeln als aus Noviomagus. Ist die Form Niumaga nicht unecht, dann muß die Ortschaft Nivomagus geheißen haben. Infolge der sprachlichen Weiterentwicklung werden leicht Endvokale ab-, bezw. ausgestoßen. Da aber das v vor einem Konsonanten zu u wird, mußte aus Niv-mag notwendig Niu-mag werden. Dieser Vorgang ist vielleicht eher denkbar, als daß das volltönende Novio- zu Nu- abgeschwächt worden wäre.

Wir denken uns nun, daß längere Zeit, vielleicht Jahrhunderte lang, Bach und Ortschaft je einen besonderen Namen führten. Mit der Zeit mag nun der Ortsname, der vielleicht Stadtname war, überwogen haben, und zwar so, daß er auf den Fluß, der immer noch „Bach“ hieß, schlecht hin übertragen wurde. Dabei mag man leicht an die ursprüngliche Bedeutung des Namens kaum mehr gedacht, später in der Römer- und Alemannenzeit sie gar nicht mehr verstanden haben.

Ähnlich denkt sich Zolder⁶¹⁾ die Sache. Er nimmt eine verschollene Keltenstadt Noviomagus an, nur setzt er, ebenso wie auch d'Arbois, novios = lat. novus, also Noviomagus = Neufeld. Gegen diese Auffassung spricht aber das öftere Vorkommen des Namens Noviomagus auf gallischem Boden, der deutlich mit Noviodunum abwechselt und in nicht zu verkennender Weise die Lage an einem Wasserlauf zum Ausdruck bringt. Einmal wechselt er sogar mit Duro-magus ab. Ligurisches Du-ra ist ins Keltische übergegangen (vgl. Thur im Elsass und in der Schweiz) und bedeutet Wasser oder Bach (gälisch dur). Duromagus besagt also genau so viel als Noviomagus. Die Parallele zeigt aber zur Evidenz, daß hier novios = Bach, nicht novios = neu zu setzen ist. Wenn man bedenkt, daß zweimal Noviomagus und einmal Duromagus am Rheinstrom und einmal Noviodunum an der Donaumündung vorkommt, sind wir berechtigt, mit Buck⁶²⁾ hier novios = Fluß anzunehmen. Noviomagus an der Rheimmündung und Noviodunum an der Donaumündung sind Namen, welche unseres Erachtens eine Lage am Fluß per eminentiam zum Ausdruck bringen, darum dürfte die Übersetzung richtiger „Stadt am Fluß“ als „Neustadt“ lauten.

Indem wir bei Krozingen in die alte trajanische Heerstraße einbiegen und ihr in der Richtung gen Freiburg folgen, finden wir eine sichere keltische Spur erst in

Ebringen.

Die alten Namen des Dorfes sind: Eburingen (773), Heburingen (793), Eboringa (802), Hebiringa (850), Ebringen (1147). Es gibt nach d'Arbois de Jubainville⁶³⁾ einen altgallischen (auch ligurischen) Personennamen Ebu-ros, lateinisch Eburus, davon abgeleitet der weitere Mannsname Eburius. Dieser Personennamen ist gebildet von dem Etymon ebu-ros = Eibenbaum, gleichwie auch im Deutschen Personennamen auf diese Weise entstanden sind, z. B. Außenbaum. Eiben gab es ehemals mehr wie heute. Cäsar sagt in seinem Bellum Gallicum (6, 31, 5): „Catavoleus, rex dimidia partis Eburonum . . . taxo, cujus magna in Gallia Germanique copia est, se exanimavit.“ Auch bei uns sind Orte und Bäche nach der Eibe benannt: das Ibtental, der Ibtentalbach, Ibtach usw. Zudem ist ihr ahd. Name iwa stammverwandt mit dem altirischen ibur, irisch-keltisch ibhar. Entweder — und dies ist das wahrscheinlichere — ist nun der Dorfname Eburingen (älteste Form) von dem keltischen Personennamen Ebu-ros abgeleitet, wie es auch in Gallien zwei Städte Ebu-ros-dunum gab; dann ist seine Bedeutung „bei den Angehörigen des Ebu-ros“, oder er kommt von dem Pflanzennamen ebu-ros und dann hieße Ebringen etwa „bei den Eibenbäumen“. Vgl. Burg zu den Aspan (bei den Espen), 1350 (Dorf Burg hinter Kirchgarten), oder Amiltra (Amiltrum) = beim Amarellen- oder Weichselbaum (Amoltern).

Hiermit ist unser Rundgang beendet.

Wir haben im Vorstehenden nur solche Namen als vorgermanisch bezw. keltisch gekennzeichnet, die es mit Sicherheit oder größter Wahrscheinlichkeit sind. Alle jene, die nur einen minderen Grad von Wahrscheinlichkeit haben, scheiden wir aus. Wir ließen uns von dem Grundsatz leiten: ein geographischer Name muß so lange als deutsch erklärt werden, als es nur immer zulässig ist. Darum lehnen wir alle von Mone als keltisch angesprochenen Ortsnamen als durchaus unwissenschaftlich ab, selbst Weisweil (Wiswiler), obgleich das -villare auf alten Kulturboden schließen läßt. Ebenso schließen wir uns auch nicht Krause⁶⁴⁾ an, wenn er die mit Schön- oder Schin- gebildeten Bergnamen aus altirisch cenn (cean) = Berg (woraus Schen) erklärt; wir halten vielmehr unseren Schönberg für deutsch, trotzdem er Spuren einer prähistorischen Besiedelung aufweist. Dies gilt auch vom Namen Kaiserstuhl, den Krause aus dem welschen caisstule = bewaldeter Berg

erklärt. Die Berufung auf den von Tacitus überlieferten Gebirgsnamen Silva Caesia im Ruhrgebiet ist hinfällig, denn diese Benennung ist, wie Holder ausdrücklich hervorhebt, gar nicht keltisch. Ähnlich vermögen wir nicht mit Krause und anderen die vielen Rosberg, Roskopf usw. genannten Berge aus neukeltisch ros = Vorgebirge zu erklären, obgleich unser Roskopf tatsächlich ein Vorberg des Schwarzwaldes ist. Auch gehen wir nicht so weit wie Buck, welcher alle Rotbäche schlecht hin als vorgermanisch anspricht. Gewiß ist die indogermanische Wurzel rot (rod) bzw. rat (rad) in manchen Flußnamen enthalten, welschen und deutschen. Wir erinnern bloß an die gallische Rota und den ligurischen Rotanos, sowie an die bayrische Rednitz (alt Rad-antia)



und die bayrische Rodach (alt Rad-aha). Allein wir halten unseren heutigen Rotbach (Höllbach) mit Pfaff für deutsch, und wir tun dies, obgleich er sicher früher einen keltischen Namen hatte, da er ja die Stadtmauern von Tarodunum bespülte. Auch den Sulzbach bei Zeitersheim betrachten wir als deutsch trotz Buck und Holder, welcher letzterer eine altkeltische Form Sulcia angenommen hat, zu der er den Namen Sulzbach im Elsaß stellt. Wir nehmen demnach, obgleich wir gar nicht von germanischen, sondern von keltischen Flußnamen handeln, einen durchaus germanistischen Standpunkt ein. Indem wir uns aber diese streng wissenschaftliche Reserve auferlegen, glauben wir über jeden Verdacht der Keltomanie erhaben zu sein.



Nach einer Zeichnung von W. Saller.



Anmerkungen.

1) Gustav Kossinna, Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten, *Mannus*, I und II, 1909/1910.

2) Robert Forrer, *Urgeschichte des Europäers*, Stuttgart, 1908.

3) Chr. Mehlis, Die Ligurerfrage, *Archiv für Anthropologie*, XXVI, 1900/1901. Über die hervorragende Bedeutung der Burgundischen Pforte als Völkerstraße seit den ältesten Zeiten der Geschichte vgl.: Anton Schwaederte, Das Völkertor von Belfort oder die Burgundische Pforte, *Carispach*, 1910.

4) Karl Müllenhoff, *Deutsche Altertumskunde*, Berlin, II, n. A., 1906, und III, 1892.

5) Henri d'Arbois de Jubainville, *Les premiers habitants de l'Europe*, Paris, I und II, 1889—1894.

6) Kossinna, Die Herkunft der Germanen, *Würzburg*, 1911.

7) d'Arbois de J., *Les Celtes jusqu'en l'an 100 avant notre ère*, Paris, 1904.

8) Vgl. des Verfassers preisgekröntes Studie: *Vorgermanische Fluß- und Bachnamen im Elfaß*, Colmar, 1912.

9) Das um das Jahr 450 n. Chr. ausgestorbene Kontinentalkeltische lebt im sog. Insularkeltischen fort. Dazu gehören: das Gälische, das drei Dialekte umfaßt (Irisch, Schottisch-Gälisch und Manx) und das Britannische; dieses zerfällt in Kymrisch (oder Welsch in Wales) und Bretonisch (oder Armorisch in der seit dem 6. Jahrh. n. Chr. von Großbritannien aus neubesiedelten Bretagne); ein anderer Zweig des Britannischen, das Cornische, ist im 18. Jahrh. ausgestorben.

10) F. J. Mone, *Urgeschichte des badischen Landes*, Karlsruhe, 1846, II, 71.

11) Hermann Wirth, *Zarten und Zähringen, Alemannia*, 3. Folge, II (1910), 79.

12) d'Arbois de J., *Les prem. hab. de l'Eur.*, II, 46, und Alfred Zolder, *Altceltischer Sprachschatz*, Leipzig, 1891 ff. (noch unvollendet), I, 245 und III, 49.

13) Zolder, a. a. O., II, 1735.

14) Lot, *Recherches toponomastiques*, Mâcon, 1907.

15) Ernst Fabricius, *Die Besitznahme Badens durch die Römer*, Heidelberg, 1905.

16) Hermann Wirth, a. a. O., 82.

17) Zolder, a. a. O., III, 581.

18) K. M. Buch, *Unsere Flußnamen, Alemannia VIII* (1880), 152.

19) Buch, a. a. O.

20) Mone, a. a. O., II, 83.

21) Zolder, a. a. O., I, 8, 9.

22) Pfaff, *Die Dreifam, Alemannia*, N. F., VIII (1907), 180 f.

23) Buch, *Gallische Orts- und Flußnamen in Baden*, *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins*, N. F., III (1888), 334.

24) Zolder, a. a. O., II, 1901.

25) Mone, a. a. O., II, 86.

26) Wirth, a. a. O., 79.

27) Krieger, *Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden*, Karlsruhe, 2. Aufl., 2 Bände, 1904, unter Zähringen.

28) Vgl. Buch, *Gallische Orts- und Flußnamen in Baden*, a. a. O., 340, sowie Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Straßburg, 2. Aufl., 1883, 196, und Zolder, a. a. O., I, 1046.

29) Buch, *Gallische Orts- und Flußnamen in Baden*, a. a. O., 335.

30) Zolder, a. a. O., I, 745.

31) Mone, a. a. O., II, 95.

32) Buch, *Gallische Orts- und Flußnamen in Baden*, a. a. O., 340.

33) Vgl. Buch, *Unsere Flußnamen*, a. a. O., 157, und d'Arbois de J., *Les prem. hab. de l'Eur.*, II, 172 f. Zolder (a. a. O., III, 578, 579) legt den Flußnamen *Alt-eia* (*l'Autie*) und *Al-tina* (nach ihm *Elta* im Schwarzwald und *Alz* in Bayern) einen Stamm *alto* zu Grunde, der sich nach ihm aus *al-to* zusammensetzt und mit dem irischen *alt* = *Klippe* und dem cornischen *als* = *Ufer* zusammenhängt. *Altomagus* z. B. übersetzt er mit „*Klippenfeld*“. Eine Verwandtschaft dieses *Etymons* mit dem Flußnamenstamm *al* wäre immerhin denkbar.

34) d'Arbois de J., *Les premiers hab. de l'Eur.*, II, 156 f., und Zolder, a. a. O., III, 565, 568.

35) d'Arbois de J., *Les prem. hab. de l'Eur.*, II, 201 f., und Zolder, a. a. O., III, 568.

36) Müllenhoff, a. a. O., II, 225.

37) Ernst Wagner, *Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden*, Karlsruhe, 1908, I, 204 f.

38) Vgl. hierzu Zolder, a. a. O., unter *Rigomagus* und *Rigodulum*, und d'Arbois de Jubainville, *Les premiers hab. de l'Eur.*, II, 260.

39) Mone, a. a. O., II, 94.

40) Buch, *Gallische Orts- und Flußnamen in Baden*, a. a. O., 343.

41) Zolder, a. a. O., I, 549.

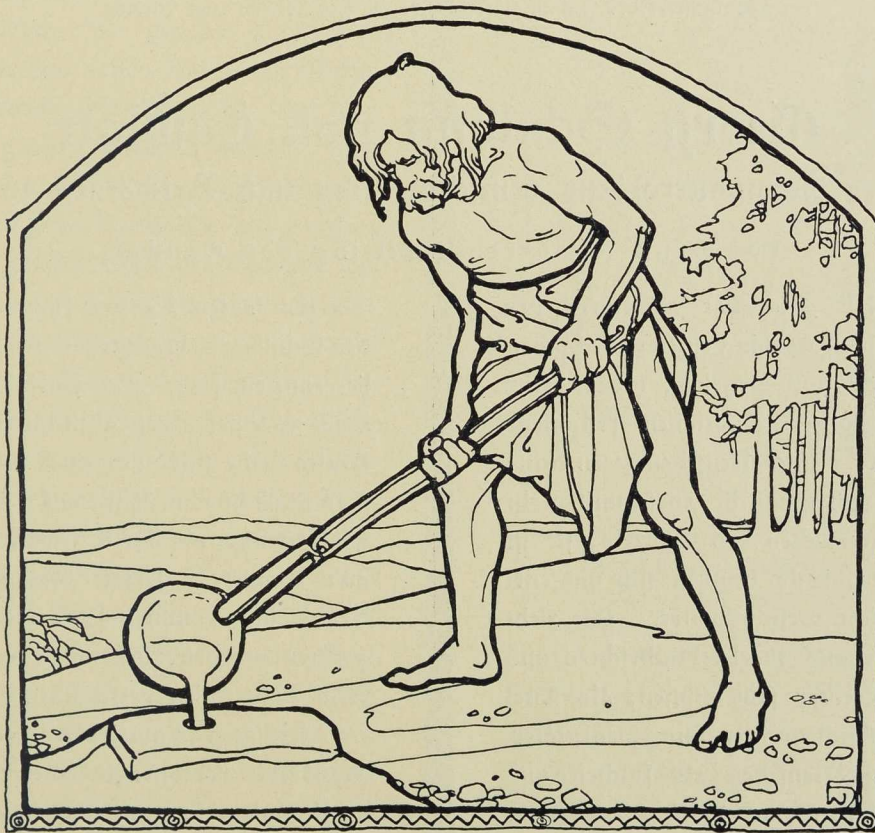
42) d'Arbois de J., *Les Celtes*, 6.

43) d'Arbois de J., *Les prem. hab. de l'Eur.*, II, 211.

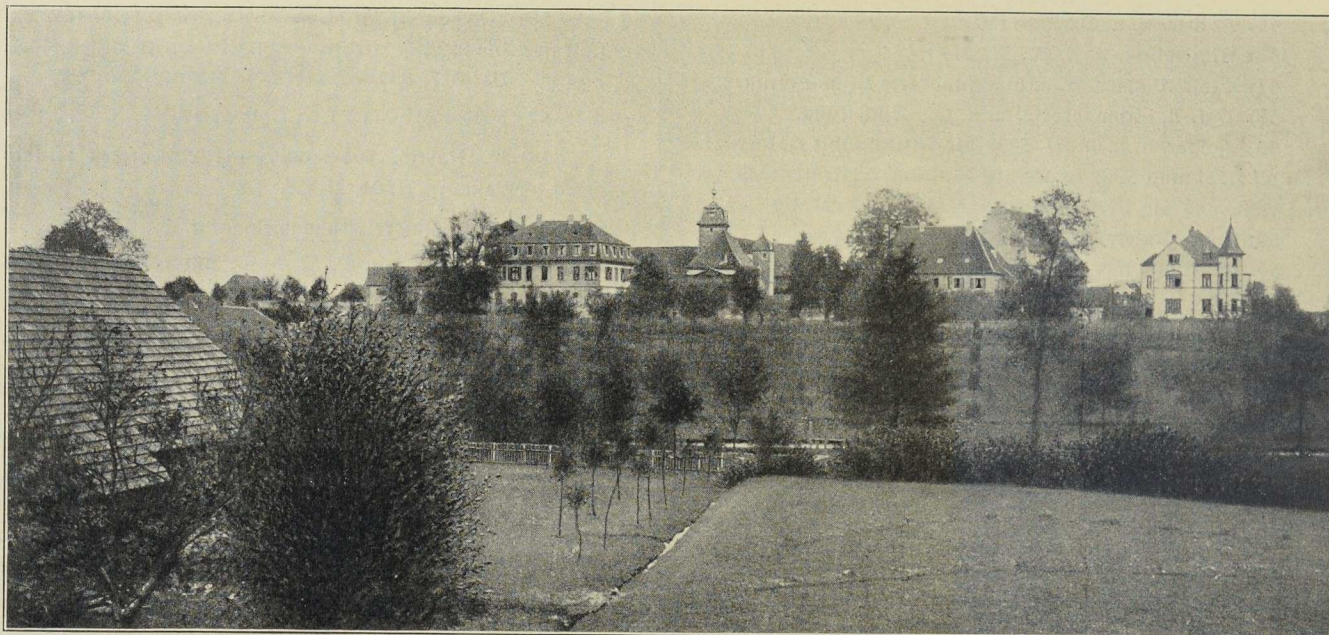
44) Kluge, a. a. O., 272.

- 45) Zolder, a. a. O., II, 1130.
 46) Müllenhoff, a. a. O., II, 218 f.
 47) Ernst Wagner, a. a. O., Fundkarte I am Schluß.
 48) Vgl. A. Schwaederle, a. a. O., Einleitung.
 49) Zolder, a. a. O., II, 536. Als keltisch zählt Zolder (a. a. O., 531 und 538) ferner auf Melana = Mehlenbach bei Prüm und die Personennamen Melius und Melia.
 50) Buch, Unsere Flußnamen, a. a. O., 174.
 51) Ernst Wagner, a. a. O., 229.
 52) Zolder, a. a. O., unter Altodunum.
 53) Buch, Oberdeutsches Flurnamenbuch, Stuttgart, 1880, 23.
 54) d'Arbois de J., Cours de littérature celtique, 12 Bände, Paris, 1883—1902, II, 225 und VI, 242 f.
 55) C. Mathis, Niederbrommer Steindenkmäler, Elsässische Monatschrift für Geschichte und Volkskunde, II (1911), 78.

- 56) d'Arbois de J., Les Celtes, 54. Die gleiche Ansicht über die in Frage stehende Wurzel vertritt auch Zolder, a. a. O., III, 827, 834.
 57) d'Arbois de J., Les Celtes, 17, 18.
 58) E. Martin, Wörterbuch der elsässischen Mundarten, Straßburg, 1904, II, 38.
 59) Buch, Unsere Flußnamen, a. a. O., 173.
 60) Krieger, a. a. O., 2. Aufl., unter Egenbach.
 61) Zolder, a. a. O., II, 792.
 62) Buch, Gallische Orts- und Flußnamen in Baden, a. a. O., 339.
 63) d'Arbois de J., Les prem. hab. de l'Eur., II, 201 f., und Zolder, a. a. O., unter Eburus.
 64) Krause, Die keltische Urbevölkerung Deutschlands, Leipzig, 1904.



Nach einer Zeichnung von W. Saller.



Totalansicht des Johanniterschlosses zu Heitersheim von Süden.

Georg Schilling von Canstatt

Großbailly des Johanniterordens deutscher Jung und Reichsfürst zu Heitersheim.

Von Ernst Freiherrn Schilling von Canstatt.

UNSERE Zeit hat allgemein der Familienforschung einen gedeihlichen Aufschwung gegeben, indem neue und höhere Richtlinien festgelegt wurden, als noch vor wenig Menschenaltern denkbar schienen. Die genealogische Forschung steht nicht mehr im öden Zeichen des Dünkels; sie ist ernst zu nehmen, denn sie bemüht sich um entwicklungs-geschichtliche Gesichtspunkte. Sie zieht interessante Schlüsse aus allerlei Nachrichten und Merkmalen, die beredter sein müssen, als Titel und Epitaphien, Leichenreden und Denkmäler. Sie ergründet den Menschen als solchen und alles, was er ererbt von seinen Vätern hat. Auch das sind machtvolle Wirkungen Goethescher Anregungen, und wir lernen es ganz besonders schätzen, wenn über unsere Altvordern sozusagen inoffizielle Kunde vorliegt, Bildnisse und Anekdoten vorhanden sind. Dies ist bezüglich einer ritterlichen Gestalt, die mit dem Breisgau in enger Beziehung steht, in hervorragendem und glücklichstem Maße der Fall, nämlich beim Johanniter-Großbailly Georg Schilling von Canstatt.



Es lebten bis vor kurzer Zeit unter Jergs, des Schillings, Nachgeborenen zwei seltsame Überlieferungen fort. Es wurde gesagt, daß er im Dom zu Speyer begraben liege, und auf der Insel Malta habe sich noch ein Bild von ihm erhalten. Das Gerücht vom Bilde auf Malta trat erst in den Hintergrund, als durch die Güte des Herrn Baron von Tucher (kaiserlich deutsches Konsulat) auf Malta im Sommer 1909 Nachforschungen eingeleitet wurden, die völlig ergebnislos blieben. Sein Bild schien verschollen.

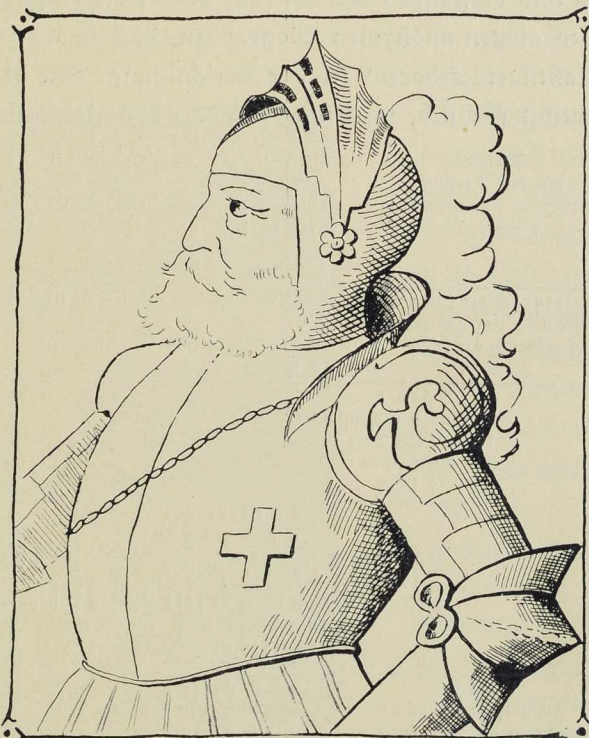
Freilich war mittlerweile bei einem später nach Frankreich verzogenen Antiquar namens Maier ein Urkundenblatt mit einem Holzschnitt und einer Lebensbeschreibung des Jerg Schilling ausfindig gemacht worden, welches dem Urteil des Herrn Prof. Heinrich Meisner nach, der in der Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins die Johanniterbriefe Jerg Schillings herausgegeben, aus einer Ordensgeschichte oder Geschichte einer Ordensballei stammen dürfte. Die Typen weisen noch ins 16. Jahrhundert. Das Blatt besteht aus zwei zusammengeklebten Stücken, enthält in der Ecke

links oben den beifolgend wiedergegebenen Holzschnitt und nachstehenden Text dem Wortlaut nach:

„Georg der Johanniterorden in Teutschem Land Maister.

Georg ist zu Canstatt in Wirtebergerland aus der edlen Schillingen geschlecht im 1490 jar erboren / und in allen tugenten auffgezogen. Als dieser von jugent auf die waffen geliebet / auch in Kaiser Maximiliani Feldzügen große erfarnuß erlanget / hat er im 1514 jar fürgenommen / die Christenheit zu beschirmen / auch also der Rhodiser Ritters Orden angenommen. Als auch jarnach im 1521 die Insel Rhodis von den Türken mit großer Macht belageret und gestürmet / was Georg zugewen / und erzeiget sein mannhait dermassen / das er von andere sehr geliebet. In gleicher Dapferkeit hat er auch unter den ersten Rittern zu Malta gelebet / und durch sein Weißheit dem gewaltigen Feind großen Abbruch getohn. Als Kaiser Karl dieses verstanden / hat er Georgen auf der Meerfart gehn Tunis mit sich genommen / über ein großer Theil der Armada ein Obersten geordnet / und ihm die galeen treuwlich zu beschirmen befohlen. Man hat auch damalen wo den ungleübigen ein gewaltigen sig erlanget im 1536 jar. Es wurde Kai. May. durch dieses mans tugent bewegt / daß er ihn zu Tripolis in Afrika zu einen Landvogt geordnet / und die barbarn befohlen zu regieren. Es hat im Muleasses der König zu Tunis oft brieff zu geschriben / auch sich und seine unterthone im treuwlich befohlen / wie ich dieses aus den Arabischen brieffen so zu Latein vertolmetschet / selbs erkundiget: dann Georg was in Arabischer und Türkischer sprach durch lange Beywohnung zimlich wohlverfaren. Zu folgender Zeit im 1541 jar ist er mit dem Kaiser im Herbst zeit gehn Algiera gefaren / und daselben über den ganzen gezeug Oberster erwahlet. Wie sie zu land kommen / und uff der Feinden boden gewesen / ging ein solliches grausame ungewitter an / daß sich die Schiff erschittet / und der Kaiser durch Georgen und anderen weisen Hauptleuten raht mit der Armada wider in Sicilien gerucket: er hat auch harnach Georgen Mannhait und Weißheit oft gepriesen.

Wie sich dieses verlossen und der alte Herr Maister Johans von Hattstein gestorben / ward Georg als der Baley und eltern über die Rhodiser Ritter im Teutschen Land Maister erkoren da man zalt 1546 jar. Als auch dem Kaiser getrewlich beygestanden / ward er hargewen von im geliebet / dazu er und seine nachfaren und er deß Römischenn Reichs Fürsten angenommen: damalen hat er im alle regalien und Fürstliche gezierden verlihen welche er seine vorfaren von viel Welten hār nicht geachtet:



Georg Schilling von Canstatt in Teutschem Land Maister.
Holzschnitt nach einem Urkundenblatt (16. Jahrh.).

es beschach fürnemlich darumm / damit Georg seine gerechtigkeit in Teutschem land erhalten und daran von keinem Fürsten oder anderen Policy verhindert wurde. Also hat Georg in seinem Fürstlichen Schloß zu Haytersen / so zwischen Basel und Freyburg im Breysgaun gelegen / gewonet und ist durch sein vielfaltige rahthen in großer authoritet gewesen: letztlich ist er daselbsten den 2 tag Febr. im 1554 jar seines alter im 64 gestorben und Georg von Hohenheim an sein statt Fürst erkoren.

Sixt. Marg.“

Diese älteste Lebensbeschreibung des alten Meisters ist durch spätere Biographen in mancher

Weise wertvoll und am einheitlichsten von Heinrich Meisner gelegentlich erwähnter Herausgabe der Johanniterbriefe zusammengestellt und ergänzt worden. Indessen dürften noch einige genealogische Erwägungen von Interesse sein, die seiner Abstammung und etlichen Verwandtschaftsbeziehungen gelten. Er ist, mag auch das Geburtsjahr 1490 nicht ganz einwandfrei sein, jedenfalls in einer Zeit zur Welt gekommen, wo sein Geschlecht geistig sowie wirtschaftlich eine gesunde Renaissance erlebt haben muß. Falls es so gemeint ist und verstanden werden soll, bedarf die Angabe des obigen anonymen Biographen, daß Georg zu Canstatt „erboren“ sei, der Berichtigung. Sie hat wenig für sich, weil um 1490 dort keinerlei Besitz

seiner Familie mehr nachzuweisen wäre. Seine Heimat muß wohl das überaus lieblich am Fuß der Schwäbischen Alb zwischen Schloßberg und Just, oder Klausenberg gelegene uralte Städtlein Neuffen gewesen sein, in dessen Sankt Martinskirche seine Alvordern seit dem 13. Jahrhundert ihre Grablege hatten. An seiner südlichen Stadtmauer steht noch das sogenannte Große Haus, das in alten Zeiten Schilling'scher Edelsitz gewesen. Doch so nah der Gedanke liegt, daß dort Georgs Wiege gestanden, läßt sich kein Nachweis dafür erbringen. Seine Wiege und sein Grab sind „in ein vergeß geraten“. Wesentlich besser sind wir über seine Eltern, seine Geschwister und andere Anverwandten berichtet, die nachstehende Tafel aufführt.

Bertold genannt Gerstlin Schilling von Canstatt † vor 1374	Mechtild von Münchingen 1341–1371	Albrecht II. von Dachhausen	I. Bertha von Ueberkingen 2 Margaretha von Werdenau	Bernhard von Venningen	Marianne von Nippenburg	Conrad von Gültlingen	Nata von Freiberg
Heinrich der Jung Schilling von Canstatt † wahrsch. vor 1428	Nata von Sausen a. d. Donau	Albrecht III. von Dachhausen	Nata von Thalen	Sans von Venningen † 1432	Gutta von Angelloch	Heinrich von Gültlingen	Agatha Ewelherin von Wielandstein
Heinz Schilling von Canstatt 1424–1428 Vogt zu Blaubeuren † 1452	Anna von Dachhausen Witwe 1469	II. Dorothea von Venningen, Witwe Otto's von Sirschhorn		Sans von Venningen Vogt zu Seidelberg	Anna von Gültlingen zu Berneck		
Heinrich Schilling von Canstatt Kaiserlicher Rat, Rat des Herzogs Eberhard im Bart 1479 beim Hofgericht, 1482 Vogt zu Kirchheim 1482–89 Vogt zu Urach — 1515 Vogt zu Vaibingen 1514 Erbschenkennamt erneuert † 1525 (1516 nach Gabelöver)							

Philipp Schilling von Canstatt Comthur des Johanniter- Ordens 3. Willing u. Rothenburg a. T. geb. 1487, 1523 erblindet † 1551 oder 1552	Heinrich Schilling von Canstatt Deutsch-Ordens-Comthur zu Brigen † 1534	Georg Schilling von Canstatt Großbailly des Johanniter- Ordens geb. (1487) oder 1490 † 2. Febr. 1554	Anna Schilling von Canstatt Subpriorin zu Kirchheim unter Teck † Ostern 1579	Ulrich Schilling von Canstatt Erbshenk in Schwaben Serr zu Wielandstein u. Owen Burgvogt zu Tübingen † 9. Oct. 1552 Gem. Anna Speth von Sulzburg
---	---	---	--	---

Die Voreltern der Stiefgeschwister Jerg Schillings waren folgende:

Heinrich, der Jung Schilling von Canstatt	Nata von Sausen a. d. Donau	Albrecht III. von Dachhausen	Nata von Thalen	Burkard von Werdenau	Anna von Seimer- tingen	Caspar Speth von Marchthal	Nata von Schinen
Heinz Schilling von Canstatt	Anna von Dachhausen	Jerg von Werdenau		Gertrud Speth von Marchthal			
I. Agnes von Werdenau							
Sebastian Dr. jur., Kaiserlicher Rat Erbshenk in Schwaben † 12. März 1532 Serr zu Wielandstein 1. uxor Brigitta von Emmershofen † 1520 2. Beatriz von Rain Witwe Sigm. von Kohrbach	Ursula † 1510 Gemahl Ulrich von Reischach zu Reichenstein † 1534	Anna Maria Schilling von Canstatt vermählt 1493, † 6. Febr. 1546 Gem. Sebastian v. Hohenheim genannt Bombast	Margaretha 1504 in's Kloster Rechentshofen † 14. Februar 1554	Bertold genannt Gerstlin geb. 1518, † 13. Jan. 1553 Erbshenk in Schwaben Serr zu Bodelshofen und Wielandstein. Unter Herzog Ulrich Vogt auf Hohen-Neuffen Gem. Apollonia v. Werdenau (auf ihrem Grabstein steht Wernau) † 16. Januar 1587			

Der Ehe der Anna Maria mit Sebastian von Hohenheim, genannt Bombast, sind u. a. ein Sohn und eine Tochter entsprossen, welche beide für die Geschichte des Breisgaus von Interesse sein müssen: Anna, die dritte Gemahlin des Markgrafen Ernst von Baden, vermählt 1536, † 6. Juni 1574 und begraben zu Sulzburg in der Stadt- oder Schloßkirche. Ihr Bruder Georg ist Jerg Schillings Nachfolger in der Reichsfürstenwürde zu Heitersheim geworden. Der bekannte Theophrastus Paracelsus Bombast von Hohenheim ist der natürliche Sohn eines nahen Verwandten dieser beiden gewesen.

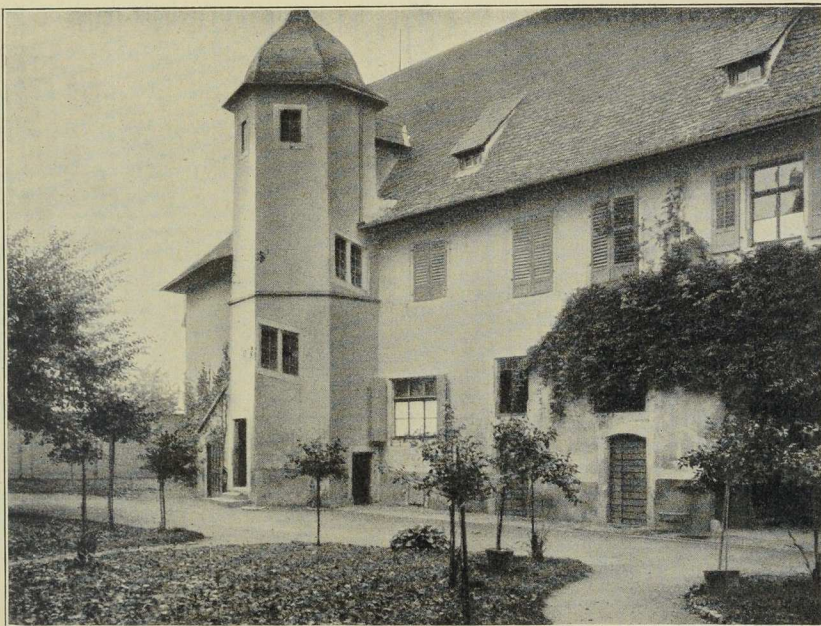
Freilich haben sich verschiedene seiner Anverwandten in Klöster zurückgezogen, doch eben in Jergs Zeitalter muß sein Geschlecht regen Anteil an den Weltbegebenheiten genommen haben; jedoch an Kampfes- und Tatenfreude hat ihn deren wohl keiner erreicht. Dabei muß er urdeutschheitern Sinnes gewesen sein, und

das hat ihn wohl davor bewahrt, in seinem tieferregten Zeitalter zum Eiferer zu werden. Er hat beizeiten viel miterlebt. Als Luther auftrat, war Jerg im Orden auf Rhodus. Dann kamen die traurigen Jahre, wo er nach dem Fall der Insel mit den schutzlosen Ordensbrüdern in Welschland umherirrte, wo aus der Heimat Kunde kam von der Ausbreitung der neuen Lehre in den schwäbischen Landen, Kunde von den Schrecken des Bauernaufbruchs, vielleicht auch von der Verwüstung der väterlichen Gruft in der Sankt Martinskirche zu Neuffen, von der Aufhebung von Klöstern und Pfründen in Württemberg, die Trauerbotschaft von seines Vaters Heinrich Schillings Abscheiden,

wo er vom Eindringen des Luthertums in dieser und jener verwandten Sippe, letztlich auch im eignen Geschlecht erfuhr, vom Austritt seines Neffen Wiguleus = ungeraten aus dem deutschen Orden: alles Erlebnisse, die ihn als getreuen Angehörigen des geistlichen Ritterstandes betrüben und erschüttern mußten. Mitten im Wandel seiner wilden ungestümen Zeit scheint er sich selbst und seiner fernschwäbischen Eigenart mit ihrer glücklichen freundlichen Schalkhaftigkeit gleich geblieben zu sein. Davon zeugen ein paar Anekdoten der Zimmerischen Chronik, die hier folgen sollen.

„In wenig zeit darnach ist der guet Herr maister (Johann von Hattstein) auch gestorben 1546 ganz voller tag (fast hundert Jahre alt), wie die geschrift von Jacob sagt. Dem ist im regiment und standt nachgefolget herr Jörg Schilling so von jugend uf zu Rhodis in dem orden gewesen, vielen gueten hand-

lungen beigewohnt und sich also gehalten, das er unter der deutschen nation domaln der fürnembst gewesen, derhalben er nit vergeblichen oder unzeitig ist erwellet worden. Was für ein freundlicher, holdseliger herr er gewest, davon mag nit genugsam gesagt werden; meniglichen ist wol an im gewesen. Er war ganz liberal und costfrei, ließ es mit ehrenleuten, da es fueg hett, ufgeen, aber denen lutrishen predicanten war er ganz gram, er mocht von ihnen nit hören reden und vermaint ie, so er ein großer potentat, welt er mit solchen übelredenden predicanten kein andere straf fürnehmen, dann das er si uf die galeen welt schmiden und mit dem



Sechseckiger Treppenturm an der Ostseite des Johanniterschlosses zu Heitersheim.

farrenriemen, da si nit redlich zügen, wol erstreichen und abschmürben lassen. Das konnte er mit einer sollichen holtseligkeit herfürbringen, das sein meniglichen lachen mueste. Es het graf Jörg Helfenstein domaln sommerszeiten 1539 ein banket zu Speir in einem schönen Lustgarten vor der stat darzu het er den herren cammerrichter (Wilhelm Wernher Grafen von Zimmern); den herren Schilling, auch sonst andere vil ehrenleut auch berüeft. Under andern gesten war alda ein Westpheling, ein beisitzer, einer von Amelunx, der ward gleich voll, wollt darnach sauledern und balgen. Er ward von graf Jörgen und andern vil darfur gebetten, die sachen auf dismal ansteen zu lasen, der ehrlichen gesellschaft zu verschonen und sich doch so gar nit zu vergessen. Aber es mocht sollichs alles nit erschiesen. Es heten alle gest mit diesem unrüebigen, martialischen man zu thuen, der ain sagt das, der ander ain anders; der guet herr maister rüeft als: ‚Werft den vollen brueder die stegen hinab! thuen im sonst nichts weiters!‘ Derselb ward gleichwol übel tractirt und davon geschepft. Aber der herr maister wolt nur man solt im die stegen hinab werfen, wolt sich auch sonst weiter nicht berichten lassen, unangesehen das es in ein garten war und gar kein stegen an der hand, an der sein meinung mit dem ungeschickten Sarenkerle het wegen erequirt werden. Mermals hat er graf Wilhelm Wernhern den cammerrichter unversehner weis zum morgen oder nachtmal überfallen, auch zu zeiten bratten, kramatsfögel und anders auch gueten welschen wein mitgebracht. Sie lueden einandern vil. Eins mals aßen sie miteinander in des cammerrichters haus, der herr maister redt von Rhodis der statt, wie die von dem Türken Solimanno belegert und beschossen worden, auch was sich daselbs weiters zuge tragen. Nun vermaint er aber domals, er redte das in seiner behausung, do er die abkonterferung der insel und statt an der wandt malen lasen, und zaicht an die wandt sprechend: ‚Wie ir das an der wandt eigentlichen gemalet sehen‘, gleichwol das ein glate wandt und nichts daran gemalet ware. Er ist Kaiser Karln wohl bekannt gewesen und hat ein gnädigen Kaiser

gehapt. Beschaint sich an dem das der Kaiser ine vor allen churfürsten und fürsten uf dem grosen reichstag zu Augspurg so hoch berüempt und gelobt het von wegen seiner güeten thatten, die er wider die Türken, Moren und andere ungleubige uf dem meer vilmals gehapt. Uf sollichem grosen reichstag zu Augspurg solt er seine regalien empfaben, auch anderer sachen, sein orden belangen, verrichten. Begab sich uf ein zeit, das in der Kaiser ernstighen erfordern ließ. Nun war er aber domals bei ain banket gewesen und het ein gueten drunk, also das ihn die herren und grafen nit gen dorften lasen. Es ward der Kaiser mit listen aufgehalten bis der herr maister ein wenig usgeschlafen. Darauf ist er zum Kaiser gangen und, wie man sagt, wol bestanden, auch seine sachen nach gelegenhait wol verricht. . . . Nach im ist maister worden ein (Georg) Bombast von Hohenheim, welcher mit freundlichkeit seinen vorfaren, den Schilling beim wenigsten nit ersetzt, derhalben er auch kein solchen benevolentiam oder genaigten willen erlangt. Man hat in die bagken plehen und ein bloen fürsten sein lassen; welchen die notturft darzu nit gehalten, ist sein müessig gangen, dann er den frommen Schilling, seinen vorfarn, wo er künden verkleinert hat. Also geet es in der welt und wie der Martialis sagt: ‚Non videmus, mantice quid in tergo sit.‘“

Vielleicht liegt in dieser Schlußbetrachtung eine Erklärung dafür, warum keine Spur eines Grabmals die letzte Ruhestätte des Jerg Schilling bezeichnet, und es scheint der heutigen Verfassung der Schloßbauten zu Heitersheim nach recht unwahrscheinlich, daß noch etwas gefunden wird. Aber es ist dafür außer dem obigen schlichten Holzschnitt ein zweites Bild von Jerg Schilling erhalten, das aus der Zeit jenes Augsburger Reichstags herkommen dürfte, sich auf dem Avers einer silbernen Schaumünze findet und den Meister vermutlich höchst lebenswahr darstellt. Im Sinn der Zimmerischen Chronik läßt sich jedenfalls sagen: so mag er ausgesehen haben. Dort auf dem Holzschnitt ist er im Harnisch dargestellt; hier erscheint er im Hauskleide mit dem schwarzen Käpplein auf dem Haupte. Vor Kaiser Karln

und auf der Fürstenbank im Reichstag wird er seinen schwarzen Ordensmantel mit dem silbernen Kreuz getragen haben. Und es ist besser, daß er uns wie untenstehend im Bilde erhalten worden.

Gelegentlich numismatischer Forschungen erfuhr im Sommer 1909 Herr Dr. J. Ebner in Kirchheim unter Teck, daß sich besagte Schaumünze im Besitz der Gebrüder Egger befände und hatte die Güte, nachdem des hohen Preises halber an einen Ankauf des Stückes nicht zu denken war, Gipsabgüsse zu besorgen, wovon dann durch Hofphotograph Ruf in Freiburg eine vergrößerte treffliche Aufnahme genommen wurde. Inzwischen soll die Münze nach München ge-



kommen sein. Sie scheint bis auf zwei merkliche Abschleifungen am Vollbart unterm Kinn und namentlich an der Nase wohl erhalten zu sein. Sie stellt gewiß ein ansehnlich Kunstwerk altdeutscher Kleinplastik und wahrscheinlich ein wohl gelungenes sprechendes Bildnis dar. Die Umschrift lautet:

✠ GEORG SCHILLING DE CANTSTATT ·
ORDINIS · S. IOAN · PRIOR · ALEMANIÆ

Auf dem Revers findet sich ein mit dem Johanniterkreuz vermehrtes Familienwappen, das auch am vormaligen Kanzleibau des Heitersheimer Schlosses noch erhalten ist.



Schaumünze mit dem Bilde des Johanniter-Großbailly Georg Schilling von Canstatt.
(Vielleicht von einem Augsburger Meister gelegentlich des Reichstags daselbst 1548.)



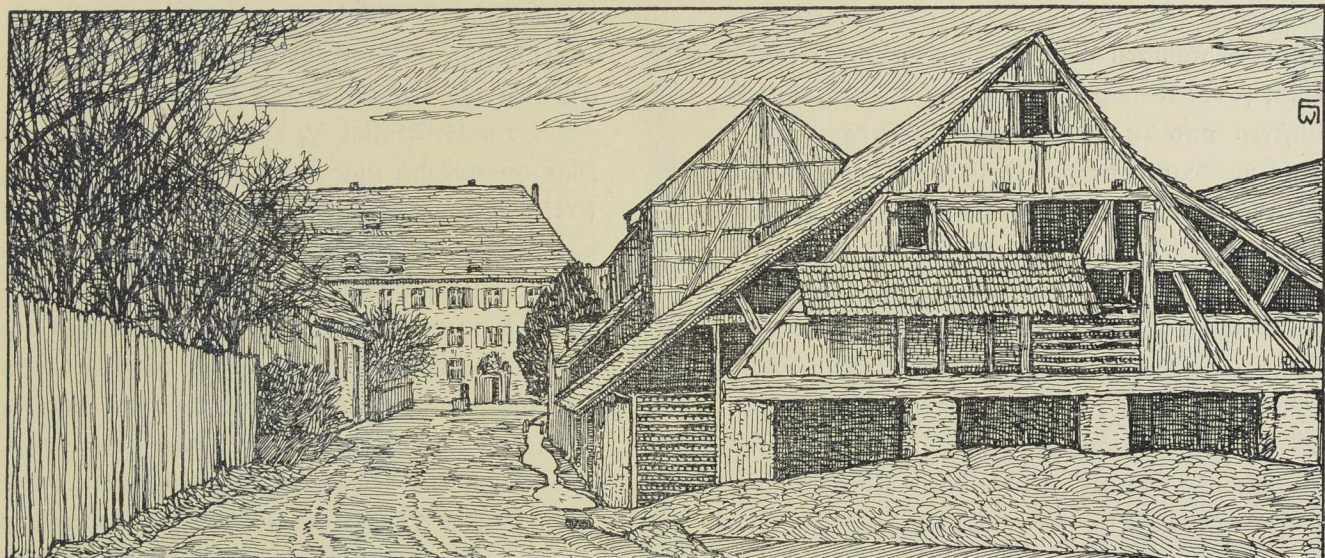
Die nordwestliche Ecke des alten Friedhofs mit den Gräbern des Pfarrers v. Brentano und Weiß. Zeichnung von W. Galler.

Pfarrer v. Brentano und Christof v. Schmid.

AUS dem alten Freiburger Gottesacker liegt vergessen und versteckt das Grab eines Pfarrers v. Brentano. In seinen „Erinnerungen aus meinem Leben“ (Regensburg 1906) erzählt der berühmte Jugendschriftsteller Christof v. Schmid (geb. 1768, gest. 1854), der bekannte „Verfasser der Ostereier“, wie er als angehender Student zu Ende seiner Gymnasialzeit den Vater verlor und vor der traurigen Notwendigkeit stand, das Studium aufgeben zu müssen. Er schrieb die traurigen Dinge seinem Freunde Franz Ernst v. Brentano (geb. 1768 zu Kottenburg), welcher mit ihm am selben Gymnasium gewesen war und eben in Dillingen seine Hochschulstudien begann. Brentano schrieb ihm zurück, er solle nicht verzweifeln; es biete sich ihm gerade Gelegenheit, in einer vornehmen Familie als Hauslehrer einzutreten und sich so über die Studienjahre hinwegzuhelfen. Schmid reiste an den betreffenden Ort, stellte sich vor und erhielt die Stelle. Erst später erfuhr er, daß der Posten zuerst Brentano selber angeboten

worden war, der ihn auch recht gut hätte brauchen können, aber seinem Freund zulieb darauf verzichtet hatte. „So danke ich nächst Gott es diesem Opfer meines Freundes, daß ich nicht als armer Schreiber mein Leben auf einer Kanzlei vertrauern mußte.“ — v. Brentano wurde später Stadtpfarrer in Stuttgart und wirklicher geistlicher Rat, dann 1808 Stadtpfarrer und Dekan in dem damals württembergischen Radolfzell, 1816 Pfarrer in Löffingen, 1828 in Kleinlaufenburg. Sein Name war bei Gründung des Erzbistums unter den 14 Namen gestanden, welche der päpstliche Stuhl dem Großherzog für die Besetzung des neuen Erzstuhles vorgeschlagen hatte. Brentano zog später als Pensionär nach Freiburg und starb daselbst am 8. September 1831. Sein Grab ist bei aufmerksamem Suchen noch heute erkennbar in der nordwestlichen Ecke der älteren Felder des alten Friedhofes an der Karlstraße, neben dem Grab des Waisenvaters und Armenfreundes Weiß, das die Stadt auf ihre Kosten unterhält.

Aus einer Sammlung von Alt-Freiburger Geschichten.



Wonmental. Einfahrt mit Abteigebäude im Hintergrund.
Nach einer Zeichnung von W. Galler.

Stift Wonmentals letzte Jahre und Ende.

(Zweiter Teil: Schluß.)

Von Dr. Engelbert Krebs.

IV. Maria Benedicta Schmid

(1782—1793).

Frau Katharina von Storp hatte auf der Tafel der Stifter und Äbtissinnen insgesamt 37 Felder anbringen lassen. Ihr eigenes Wappen füllte die Nummer 35, so daß auf dieser Tafel nur noch zwei Wappen Platz finden konnten. Es ist, wie wenn ein prophetischer Geist sie geleitet hätte. Nur noch zwei Äbtissinnen sollten ihr folgen. Aber ihre Wappen wurden nicht mehr eingetragen. Die beiden letzten Felder sind heute noch leer.

Als Frau von Storp am 18. Mai 1782 gestorben war, mußte die Lage des Klosters als eine höchst unsichere bezeichnet werden. Die Klosteraufhebungen hatten bereits drei Frauenklöster in Vorder-Osterreich betroffen: Die Franziskanerinnen zu Säckingen, die Clarissinnen zu Freiburg und die Dominikanerinnen zu Villingen. Ob und wann Wonmental daran komme, wußte niemand. Drei Wochen nach dem Tode der Äbtissin traf nun unterm 6. Juni 1782 ein Schreiben des vorderösterreichischen Regierungspräsidenten ein, welches

mit der tröstlichen Versicherung begann, „daß mit Aufhebung weiterer Frauenklöster solle einstweilen (!) eingehalten werden.“ Es wurde aber sofort hinzugesetzt, daß die Weiterbestehenden zu irgendwelcher Betätigung „zum Nutzen des Staates, zur Schulhaltung und Wartung deren Kranken angehalten werden sollen, bis einmal die Zahl sich vermindere und nachher auf weitere Zusammenziehung derselben Bedacht genommen werden könne.“ So solle nun auch Wonmental vorschlagen, was es zu tun gedanke (GL). (Bezüglich der Bedeutung dieser und anderer Abkürzungen sehe man die Notiz am Anfang des ersten Teils dieses Aufsatzes nach!)

Es ist klar, daß mit diesem Erlasse dem Kloster, wie es bisher gewesen, eigentlich schon die Existenzberechtigung abgesprochen war. Die Regierung stellte sich auf den Standpunkt, daß nur Klöster, welche durch äußere, vom Staat genehmigte Wirksamkeit dem Staate selber nützen, noch ein Recht des Daseins haben. Die Stiftung Wonmental jedoch beruhte, wie hundert andere Stiftungen, auf dem kirchlichen Glauben von dem Werte und der Berechtigung des beschaulichen,

zwischen Handarbeit und Gebet getheilten Lebens, dessen Segnungen nicht nur den Ordenspersonen selbst, sondern auch den Mitmenschen, vorab den Stiftern und Wohltätern des Klosters zu gute kommen. Das waren allerdings für die josefinische Zeit fremdartige Gedanken. — Was die Frauen, die zur Zeit des Empfangs dieses Schreibens nicht einmal ein Oberhaupt hatten, der Regierung zur Antwort gegeben haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Sie werden sich, wie später im Jahre 1786 geweigert haben, von ihrer bisherigen Tätigkeit zu lassen. Immerhin aber mußten sie sich seit diesem Sommer 1782 eingestehen, daß ihre Tage wohl gezählt, ihre Kommunität jedenfalls



Siegel mit Umschrift:*)
Sigill) Convent Wvnnentall.



Siegel mit Umschrift:*)
Sigill Convent Wvnnentall.



*) Im Besitz von Fräulein
Hermine Krebs.

Bleisiegel:*)
SW = Sigillum Wvnnental.

in steter Gefahr war, bei „weiterer Zusammenziehung“ die Selbständigkeit ganz zu verlieren.

In dieser kritischen Zeit nun schritten sie im August 1782 zur Neuwahl.

Der Bericht über den Wahlakt ist uns in den nachgelassenen Papieren der letzten Äbtissin (K) erhalten und von einer so großen Ausführlichkeit, daß er für sich allein schon ein reizendes Stückchen kulturgeschichtlicher Kleinmalerei bedeutet. Er füllt im Original ein großes Heft, welches in purpurfarbenes, mit Goldpressung stilvoll verziertes Papier gebunden ist. Der anschaulichen Schilderung wegen gebe ich denselben hier ganz im Wortlaut wieder. Die nötigsten Erklärungen füge ich in Klammern bei.

„Verzeichnüs deren Ceremonien und ordnung welche bey der Erwöhlung der Gnädigen Frau

Maria Benedicta (Schmid aus Freiburg), Äbtissin in allhieffigem Gotteshaus Wunnenthal, seynd gehalten worden 1782.

„Den 24. August $\frac{3}{4}$ auf 5 Uhr abends seynd seine Hochwürden und Gnaden der gnädige Herr Prälat Carolus von Thennenbach (Karl Kaspar aus Reute, Prälat von 1782—1803) als Bischöflicher Commissarius und abends Pater immediatus $\frac{3}{4}$ mit einem Notario pater August hier angelangt, welchen Herr Verwalter hätte bey dem Thor sollen complementieren. Das ganze Convent erwartete den Gnädigen Herrn in der großen redtstuden mit Cucullen (weißen Chormänteln). Die Frau Priorin Magdalena Ferenbachin machte das Complement und recomendirte das Wahlgeschäfft dem gnädigen Herrn, mit Bitt solches vätterlich zu besorgen, worauf der gnädige Herr ganz willig gnädig und vätterlich geantwortet und uns bestens getröstet, das selber den andern tag uns alle nöthige unterricht geben werde, worauf das convent wiederum abgetretten. selben abend war kein Abteytisch, da Es war Reichthtag, weilen wir an Bartholomeustag gebeichtet und am sonntag als den 25^{ten} erst wegen diesem fest Communicirt haben; doch seynd allezeith 2 Frauen als Sr. Maria Francisca und Sr. Maria Agatha als großkellerin zur aufwarth gebliben; nach dem Conventisch ist auch Frau Priorin auf die Abtey und hat uns die ordnung auf den andern tag angekündt, das übrig Convent ist ganz in seiner ruh verbliben.

Den andern tag als den 25^{ten} ist morgens um $\frac{3}{4}$ Uhr die mette (der nächliche Teil des kirchlichen Chorgebetes), um 6 Uhr die hl. Communion, dan die prim (das kirchliche Morgen gebet) und Sub tuum (Sub tuum Praesidium, „Unter Deinen Schutz und Schirm“ beginnt ein feierliches Gebet zur Mutter Gottes) gehalten worden, worauf man in das Capitel gegangen (d. h. in den Kapitelsaal). Die Frau priorin und Frau großkellerin haben den gnädigen Herrn bei der Custorey erwartet und in das Capitel begleithet, welche nach dem Pretiosa (einem Teil des kirchlichen Frühgebetes) sambt dem Herrn notario in das Capitel getretten. Herr Notarius setzte sich neben den Gnädigen Herrn an der Frau Subpriorin orth.

Die Cantorin Frau M. Benedicta nachmahlen Gnädige Frau hat erstens ein stägttel (offenbar verschrieben für capittel) der Demuth gelesen aus der hl. regel, alsdann „Absolvatis Anima etc.“, worauf der Gnädige Herr die ordens-Absolution vor die verstorbene Gnädige Frau Maria rosa, das Convent den Psalm de profundis (aus den Tiefen), der Gnädige Herr die Colecta gebettet. nach diesem sprach der Gnädige Herr Benedicite, das Convent antwortete Dominus. Der Gnädige Herr laße alsdann 3 bey sich habende concilia tridentina (d. h. Verfügungen aus den Reformbestimmungen des Trienter Konzils für die Ordensleute) und legte dieselbe verständlich aus sambt dem ayd, wie und was bey demselben zu beobachten seye; nach welchem Commemoratio. Und also war das Capitel nach gewöhnlichem de profundis und Colect geendet.

Frau Priorin und Frau großkellerin begleiteten den Gnädigen Herrn widerum. Zu Mittag war Abteytisch, nachmittag war das Convent widerum zum gnädigen Herrn berufen ohne Cucullen. Der gnädige Herr fragte, was vor einer gattung oder weeg zur Erwöhlung aus dem uns vorgelesenen wür gebrauchen wollen, das Convent antwortete, wir wollen den gewöhnlichen weeg, nämlich die Stimmen heimlich mit Zettelin zu geben, welches dan vor gutt gehalten und angenohmen worden. einige aus dem Convent, aus Beysorg, die Stimmen möchten zu vihl zertheilt werden, machten die frag: so allenfalls kein kanonische wahl sollte heraus komen, ob man nicht könne diejenige Frau als Abtissin nehmen, welche die mehrsten Stimmen hätte, als nemlich wan 3 oder 4 Frauen in der wahl wären, und eine mehre stimmen als die übrigen hätte. Der gnädige Herr sagte: Nein. Dan dieses wäre keine Canonische wahl, und anderst wäre die wahl nicht gültig, und lasse sie nicht anderst gelten und sollten wür auch 2 oder 3 oder mehre mal wöhlen müssen. Das habe gar nichts zu sagen. Also ginge das Convent ganz getrost widerum fort.

Abends vor 6 uhr kam Herr von Gleichenstein, welchen der gnädige Herr invitirt hatte und Herr Amtmann von Thennenbach. Nach 6 Uhr ist der Kayserliche Commissarius Herr von Schmidfeld mit seinem Secretario Herr Kayser in unserer

Kutschen ankomen, in welcher ihn Herr Verwalter Tommer abgeholt und von Freyburg hieher begleitet, sambt einem Bedienten des Herrn von Schmidfeld. Das Convent war in dem großen redtzimmer versamlet und erwarteth die Kayserliche Commission in Cucullen, welche gemelde Commission zuerst in des gnädigen Herrn



Madonna, angeblich aus dem Kloster Wonnental stammend.

In Kenzinger Privatbesitz. (Siehe Seite 43.)

Zimmer gegangen, von da mit sambt dem gnädigen Herrn und Herrn von Gleichenstein in das redtzimmer kommen, wo die Frau Priorin eine kurze anred gemacht und das Convent anrecomendirt und um ferneren Schutz seiner Majestät als Kastenvogt und Schutzherrn begehrt; auf welches Herr Commissarius ein kurzes doch gar höfliches und gnädiges Complement gemacht und alles begehrt versprochen zu wilfahren, nach

welchem das Convent abgetreten. Herr Commissarius ist zum Herrn v. Bauer auf Kenzingen und bey seiner Zurückkunft nichts genossen sondern gleich zur ruhe, war auch kein Abteytsch. aber Frau großkellerin und Frau M. Francisca haben den übrigen Herren aufgewarther.

„Den 26^{ten} ist die metten morgens um $\frac{3}{4}$ auf 4 Uhr dann gleich prim und terz, um 6 uhr sext und non, auch das subtuum gehalten worden, nach disen ginge man in das Capitel (in den Kapitel-saal), unter dem pretiosa begleithete die Frau priorin und Frau großkellerin den gnädigen Herrn mit dem Herrn notario in das Capitel, die Cantorin laße das Capitel der heiligen regel von Erwöhlung eines Abbtres, nach disem hat der gnädige Herr eine Sermon gehalten.

Nach Ende des Capitels ist man noch einmal zur Kayserlichen Commission, das ganze Convent und Frau priorin hat dem Kayserlichen Commissario das Catalogum und 1 Bürde Schlüssel übergeben, welcher dann eine kleine anred gemacht. hernach hat der gnädige Herr den Herren Commissario sambt allen gegenwärtigen zur hl. meß und anrufung des hl. Geistes eingeladen, welche solches ganz höflich angenohmen, und ist gleich alles in die heilige Meß. Dem Herrn Commissario ist ein eigener stuhl mitten in der Kirch gedeckt worden. vor und nach der hl. Meß hat der gnädige Herr den segen mit dem Ciborio gegeben ganz still. Zu dem Agnus Dei ist das Convent (aus dem Chor) in der ordnung zur Sacristey hinausgangen (in das Kirchenschiff) zur hl. Communion, die Cantorin hat gleich das Confiteor gebettet. nach der Absolution kniete man auf den bereitheten Communionbank. Zuerst küßte man dem gnädigen Herrn den ring, dann empfinde man zu gleicher zeith die hl. Communion und ginge widerum forth auf den Chor.

Nach vollendeter meß und segen wurde der hymnus veni Creator Spiritus (komm Schöpfer, Geist) angeschlagen, von dem gnädigen Herrn angefangen und von dem Chor fortgesungen worden, nach disem ging man in das Scrutini (Wahllokal), welches war in der äußeren Custorey, allwo beraythet waren: in der mitte ein großer Tisch, worauf das Crucifix, zwei brennende war

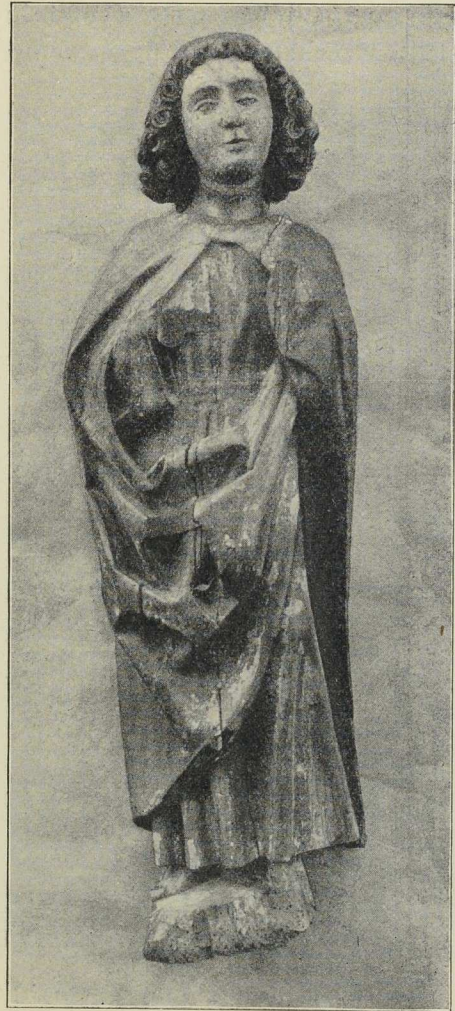
Kerzen, 1 Kelch und patene (goldenes Tellerchen) und Schreibzeyg, der verstorbenen gnädigen Frauen seligen petschaft und 1 Hammer, auch ein Meßbuch, in welchem das Evangelium aufgeschlagen war. Um den Tisch waren 6 Sessel, 1 Anyshämmel, gegenwärtig waren erstlich seine Hochwürden und Gnaden der hochwürdige gnädige Herr Praelat Carolus von Thennenbach als bischöflicher Commissarius und pater immediatus, sein Herr Notarius der hochw. Herr pater August, damaliger Professor in Thennenbach, Herr pfarrer von hausen, Herr pfarrer von Kenzingen als testes, — 2 Herrn Franziskaner, nemlich pater guardian und pater Senior Cleophas als Scrutatores. sobald wir hierin kommen, hatte Herr notarius ein Zettel und laße alle nähmen der Closterfrauen ab, eine jegliche Frau mußte bey Benamsung ihres namens antworten hier, dann legten die Herren testes ihr Jurament knyender ab. wir gingen bis dises vorüber war hinaus, doch blibe die Thüren offen. wir wurden wider berufen und nochmahl befragt, ob uns dise Herren Scrutatores anoch recht wären, wir antworteten ja. auf dieses legten sie ihr jurament ab, wie auch Herr notarius, lezlich der gnädige Herr. indem die Herren Scrutatores den ayd ablegten hat Herr Notarius das petschaft von der gnädigen Frau seligen verschlagen und verfragt. NB. des gnädigen Herrn staab wie auch der gnädigen Frau ihrer stunden auf der seithen und der letztere war mit einem Kelchrüchlein oben bedeckt. nachdem alle Herrn ihr ayd abgelegt, knieten wir nieder, die Cantorin bettete das Confiteor, alsdan gabe der gnädige Herr eine allgemeine Absolution, deren inhalt war, so jemand aus den gegenwörthigen Frauen Erwas auch ohnwissender auf sich haben sollte, welches selbe zum wählen untauglich machen sollte, durch dise Absolution davon losgesprochen werde.

Alsdann wurde von der Frau Priorin das jurament gemach vorgelesen, so daß alle Frauen nachsprechen konnten, alsdann mußten wir alle der ordnung nach, eine nach der andern die hand auf das Evangelie legen und sprechen: so wahr mir Gott helffe und dise Evangelien Gottes. nach disem wurden die Zettel ausgeteilt, das Convent ginge hinaus, die mehrsten in ihre Bett-

stühl (Bettstühle) und schnitten den nammen heraus, welches geschwind fertig ware, eine ging hinaus, die thüren der Custorey wurde Eröffnet. Da wûr hin rin gekommen kehrte der gnädige Herr den Kelch um, und zeigte, daß er lähr wäre und nichts darinnen, dan ginge die Frau Priorin und alle nach der ordnung hin und legte eine nach der andern ihr Zettelle in den Kelch und gingen auf der andern Seiten herum und widerum zur tür hinaus. Dan sagte der gnädige Herr, wûr wollen zu denen Kranken, welche waren Frau Maria Francka Freyin, Frau Maria Cäcilia Geisenhoffin, alle Herren gingen mit, Frau Maria Anna als Custorin ginge vor mit dem Crucifix und Lichtern. Der hochwürdige gnädige Herr fande, daß Frau Maria Francka außerstand war zu votieren, denselben morgen war es als wan sie ein schlag getroffen hätt und hatte gar kein Verstand, obwohlen sie sehr begierig war, dem wahlgeschäfft beyzuwohnen und ihr votum zu geben, und man sie deswegen in das Capitel gleichsam tragen mußte, dan sie war schon sehr krank. Zur Zeit aber da sie sollte das Votum geben, wuste sie gar nichts mehr und gabe niemand eine anthwort. Also gingen der gnädige Herr von ihre zur Frau Maria Cäcilia und befahle ihre ganz ernsthafft, das jurament abzulegen und ales zu tun, was wûr vorhin getan haben, und nahm ihre das votum auch ab in den bey sich habenden Kelch, befahle ihren ganz süß, den Zettel der übrigen nâmmen wohl zuzurückcken, er wolle selben selbst besorgen (so daß keine Gefahr der Lüftung des Geheimnisses für ihre Wahl bestand).

Zwischen dieser Zeith ginge ein jegliche Frau wo sie wollte, dan kamen die mehrsten auf dem untern Chöle zusammen und knieten draußen auf der stiegen und wartheten bis man ein Zeichen geben täte. Nach etwa einer Viertel Stund kam Herr Pater Notarius ganz freundlich und lächelnd, begehrte daß wûr vortreten sollten, welches geschwind geschehen. der gnädige Herr fragte, ob wûr diejenige Frau vor unsere rechtmäßige obrigkeit Erkennen und ihren gehorsamen wollen, welche man auserwöhlt zu seyn bekannt machen werde? Wir alle rüfeten freydig ja, freydig weilten man vorhin vermuthete,

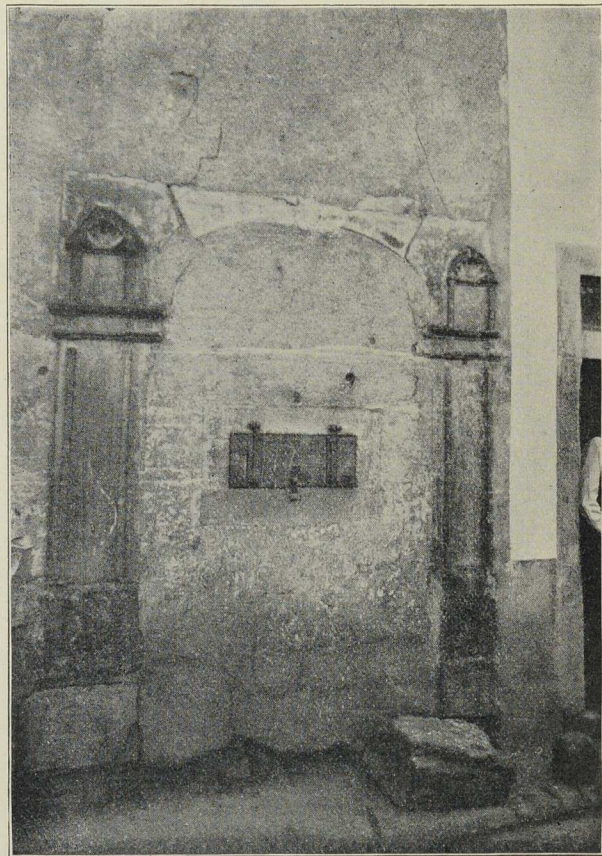
das wûr mehr als einmal wählen werden müßten, dan der gnädige Herr nichts wollte gelten lassen als eine kanonische wahl, so daß bei 17 wählenden eine 9 Stimmen haben müßte. So aber dises nicht zuträffen sollte, wäre es keyne kanonische Wahl, man müßte noch einmal wählen und so es das Convent begert, müßte man uns sagen,



St. Johannes, aus dem Kloster Wonnental stammend.
 Holzskulptur in Kenzinger Privatbesitz.
 Von Dr. Schwörer auf dem Speicher gefunden und vor dem Verbrannt-
 werden bewahrt. (Siehe Seite 43.)

wer die mehresten stimmen hätte, ja sogar alle müßte man uns nennen, wer Stimmen hätte und wie vihl. so aber merkten wir schon, daß wir eine Canonische wahl hatten und sonst nichts von nöthen wäre, darum waren wûr sehr froh. wûr wurden nochmahl befragt, ob wûr die nun Erwöhlt Frau vor unser obrigkeit Erkennen wollten?

Wir antworteten wiederum ja, danach machte der gnädige Herr einen kleinen umschweif in denen wörthen und nennete Endlich die hochwürdige Frau Maria Benedicta. Sie aber fiel auf ihre Knie, bekennte ihr unvermögen mit weinen. Der gnädige Herr zeigte ihnen das Crucifix und tröstete sie mit kurzen wörthen. Frau Priorin hobte sie von der Erden auf und tröstete sie, wie auch das ganze Convent gethan, nach kurzer Erholung mußte sie niederknien und



Wonnental, Rest des Kirchenportals.

das jurament ablegen. Herrn notarius sambt denen 2 Herren testes schickte der gnädige Herr auf die Abtey, der Kayserlichen Commission die ney gnädige Frau bekannt zu machen. Als selbe zurück kamen, schickte sie der gnädige Herr auf den Hof, um an 2 orten, nemlich vor der Kirch und vor dem portal die neye gnädige Frau auszurufen.

Unter dieser Zeit haben die 2 Herren Scrutatores die Zettel auf einer gluthen (glühenden Kohle) verbrannt. Herr Verwalter schickte gleich Boten an die Freundschaft. (Die nächsten Ver-

wandten der Neugewählten waren die Familie des Adam Schmid zu Freiburg in dem großen Eckhause an der Kaiser- und Münsterstraße, jetzt Hofapotheke. Unser Porträt der Frau Abtissin ist von dem Original photographiert, welches Herr Antiquar Hauser von den Nachkommen des Apothekers Schmid erworben hat.) nachdem die Zettel verbrannt waren, gabe der gnädige Herr der gnädigen Frau den staab und fangte das Te deum Laudamus an und gingen alle, dasselbe singend, auf den Chor. Der gnädige Herr stellte die gnädige Frau in ihr forderes Chorgestühl und stellten beyde den Staab hinweg, welche indessen 2 Closterfrauen hielten. als das Tedeum vollendet war, nahm der gnädige Herr den stohl (die Stola), legte selben an und sange den vers: Manda Deus virtuti tuae (Ps. 67, 29 Entbiete o Herr Deine Macht), das Konvent respondierte: Confirma hoc Deus quod operatus es in nobis (bekräftige o Gott das was Du unter uns gewirkt hast), folgendes die Colecta.

Dan führte er die gnädige Frau mit Staab in das Capitel, die vier geistlichen Herren wurden auf die Abtey geführt. als wir in das Capitel kamen, stellte der gnädige Herr die gnädige Frau an ihr Orth, übergabe ihnen erstlich die heilige Regel mit kurzer ermahnung, dann die Schlüssel, welche die Frau Maria Francisca auf einem theller mitgetragen hatte, darnach legte die gnädige Frau Anyender wiederum ein jurament ab mit Auflegung der Hand auf das Evangelibuch, alsdann setzte sich der gnädige Herr auf den mittleren Sitz und die gnädige Frau legte selbem den gehorsam in die Hand ab, darnach stunde der gnädige Herr auf und setzte sich die gnädige Frau nieder. Die Frau Priorin und alle Frauen legten auch ihren den gehorsam ab, hernach die Schwestern, wie bey der heiligen profession (der Gelübdeablegung bei Aufnahme in die Gemeinde). Darnach stunde sie auf.

Der gnädige Herr gabe ihnen wiederum den staab in die linke Hand und sagte ihnen, sie sollte ihr eigenes pettschaft noch nicht gebrauchen bis nach der Benediction, auch sich nicht anders bis dahin unterschreiben als: Erwählte Abtissin.

Dan begleiteten wir sie in die Krankenstuben, allwo Frau Maria Cäcilia ihren den gehorsam versprochen, von da in ihr Zimmer, dann zur Commission, allwo sie die gratulations Complimenten empfangen, und Herr Commissarius stellte ihnen das gesind vor und was aus der Kirnhalden gegenwörthig ware. Herr Commissarius stellte der gnädigen Frau die schlüssel wiederum zu. Herr von Bauer war auch zugegen, die neye gnädige Frau zu complementieren.

Herr Verwalter, Herr Amtmann von Thennenbach bitteten den gnädigen Herren, selber wollten der gnädigen Frauen vor dem Tisch das pectoral (Brustkreuz) gestatten, welches der gnädige Herr gern bewilliget. (Der hier und schon früher einmal genannte Herr von Bauer ist wahrscheinlich der vorderösterreichische Kameralist und Rechtsgelehrte Dr. Johann Georg Bauer, der um diese Zeit erster Beamter der in Kiegel Hof haltenden Prinzessin Elisabeth von Baden-Baden war und 1831 in Freiburg als pensionierter großh. badischer Hofgerichtsrat starb. Siehe hierüber F. Gießler: Prinzessin Elisabeth Eleonora Augusta von Baden-Baden und ihr Aufenthalt in Kiegel 1765 bis 1789. Freiburg 1911, S. 10.)

Das Convent hat selben und den zweyten tag auf der Abtey gespiessen. Nach der Vesper hat Herr Commissarius die gnädige Frau spaziren geführt, welche das Convent begleithet. gegen 5 Uhr abends ist Herr Commissarius, Herr sekretarius in unserer gutschen alleinig, Herr von Gleichenstein in seiner gutschen widerum nach Freiburg gefahren. NB. Während dem scruti-



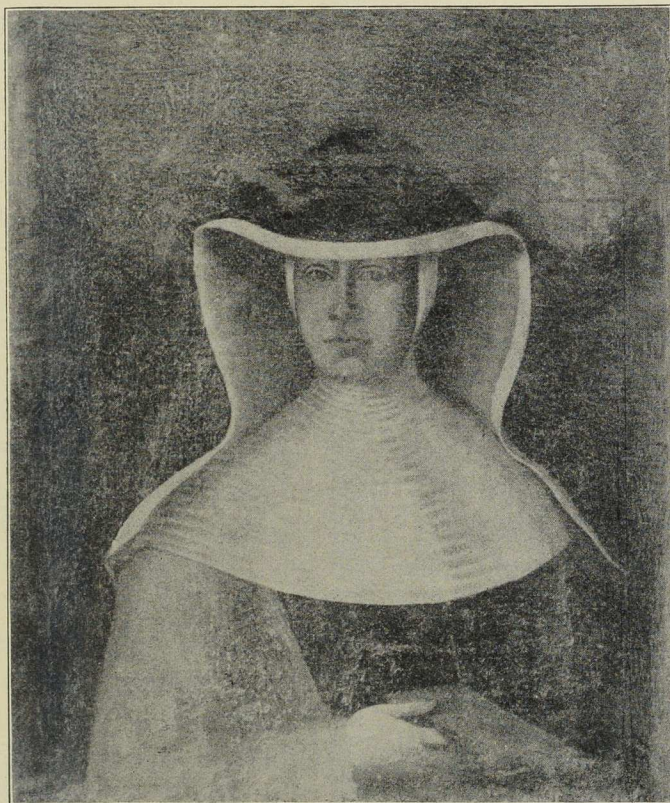
nium hat Herr verwalter alleinig dem kaysrerlichen Commissario mit Frühstück auch denen übrigen Herren (aufgewartet).“

Dem Bericht ist die Rechnung der Diäten angefügt: „Herr Commissarius von Schmidfeld 24 Gulden, Herr sekretarius vom gnädigen Herrn von Thennenbach 5 Gulden. Herr Sekretarius Kayser 12 Gulden, Herr von Gleichenstein 0, Bedienter vom Herrn von Schmidfeld 2 Gulden 45 Kreuzer, Herr Amtmann von Thennenbach

5 Gulden, Bedienter vom gnädigen Herrn 2 Gulden 45 Kreuzer; Seiner Hochwürden und Gnaden dem gnädigen Herrn wäre auch 24 Gulden vor 3 Täg gerechnet, hat aber nichts abgenommen in geld, aber von Klosterfrauen arbeiten.“

Am 27. Oktober 1782 wurde die Gewählte, die inzwischen beim Bischof von Konstanz ihre Wahl angezeigt und um Bevollmächtigung des Tennenbacher Prälaten zur Vornahme der Benediktion gebeten hatte, von dem erwähnten Prälaten feierlich benediziert.

Auch hierüber ist ein ausführlicher Bericht vorhanden (K). Der Prälat von Tennenbach brachte den Pater Prior seines Klosters, Balthasar Schmid mit sich, welcher der leibliche Bruder der neuen Abtissin war. Die Kirche war reich geschmückt, aber die Dürftigkeit des Klosters machte Entlehnungen von Teppichen, Baldachinen und „Hockerle“ in Tennenbach, Hecklingen und Kenzingen nötig. An Gästen fanden sich ein der Pfarrer von Hausen, einige Herren Patres von den Franziskanern, Graf und Gräfin Zennin aus Hecklingen, Herr und Frau von Bauer, natürlich auch die nächsten Verwandten aus



Maria Benedicta I. geb. Schmid (1782–1793).
Ölgemälde im Besitz von Herrn Alphons Bauer (Freiburg).



Freiburg, Herr Apotheker Schmid, der Bruder der gnädigen Frau mit Frau und Kindern; außerdem der Herr Bürgermeister von Kenzingen, die Herren Kanzleyverwalter, Säckelmeister und Postmeister von Kenzingen, „welche man alle invitiert hat auch zum Essen.“

Eine der ersten Amtstätigkeiten der Äbtissin war die Regelung einer leidigen Geldangelegenheit, welche eine ihrer Novizinnen an der Ablegung ihrer Profess verhinderte. Es handelte sich um die seit zwei Jahren im Kloster befindliche Victoria Bergerin, eine Müllerstochter, deren Vater die bei der Aufnahme der Tochter versprochene Mitgift zu zahlen sich weigerte. Dadurch wurde die Professablage unmöglich, denn die Regierung verlangte genaue Angaben über Vermögensausweis und Unterhaltungsmöglichkeit, wenn sie zur Professablage die Erlaubnis erteilen sollte. Durch neue Verträge wurde die Professablage der Victoria Berger doch am 28. Oktober 1782 noch erreicht, doch traten später neue Komplikationen ein, welche bis 1787 einen peinlichen Briefwechsel mit dem Vater und den Geschwistern der Bergerin zur Folge hatten. Das Gotteshaus aber hatte an Frau Victoria Berger eine Ordensfrau nach dem Herzen Gottes gewonnen, wie wir später noch sehen werden.

Ein halbes Jahr nach ihrer Wahl richtete die Äbtissin ein Gesuch an die Landständische Vorder-Österreichische Regierung, man möge ihr die Aufnahme dreier Novizinnen gestatten. Die Antwort vom 4. Juli 1783 verweigerte ohne Angabe des Grundes die Erlaubnis „ex consilio Regiminis Camerae anteaustriacae Freyburg: aus Regierungsbeschluß der Vorderösterreichischen Kammer zu Freiburg“. Am 29. Juli erfolgte dieselbe Verweigerung nochmals mit den Worten: „Kann die gebettene Erlaubnis derzeit nicht erteilt werden“. Im Dezember (4.) 1786 versuchte die Äbtissin von neuem, die Erlaubnis zur Aufnahme von 5 Kandidatinnen zu erhalten. Sie gab an, daß von den 16 Klosterfrauen einige kränklich und alt sind, was nur zu sehr der Wahrheit entsprach, so daß die Stiftungsobligationen nicht genügend erfüllt werden können. Am 21. März 1787 endlich erfolgte die Geneh-

migung durch Kaiserliches Hofdekret aus Wien „in der Zuversicht, daß es ihre Vermögensumstände zulassen“. (GL.)

Inzwischen war im Oktober (30.) 1786 eine Erneuerung jener früher erwähnten Anfrage seitens der Regierung über die zukünftige Tätigkeit der Nonnen eingelaufen. Wiederum stellte sich die Regierung auf den Standpunkt, das Leben der Nonnen sei eine Trägheit und Nutzlosigkeit, wenn sie nicht durch äußere Werke dem Staate nützten. Mit den andern Stiftern Günterstal und Ohlsberg antwortete Wonntal der Regierung, die Frauen eigneten sich nicht zum Schulhalten und Krankenpflegen. Die Äbtissin bestand auf der Erfüllung ihrer seitherigen Stiftungsobligationen. Wiederum ließ es die Regierung beruhen, wandelte aber 4 Jahre später (1790) Ohlsberg in ein weltliches Fräuleinstiftum, während auf Vorstellungen der Vorderösterreichischen Landstände ein Kaiserliches Hofdekret vom 29. März 1791 Günterstal und Wonntal die Erhaltung des Status quo zusicherte. (Geier, die Durchführung der kirchlichen Reformen Joseph II. im Vorderösterreichischen Breisgau, Stuttgart 1905 [159].)

Jedoch kehren wir zu der Novizenaufnahme von 1787 zurück. Es handelte sich um fünf Kandidatinnen. Eine scheint zurückgetreten zu sein. Eine weitere beansprucht unser besonderes Interesse, weil ihre Angelegenheit ein uns fremdartiges Kulturbildchen enthüllt. Es handelte sich um die Tochter des Schulmeisters Joh. Michel Hayschmid von Baden Scheuern. Das Mädchen war 20 Jahre und war Leibeigene des Klosters Lichtental. Es findet sich darum unter ihren Papieren als erstes Stück die feierliche Manumission (Entlassung aus der Hand), wodurch die gnädige Frau Äbtissin von Lichtental die leibeigene Scholastika Hayschmidin, Tochter des Schulmeisters Johann Michel Hayschmid von Scheuern von der Leibeigenschaft lospricht „jedoch dergestalten, daß, wann vermeldte Scholastika Hayschmidin über kurz oder lang an Orten und Enden, wo wir Leibeigene haben, sich wiederumb setzen würde, dieselbe wieder wie zuvor uns leibeigen sey und dafür erachtet werde.“ Die Manumission ist datiert 15. May 1787. Am selben Tag

noch machte der Schulmeister mit Wonnental einen Vertrag wegen Aufnahme seiner Tochter als Kandidatin, worin er verspricht, zu ihrer Einkleidung als Novizin 125 fl., zu ihrer Professablage als Chorfrau weitere 125 fl. zu schicken, dazu zwei Anzüge, 12 Hemden, 12 Sürtücher, 6 Leintücher. Für den Fall, daß die Kandidatin zurückträte vor der Profess, versprach er für Kost und Wohnung während ihres Aufenthaltes 1 fl. 25 Kr. pro Woche zu leisten. Die Hayschmidin war, weil erst 20 Jahre alt, noch nicht fähig, gleich als Novizin aufgenommen zu werden. Die Regierung verlangte 24 Jahre untere Altersgrenze. Ihre Einkleidung und Profess wurde deshalb erst 1790 und 1791 gefeiert, wobei noch lange Schreibereien nötig waren, weil der für den Profess festgesetzte Tag einige Tage vor den 24. Geburtstag fiel. Bei den drei übrigen Kandidatinnen des Jahres 1787 ging es besser. Diese waren: Katharina Cherrier aus Kerprich in Lothringen, Anna Katharina Frey, Schwertwirthstochter aus Freiburg im Breisgau, und Maria Anna Monica Krebs, Kaufmannstochter aus Freiburg. Sie wurden noch 1787 eingekleidet und durften 1788 am 12. Oktober Profess ablegen, nachdem die Frau Abtissin nachgewiesen, daß sie alle drei das 24. Lebensjahr vollendet, und daß der Vermögensstand des Klosters mit der Mitgift der drei Novizinnen ausreiche, sie zu unterhalten (GL und K).

Der von der Abtissin unterm 22. August 1788 eingelieferte Vermögensbericht des Klosters ist wirtschaftsgeschichtlich interessant. Gegenüber dem Jahreseinkommen, das wir aus der Vermögensfassung von 1771 kennen, wonach das jährliche Einkommen auf 3475 fl. berechnet wurde, wird selbes hier auf 6908 fl., die Ausgaben auf 5799 fl. angegeben. Davon leben 16 Chorfrauen, 6 Laienschwestern und 2 Diensthöten, und werden außerdem bestritten die Ausgaben für den Gottesdienst mit 75 fl., für Gebäudereparationen mit 200 fl., für Tagelöhner und Handwerker, als Küfer, Weber, Färber, Holzmacher und Fuhrleute, Bodenzinseinzugsunkosten zc. mit 305 fl., endlich auch „die Gnädigen Landesfürstlichen Abgaben“ in Höhe von 393 fl. 50 Kreuzer pro Jahr. Eine wirtschaftsgeschichtliche wertvolle Angabe fügt

bei, der Sester Waizen sei hier zu 1 fl., Roggen zu 40 Kreuzer, Gerste zu 30, Haber zu 24 Kreuzer angeschlagen. Die Gesamt-Erhöhung gegenüber einer im Jahre 1784 gemachten Fassung erkläre sich durch „die Erhöhung der Bestände“ in fünf Ortschaften, durch Steigerung der für Klostermatten bezahlten Jahreszinsen, endlich durch einen Wechsel im Wirtschaftsbetrieb, wodurch die, seither als Weide für die Schweine der Kenzinger Bürger brachgelegenen Brachäckern, nunmehr nach Eingehen der Kenzinger Schweineherden den Bürgern als Ackerfeld verpachtet worden seien. Ferner erklärt die Anmerkung noch, warum das Kloster nur 37 $\frac{1}{2}$ Jauchert Acker unterm Pflug habe und 29 Jauchert als Matten liegen lasse mit dem Hinweis auf die vom Kloster betriebene Aufzucht von Pferden und Kindern.

Die Anmerkung schließt mit den Worten: „Sofern nun die Eltern deren Novizinnen ihre Versprechen halten und das von dem gnädigsten Landesfürsten erlaubte Dotalitium beibringen, werden die in der Fassung angezeigten 1900 fl. Passivschulden gänzlich abgetilgt werden“ (GL).

Diese Mitgift der Novizinnen hatte noch 1775 bei der Professablage der Ursula Kaiser von Freiburg 1000 fl. betragen, wovon 50 fl. als „Erbsteuer“ an die Landständische Einnehmerei gingen. Jetzt betrug sie 1500 fl., doch durfte sie zum teil in Aussteuerfachen erlegt werden. So bezahlte Joseph Alexander Krebs für seine Tochter Maria Anna laut Vertrag vom 16. September 1788 am 15. Oktober, unmittelbar nach der Professablage 500 fl. rheinisch, am 19. April 1789, 158 fl. 32 Kreuzer rheinisch, die übrigen 841 fl. 28 Kreuzer wurden für ihre vollständige Aussteuer angerechnet (GL). Außerdem vermachte er seiner Tochter ein lebenslängliches Jahrgeld von 25 fl. (K).

Die Feier der Einkleidung und Professablage ist in den hinterlassenen Papieren der letzten Abtissin in einigen Blättchen und Blättern geschildert. Ich übergehe sie und hebe von der ganzen sinnigen Anordnung nur einen kleinen hübschen Zug aus der Einkleidungsfeier heraus: Diese Feyer begann nach folgender Anordnung: „Wann die Brauth in das Redzimmer kombt und die Eltern

zugewogen sind, so bedanket sie sich gegen ihnen kniefällig vor die christliche Aufzuchtung.“ Dann erst geht sie mit ihrem Brautführer hinaus in die Kirche zum Hochamt. Nach demselben „führt der Vater die Braut zu der Thür und übergibt sie der Äbtissin“, worauf dann im Kapitel die eigentliche Einkleidung, das Abschneiden der Haare und der gegenseitige Friedenskuß stattfindet. So hat die ganze Feier den Charakter einer Übergabe des Kindes durch die Eltern an den himmlischen Bräutigam und dieser selber nimmt seine junge Braut nur an, nachdem sie kniefällig den Eltern für ihre Erziehung gedankt und der Vater sie freiwillig an der Hand ihm zuführt. Wie herzlich die Anteilnahme der Verwandten bei solchen Feiern gewesen, geht aus den nachgelassenen Papieren der letzten Äbtissin hervor, unter welchen sich ein mit zierlicher Überschrift und einem handgemalten Bildchen versehenes Gratulationsgedicht ihrer Tante befindet, welches beginnt: „Nun ist der frohe Tag wo alles überwunden, wie glücklich ist die Braut, die sich mit Gott verbunden, wie glücklich bin auch ich, dies Jahr erlebt zu haben, mein Freundin anzusehen, geziert mit Gottes Gaben.“ Der Vater aber stellte der jungen Braut in einer ebenfalls noch erhaltenen Urkunde das Zeugnis aus: „Daß selbe sowohl gegen ihre seelige Mutter, als besonders nach dem Eintritt derselben gegen mich ihre kindlichen Pflichten gehorsamst erfüllt und sich daher meiner väterlichen Liebe in vollem Maße verdient gemacht habe“ (K). — Man sieht, das Kloster zerriß die Familienbande nicht in unschöner, harter Weise, sondern löste aufs zarteste das Kind vom Hause der Eltern, zugleich die Familienliebe und Kindespflichten zur Voraussetzung der neuen Pflichten machend.



Siegel der letzten Äbtissin von Wommental.

V. Die letzte Äbtissin und des Stiftes Ende.

(1794—1806.)

Im Gegensatz zu ihren drei Vorgängerinnen segnete Maria Benedicta das Zeitliche im verhältnismäßig jugendlichen Alter von nur 51 Jahren. Es waren schlimme Tage, in denen das Kloster nach der elfjährigen Regierung dieser Frau am 19. Dezember 1793 (M) mutterlos wurde. Frankreich hatte während des Jahres 1793 seine Grenzen glücklich gegen die Koalition der Monarchen verteidigt, welche den Königsmord rächen wollten. Nun begann die siegreiche Republik einen großen Angriffskrieg und eroberte Holland, überall, besonders so nahe der französischen Grenze, wie im Breisgau, fürchtete man den Einfall der Franzosen. Wie berechtigt diese Furcht war, bewiesen die verheerenden Beschießungen von Kehl und Breisach im September 1793, über welche Otto Langer im „Schauinsland“ XX (1893), S. 34—45 anschaulichen Bericht gegeben hat. Dazu kam im Innern des Klosters Todesfall über Todesfall. Innerhalb sechs Wochen starben Ende 1793 und Anfang 1794 sieben Mitglieder des Konventes, davon im Januar allein vier (M GL).

Der Abt von Thennenbach richtete darum an die bischöfliche Regierung in Konstanz die Bitte, ihn möglichst schnell als bischöflichen Kommissar für die Wahl und danach als bischöflichen Konsekrator für die Benediktion zu bevollmächtigen, damit das Kloster in so schlimmer Zeit nicht ohne Oberhaupt bleibe. Das bischöfliche Ordinariat entsprach dem Gesuch, da ja „die Kriegsgefahr am Oberrhein notorisch“ sei (E).

Die Wahl fiel auf die zweitjüngste der 14 Chorfrauen, die erst 31jährige, erst im 6. Professjahr stehende Maria Benedicta Krebs aus Freiburg. Sie war die Tochter des am Münsterplatz wohnenden Kaufmannes Jos. M. Krebs und seiner Frau Maria Anna geb. Sacklerin aus dem Engel im Glottertal, von 15 Geschwistern das fünfte. Es war kein froher Ausblick, der sich für die Zukunft der so jung zu solcher Vertrauensstellung erhobenen Frau darbot. Dennoch hatte der Bruder der Neugewählten, Jos. Alexander II.,

als ihm am 14. Januar 1794 mittags ein Eilbote aus Kenzingen die Nachricht brachte, eine solche Freude darüber, daß er das Faktum in sein Familienbuch eintrug und dazu bemerkte: „Dem Boten 1 Dukaten Trinkgeld“ (K).

Am 9. Februar 1794 fand die Benediktion statt, an welcher sich Verwandte und Freunde mit Herzlichkeit beteiligten. Bald aber begannen die Sorgen, und sie sollten nicht mehr aufhören, bis ans baldige, bittere Ende.

Zu allererst mußte die junge Frau Äbtissin daran denken, die Personenzahl des Stiftes wieder zu erhöhen. Von den 14 noch lebenden Chorfrauen und 5 Schwestern waren 5 über 70 Jahre alt, sodaß, die Äbtissin mit eingerechnet, nur 11 leistungsfähige Chorfrauen und 3 Laienschwestern übrig waren. So reichte denn die Äbtissin 17 Tage nach ihrer Benediktion

ein Gesuch an die Regierung ein, es möge ihr erlaubt werden, bis zu 8 Kandidatinnen aufzunehmen, da innerhalb 6 Wochen 7 Conventsmitglieder gestorben seien und die Stiftungsobliegenheiten nicht mehr genügend erfüllt werden könnten. Zugleich wagte sie die Bitte um die Erlaubnis, auch „Ausländerinnen“, d. h. Kandidatinnen „aus dem Reich“, also nicht nur aus Vorderösterreich



aufnehmen zu dürfen, „da keine Hoffnung sei, so viele Inländische zu bekommen“ (G). Unterm selben 28. Februar bat sie Herrn von Summerau, den Präsidenten des Breisgaus, um Unterstützung ihres Gesuchs. Gütige Berücksichtigung wurde ihr unterm 13. März zugesagt, aber für weitere

Verhandlungen von vornherein zur Bedingung gemacht, daß auf je 3 Ausländerinnen nur 1 Inländerin kommen dürfe, was in einer Regierungsresolution von 1791 14. September verfügt sei. Am 19. Juni erneuerte die Äbtissin ihr Gesuch und bat zu bedenken, daß jene Resolution doch wohl nur Geltung habe, wenn wirklich genügend Inländerinnen sich meldeten und man also die Wahl habe, wer abzuweisen sei. Da aber kam sie schon an. Die „Konstanzer hohe Provinzialstaatsbuchhalterei“ schrieb der K. K.



Maria Benedicta II. Mardis, geb. Krebs aus Freiburg
letzte Äbtissin von Nonnental (1794—1806)
Ölgemälde im Besitze von Fräulein Germinie Krebs (Freiburg).



Vorderösterreichischen Regierung, die Vermögensfassung von 1791 habe ergeben, daß das Stift bei 26 Köpfen jährlich 664 fl. Rheinisch Abgang habe, und man habe damals dem Stifte, dessen Einschränkung und Sparsamkeit in der Lebenshaltung der Frauen schon aufs höchste gestiegen, Nachlaß der ihm auferlegten Aushilfssteuer gewährt. Nun seien 7 Köpfe weniger. Wolle man diese durch

Neuaufnahmen ersetzen, so trete das alte Defizit wieder ein. „Dieses Stift, so sich weder mit Schulunterricht abgibt, noch sonst sich dem Staate nützlich macht, ist auch dermal mit 14 Chorfrauen und 5 Schwestern hinlänglich besorgt“. Die Frau Äbtissin soll sich um Genehmigung von Neuaufnahmen nicht eher wieder melden, „bis nicht noch etliche Chorfrauen und Schwestern werden verstorben sein“ (!) „Überhaupt ist sehr auffallend, daß die Äbtissin, die doch eine geborene Österreicherin und Freiburgerin ist, mit dem Österreichischen Patriotismus nicht beseelt und für die Ausländerinnen ganz eingenommen ist“. So höre man in Konstanz, daß sie eine sich gemeldet habende Freiburger Bürgerstochter nur deswegen nicht aufnehmen wollte, weil sie arm sei.

Die drohenden Kriegsläufe waren es vielleicht, welche die Äbtissin von weiteren Schritten abhielten. Jedenfalls war die Antwort nicht ermutigend gewesen. Immerhin bleibt es auffallend, daß die nächste Äußerung der Frau Äbtissin, worin sie die Vorwürfe zurückweist und den inzwischen am 3. Jenner 1795 erfolgten Tod der Frau Joh. Baptista Michonin (aus Freiburg) meldet, erst vom 13. August 1795, d. h. über ein Jahr nach Empfang jener Antwort, datiert ist.

Dies ist um so auffallender, als dieses Datum mitten in den größten Kriegslärm hineinfällt. In diesem Jahre begann Condé im Sommer von Müllheim aus, wo er mit seiner Emigrantenarmee stand, den in Hüningen im Elsaß stehenden General Pichegru für die Royalisten zu interessieren. Ein volles Jahr lang dauerten die geheimen, von Pichegru's Seite verräterischen Verhandlungen. Am 30. Juli schickte der Kaiser den General Wurmser an den Oberrhein, und die österreichische Rheinarmee, welche seither unter Clerfait am Mittelrhein stand, wurde geteilt. General Wurmser als Oberbefehlshaber der oberrheinischen Armee schlug am 22. August sein Hauptquartier in Freiburg auf. Schon am 2. August kamen Briefe nach Wonnental, welche Hafer- und Gerstenkontributionen und Angabe der weiteren Leistungsfähigkeit verlangten. Am 20. August traf die Ankündigung der Einquartierung des Generals v. Kaim und seiner Suite für eine Nacht in Wonnental ein. Am 22. mußte das Kloster

eine große Wiese abmähen, um Platz für das Armeezweulager zu schaffen; am 7. September verlangte der k. k. Quartiermeister Beck Unterkunft für Graf Barbamon, dessen Sekretär, 2 Ordonnanzen, 4 Bediente und 10 Pferde. Am 11. September und 7. Oktober werden Kontribution für das Kriegslager bei Wühl eingefordert: 26 Sester und 4 Mäßle, sowie 150 Bund Lagerstroh à 16 Pfund. (GL.)

Der Tatkraft Wurmser's gelang im Spätherbst 1795 die Verdrängung der Franzosen aus Mannheim und Mainz und selbst aus dem linken Rheinufer der Rheinprovinz. Da schloß General Kray, in der Not auf einem vorgeschobenen Posten, einen Waffenstillstand, dem Wurmser am 23. Dezember beitrug und den der Kaiser Franz II. 1796 ratifizierte. Die Siege des Feldmarschalls wurden durch Kray's Voreiligkeit erfolglos, aber das Jahr 1796 wurde wenigstens in der ersten Hälfte am Oberrhein friedlicher. Der Hauptkriegsschauplatz dieses Frühjahres war Oberitalien: Am 25. März 1796 war der 27jährige General Bonaparte als Oberbefehlshaber dort eingetroffen und hatte die Österreicher rasch bis hinter die Etsch zurückgejagt. Ludwig der XVIII., welcher in Verona Hof gehalten hatte, brannte durch und erschien schon am 25. April in Kiegel, um aus dem Condé'schen Lager mit Pichegru zu verhandeln. Das Lager der Condéer befand sich damals also hart bei Wonnental, doch finden sich in den Archivalien keine Quartier- und Kontributionszettel, obwohl das Kloster sicher nicht unbehelligt durchkam. Am 1. Juni übernahm Erzherzog Karl den Oberbefehl über die österreichische Armee am Oberrhein, Wurmser wurde am 15. Juni mit 30000 Mann nach Italien berufen. Erzherzog Karl zog nordwärts gegen den Feind. Schon am 28. wälzte sich der Krieg, unter Moreaus siegreicher Führung, wieder südwärts. An diesem Tag erlagen die Österreicher bei Renchen. Doch bald darauf zog sich der Kampf in die Mainlinie, Süddeutschland schien aufgegeben zu sein. Die Verbündeten fielen ab, zuerst Württemberg, dann Baden, dann die Sachsen (17. und 25. Juli und 7. August). Der Erzherzog mußte über Rannstatt, Eßlingen, Ulm nach Bayern zurückgehen. Am 23. August siegte

Moreau bei Friedberg am Lech, am 4. Oktober mußte er aber seinen berühmt gewordenen Rückzug antreten, der ihn am 15. Oktober durch die Zölle nach Freiburg führte. (Über diesen Rückzug hat Constantin Geres im „Schauinsland“ XXII (1890), S. 86—92 einen Aufsatz veröffentlicht.) Ein tagelanges Ringen entstand zwischen Erzherzog Karl und Condé einerseits, Moreau anderseits vom 19. bis 25. Oktober. Die Kämpfe tobten vornehmlich auf der Linie Herbolzheim, Kenzingen, Waldkirch, Bleibach, Heuweiler und Gundelfingen. Die Lage der Nonnen in Wonnental war wohl eine angstvolle. Aber die großen Regengüsse der vorigen Tage hatten das ganze Gebiet vom Rhein bis zum Berg unter Wasser gesetzt, Schutter, Undiz, Bleich und Elz waren ausgetreten und nur in den Tälern und den Vorhügeln tobte der Kampf. Wonnental lag wie ein Wasserschloß in dem großen See.

Nach Moreaus Rückzug atmete man am Oberrhein etwas auf. Unterm 22. Dezember 1796 erging die Aufforderung zur Angabe der Kriegsschäden. Die Zirkularnote gelangte erst am 14. Februar 1797 in die Hände der Wonnentaler Nonnen. Man bezweckte die Aufstellung einer Kriegsschadentabelle um die Lasten der Schadensvergütung gerecht auf die Minderbeschädigten zu verteilen. Unterm 28. September wurden die Nonnen aufgefordert, ihre Lieferungsscheine und Quartierzettel binnen 8 Tagen nach Freiburg zu senden, da sie später nicht mehr berücksichtigt würden. Inzwischen ging in Italien alles verloren, am 17. Oktober schloß das erschöpfte Österreich den Frieden von Campo Formio. Trotzdem rüstete man weiter. Vom 28. Oktober 1797 ist ein Brief des Wonnentaler Verwalters an die Äbtissin erhalten (GL), worin dieser der zu Freiburg befindlichen Äbtissin mitteilt, er habe bei einem gewissen Guidon in Altdorf 120 Sester Haber bestellt. In Kappel sehe es aus „daß ein Grausen ist“. In Wonnental aber sei alles in Ordnung. Am 26. November wurden 64 Sester Haber und 51 Zentner Heu auf künftigen Februar 1798 in's Freiburger Magazin abzuliefern befohlen. Das Kloster aber muß erschöpft gewesen sein, am 5. Februar 1798 wurde den Nonnen zu Wonnental eine Note präsentiert, mit der Auf-

forderung, unverzüglich die Steuerrückstände von 1794, 95, 96 und 97 zu zahlen, am 6. Mai eine Aufforderung, die noch immer rückständigen Lieferungen ans Freiburger Magazin zu schicken.

In diesem selben Mai 1798 bereitete sich die zweite Koalition und somit ein neuer Krieg vor. Schon im März 1799 erhielten die Nonnen den Aufruf des vorderösterreichischen Präsidenten, der den Satz enthielt: „Unser Vaterland ist in naher Gefahr, vom Feinde wieder überfallen zu werden“, und der zur Ordnung und Ruhe mahnte. Wie ein Idyll klang in diese fürchterlichen Zeiten wieder einmal ein Stückchen Josefischer Kirchenregiererei: Unterm 14. März wurde seitens Sr. Majestät des Kaisers Franz II. die Benützung und der Verkauf eines Gebetbuches: „Gott ist die reinste Liebe“ verboten. Am 29. April kamen schon ernstere Mahnungen: Es wurde davor gewarnt, Verpflegung anders als gegen sofortige Quittung abzugeben, und verfügt, solche Quittungen direkt nach Freiburg zu senden. Inzwischen verhandelte man in Rastatt über allgemeine Säkularisation der Klöster und Bistümer, bis der Gesandtenmord am Abend des 27. April einen blutigen Gedankenstrich unter die Verhandlungen setzte. Das Jahr 1799 ging jedoch für den Oberrhein ruhig vorüber. Ja, das Vorfrühjahr 1800 brachte für Wonnental sogar wieder einmal eine friedliche, fröhliche Feierlichkeit. Der Reichsprälat Benedikt Maria Schwörer vom Stifte Gengenbach segnete am 17. März 1800 die Ehe seiner Nichte Elisabeth Schwörer aus Zell bei Offenburg mit dem Bruder der Äbtissin Josef Alexander Krebs II. aus Freiburg in der Klosterkirche zu Wonnental ein. Eine weltliche Nachfeier vereinigte die wenigen Hochzeitsgäste noch am Nachmittag, wobei sich aber der Leibkutscher Sr. Gnaden so bezechte, daß er am Abend auf der Fahrt nach Freiburg den Wagen mitsamt dem Reichsprälaten, dessen Schwester und dem jungen Paar umwarf. (K.) Das kleine Mißgeschick als Abschluß des frohen Tags und Einleitung zu den Jahren der neugeschlossenen Ehe war wie ein Symbol der Zeit: Es sollte auf Jahre hinaus keine ungetrübten, ruhigen Tage mehr in Europa geben.

Im Frühjahr 1800, nach Bonapartes Rückkehr aus Ägypten und wohlgelungenem Staatsstreich,

begannen die Feindseligkeiten von neuem. Moreau wurde durchs Elsaß gegen den Breisgau gesandt. Schon im April 1800 erhielten die Frauen in Wonnental ein Schriftstück, datiert: Neu-Breisach 8. Jahr der franzöf. Republik 21. Floreal, worin Moreau den Landständen „Salut“ und „Considération respectueuse“ darbietet und mitteilt, daß General Beauregard als commandant des troupes françaises durch den Breisgau komme und pro Mann „ $1\frac{1}{2}$ \mathcal{R} Brot, $\frac{3}{4}$ von Weizen, $\frac{1}{4}$ von Roggen, $\frac{1}{2}$ \mathcal{R} Fleisch und 1 Schoppen Wein im Tag“, „für alle Pferde überhaupt“ aber fünfzehn \mathcal{R} Heu und $\frac{1}{2}$ Sester Haber anzufordern habe. Im Juli folgte ein ähnliches Schreiben, datiert: 16. Thermidor des 8. Jahres, welches einen „Unterricht über die Verpflegung der Truppen“ enthielt. (GL.)

Abermals ging die Kriegsgefahr am Breisgau vorüber. Moreau zog ostwärts und schlug am 3. Dezember 1800 die Österreicher bei Hohenlinden. Nach dem Friedensschluß kehrte er zurück. Die Spuren seines Durchmarsches finden sich auf folgenden Wonnentaler Quartiernotizen: 1801, März 17.—21. Einquartierung: Herr Commandant, seine Frau (!), Offizier, 5 Mann Sahnwacht, in 5 Tagen 30 Maß Wein. Dazu am 17. 6 \mathcal{R} Lichter, 12 \mathcal{R} Rindfleisch und am 18. 2 Bouteillen Kirschwasser.

25. März — 2. April. Zwei Offiziere und ein Frauenzimmer, 2 Pfd. Zucker und 2 Pfd. Kaffee.
2. — 8. April. Ein Offizier und eine Frau.

Man sieht daraus, daß die Soldaten Moreaus schon damals ähnliche Begleitung mit sich führten, wie die Herren um MacMahon, dessen bei Wört in deutsche Hände gefallener Troß zahllose Korsetts und Damenkleider enthielt. Wir stehen in der Zeit, in welcher Goethe die Worte in seinen Faust schrieb: „Du sprichst ja wie Hans Liederlich“ oder „schon fast wie ein Franzos“.

Der Friede von Luneville am 9. Februar 1801 brachte den Breisgau als Entschädigung unter die Regierung des ländellos gewordenen Herzogs von Modena. Der Reichsdeputationshauptschluß am 14. März 1803 verfügte die Säkularisation der Stifter und Bistümer. Die Stifter Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtental, Ettenheimmünster, ganz nahe Nachbarn von Wonnental,

kamen als Eigentum an den Kurfürsten von Baden. Die Abtissin von Wonnental mußte sich klar eingestehen, daß auch ihre Tage gezählt seien. Da tauchte ein rettender Gedanke auf: Sie erbot sich unterm 23. Juni 1803, in Wonnental eine Schule für die Mädchen der Stadt Kenzingen zu errichten und zwei Lehrfrauen dafür anzustellen. Die Modenesische Regierung sagte ihr schon am 5. Juli zu, das Gesuch S. Königl. Hoheit zu empfehlen, und verpflichtete am 22. November die Kenzinger Bürger, die Kosten der Schuleinrichtung in 2 Räumen des Stiftes zu tragen, da sie ja doch den alleinigen Nutzen von der Sache hätten. Der Vertrag zwischen Wonnental und Kenzingen war schon am 2. August zustande gekommen und schon am 27. Oktober 1803 konnte der „Normallehrer“ Josef Keller in Freiburg die beiden ihm zum Unterricht übergebenen Frauen Maria Benedicta (Nothelfer) und M. Ludgardis (Arquin), welche seit 1800 und 1802 Professfrauen waren, nach nur dreimonatlicher Unterweisung zu Freiburg einer öffentlichen Lehrprüfung zur Zulassung zum Lehramt vorstellen, wofür er 66 fl. berechnete, weil er „täglich mehrmals den weiten Weg“ zum Wohnort der Schwestern in Adelshausen zurücklegen mußte.

Dennoch zogen sich die Vorarbeiten lang hin. Erst am 26. September des folgenden Jahres 1804 ist der Voranschlag des Bombacher Maurermeisters Schwarz für die Errichtung der Schullokaltäten in Höhe von 819 fl. 36 $\frac{3}{4}$ kr. datiert. Jedoch scheint es zum Schulhalten in Wonnental nicht mehr gekommen zu sein, denn die Ereignisse der Weltgeschichte waren inzwischen so weit gediehen, daß das Stift von ihrem Gange sozusagen lautlos erdrückt wurde. Wir kommen zum letzten Akte des vor unseren Augen abrollenden Dramas, zur Aufhebung des Klosters.

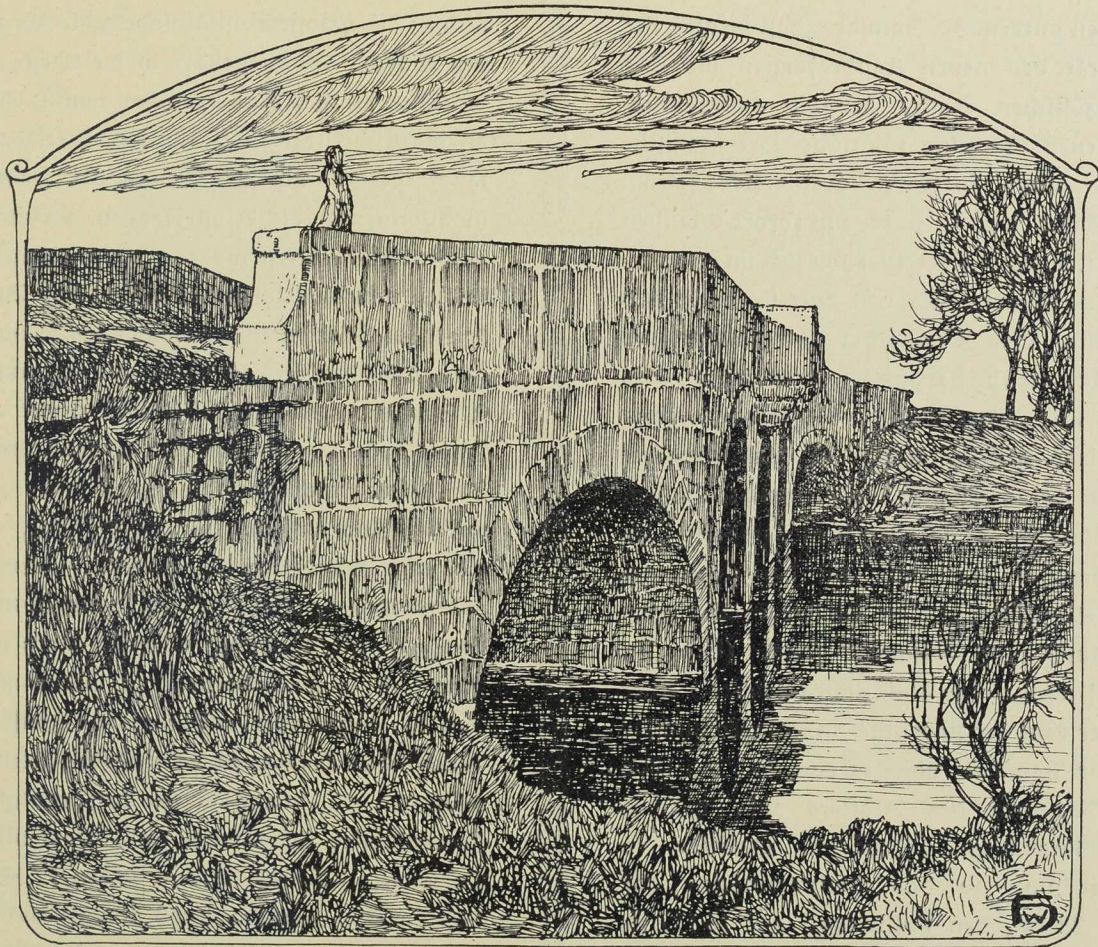
VI. Aufhebung des Klosters.

Der Friede von Preßburg, welcher im Dezember 1805 den kurzen unglücklichen Feldzug der dritten Koalition beschloß, brachte den Breisgau an Baden. Bekannt wurde dies natürlich erst im Frühjahr 1806, wie aus den Berichten

damaliger Zeitungen hervorgeht. Am 15. April erst fand die feierliche Landesübergabe statt. Ein bei der Abtriffin auf Besuch weilender vorderösterreichischer Beamter schilderte den Eindruck dieses Tages in einem uns erhaltenen Brief (K) an seine Freiburger Verwandten folgendermaßen: „Die Nachricht vom 13. versetzte mein Herz in tiefen Schmerz: Consummatum est, sagte ich oft zu mir, Unser teures Vater-



um Barmherzigkeit und Gnade, dem seufzenden Breisgau seinen alten Vater wieder zu schenken. . . . Nach dem Intelligenzblatt von Freiburg ist an diesem Tage der Tanz erlaubt worden; außer den Musikanten, die für ihre Bemühungen einen Braten und Boucille Wein erhielten, war sonst niemand lustig als der abbesetzte Zollkontrolor Alex Harscher; dieser hatte ganz allein eine Kreuzstockhohe Transparenttafel mit Wappen



Alte Brücke bei Kenzingen.

Nach einer Zeichnung von W. Saller.

land ist nun ganz abgerissen vom Hause Österreich . . . aber nur nicht in unsern nun tiefgebengten Herzen“. Die Übergabe wurde am 15. früh durch Geläute und Wöllerschüsse verkündet. Aber: „bis auf einen Bürger dahier (in Kenzingen) sahe ich alles tiefdenkend und mehr niedergeschlagen als froh aus der Pfarre gehen. Ich bat auch an diesem Tag unter Tränen zum Himmel — im Stift Wonnenthal — für Erhaltung unserer vielgeliebten Erzherzöge Carl und Franz,



und Inschrift nebst wohl 40 Lichtern vor seinen Fenstern . . . , Baden seinen unzeitigen Patriotismus zu zeigen, wozu aber jedermann die Achsel zuckte. Selbst Baden kann seine Voreiligkeit nicht billigen . . . Da just keine fremde Einquartierung in Wonnenthal ist, so wage ich es, die Freundschaft der Frau Base Abtriffin zu benützen und noch einige Frühlingstage hier oder in der Gegend zu bleiben“. — Da just keine fremde Einquartierung in Wonnenthal ist! — Man sieht, die

Leute rechneten mit ruhigen Zeiten als mit der Ausnahme, während der Kriegstrübel zur Gewohnheit geworden war. Die Ruhe sollte nicht lange dauern.

Schon im Januar, also vor der feierlichen Übergabe an Baden, war die Aufhebung aller Stifter im Breisgau beschlossene Sache der badischen Regierung. Wie Baader in seinem Buche über „Die ehemaligen Breisgauischen Stände“ (S. 277) mitteilt, eröffnete der Hofkommissär Drais diesen Landständen unterm 30. Januar, „daß infolge der Souveränität des neuen Landesfürsten und der vom französischen Kaiser deshalb ausdrücklich übernommenen Garantie sämtliche Breisgauische Stifter und Klöster für aufgehoben erklärt seien“. Aber die Sache war zu stark, um sofort Glauben zu finden. Lebhafter Protest erhob sich im Ständehaus und verpflanzte sich von dort in Stadt und Land hinaus. Der Fürstbischof und Fürstprimas Dalberg aber erfuhr davon nur gelegentlich. Als er nämlich eine Eingabe an die Regierung machte des Inhalts, daß er durch die Tennenbacher Mönche ein Lehrerseminar wolle einrichten lassen, erhielt er unterm 13. Februar vom kurfürstl. bad. Regimentsrat in Karlsruhe ein dankendes ablehnendes Schreiben, „da die Klöster im Breisgau alle zur Aufhebung bestimmt“ seien. (E.) In Wonnental erfuhr man auch nichts sicheres. Aber im Sommer kam der staatliche Inventarkommissar Hegner und nahm ein völliges vom 20. Juli 1806 datiertes Inventar des Klosters auf, welches sämtliche Zinsbezüge, Gebäude, Gelände zc. kapitalisierte und so das Aktivvermögen auf 226 282 fl. 22 Kr., den Passivstand auf 16 117 fl. 24 Kr., das reine Vermögen also auf 210 164 fl. 57 Kr. einschätzte. (GL.)

Aber noch war alles ungewiß. Wie schwer die Unwissenheit über ihr Schicksal auf den Einwohnern der Breisgauklöster lastete, zeigen die ergreifenden Tagebuchblätter des Abtes Speckle in St. Peter. Ähnlich wie dort wird der Sommer in Wonnental gewesen sein. Eigene Gesetzesverordnungen waren es nicht, die die einzelnen Klostersaufhebungen besorgten. Die Sache ging einfach auf dem stillen Verwaltungsweg. Kein Regierungsblatt, kein lokales Amtsverkündigungs- und Intelligenzblatt jenes Jahres bringt auch nur

ein Wort über Aufhebung dieses oder jenes Klosters. Die Regierung stellte sich lediglich auf den Standpunkt des Reichsdeputationshauptsbeschlusses, welcher dem Landesfürsten die Stifter zu eigen gab, und des Preßburger Friedens, welcher speziell den Breisgau an Baden gab. Alles weitere war Verwaltungssache der badischen Hofkommission in Klostersachen.

Am 20. Juli 1806 also war die Vermögensaufstellung gemacht. (GL.) Am 23. August beschloß die Klosterkommission, „die Organisation des Stiftes Wonnenthal“ in die Wege zu leiten, worüber ein Geh. Rat-Protokoll vom 2. September an die Lichtentaler Äbtissin berichtet, daß ihr erlaubt werde, nach Aufhebung der Domestikation in Wonnental die Klosterfrauen, welche etwa in Lichtental eintreten wollten, aufzunehmen. Einsteilen habe die Klosterkommission nach Aufhebung der Domestikation für Unterhalt der Frauen zu sorgen. Die Äbtissin von Lichtental beteuerte unterm 9. September ihre Bereitwilligkeit, bat aber, „die Individuen“, welche kommen wollten, zur Haltung der Lichtentaler Klausur verpflichten zu dürfen und zugleich ersuchte sie unterränigst, nicht nur alte und gebrechliche Klosterfrauen hierher zu beordern und bei den wirklich Kommenden die Pensionen, sowie Kleidung, Wäsche, Bett- und Tischzeug mit nach Lichtental zu überweisen. (L.) Am 11. September erst traf in Konstanz beim bischöflichen Ordinariat die badische Kommissionsresolution ein, betreffend die Aufhebung der zwei Frauenklöster Günterstal und Wonnental. Das Ordinariat beschloß unterm selben 11. September 1806: „Man kann der Aufhebung nicht mitwirken. Doch um das mögliche zu tun, sind die Nonnen um die Gründe ihres Austritts durch bischöflichen Commissarius zu befragen, wo man sodann eine Resolution fassen wird.“ (E.)

Inzwischen hatte man in Wonnental den Frauen vorgeschlagen, sich in andern Klöstern Unterkunft zu suchen, doch stellten sich dem solche Schwierigkeiten entgegen, daß schon am 13. September die Frauen beschloßen, ihre „Pension im stillen Privatleben zu verzehren.“ (L.)

Die Priorin Frau Viktoria Berger gab trotzdem die Hoffnung auf Wiedereintritt in ein Kloster nicht auf. Am 16. September schrieb sie an ihre



(leibliche?) Schwester in Lichtental: „Liebste Frau Schwester: „Ich berichte ihr mit schwermüthigem traurigem und freyvollem Herzen, das unser libes Kloster aufgehoben ist. Verschrecke Sie nicht! Gott hat es zugelassen. . . Wir glauben, das bis in Oktober wir auseinander kommen. Das Kloster Dennenbach ist auch aufgehoben und noch mehre Klöster. Es gibt bey diesen Zeiten vil schwere Herzen und wenn es möglich wäre bludige Dränen zu vergießen. Ich habe noch allezeit die Gedanken, wieder in ein Kloster zu kommen, aber jetzt kann ich nicht, wegen der Frau Maria Caecilia und Schwester Jo-

hanna. Sie seynd beide alt und kränklich, ich kann sie nicht verlassen; ich habe ein haus in Kenzingen gelent. Liebe Frau Schwester . . . bette sie vor mich. Die Pension ist noch nicht offenbar, wir wissen nicht, was mir besomen.“ (L.)

Die brave Priorin, welche sich so mütterlich ihrer zwei alten und kranken Mitschwestern annahm, war jene Viktoria Bergerin, welche, wie wir oben hörten, vor ihrer Professablage im Jahre 1782 so viele finanzielle und amtliche Schwierigkeiten durchzukämpfen hatte. Nun war sie die Seele der Bestrebungen einiger weniger Frauen, die vom Ordensleben nicht lassen wollten. Der noch erhaltene Briefwechsel zwischen ihr, der Frau Lutgard Arquin und dem Kloster Lichtental enthält interessante Züge echt klösterlichen Geistes, aber auch nicht weniger interessante Berichte über die vielen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, bis endlich die Aufnahme in Lichtental zugesichert werden konnte. „Sie kennen nicht

glauben, wie viele steine im weg von Kenzingen bis auf Lichtental liegen“, schreibt Frau Lutgard einmal an die Lichtentaler Priorin. Die Haupthindernisse waren einerseits die amtliche Regelung der Aufnahme gegenüber der Regierung, anderseits die beständige Rücksichtnahme der zum Wiedereintritt Willigen auf einander und besonders auf die alten kranken Mitschwestern. Die eine dieser beiden Alten starb im Laufe des Jahres 1807. Die andere mußte entweder mitgenommen werden können, oder der Eintritt in Lichtental war nicht möglich. Dazu kam, daß die Frau

Benedicta Spothelferin aus Zell am Harmersbach nicht ins Klare kam, ob sie mit nach Lichtental ziehen solle oder nicht, was nun Frau Viktoria und Frau Lutgard wieder lange aufhielt. Am 3. September 1807 berichtet Frau Lutgard nach Lichtental, daß die Frau Benedicta nun abgeschrieben habe: „O wie bin

ich in meinem Herzen verschrocken! O wie wahr ist es, was man liest, mit den Heiligen wirst Du heilig und mit den verkehrten verkehrt sein (Ps. 17, 27). Wie hat die Person nach dem Kloster erst kurz gefeist und jetzt hat es ein End. O Welt, wie viele hast Du schon betrogen! Was die Frau Viktoria und mich betrifft, sein mir drin allezeit und wollen Gott Zeit unseres Lebens danken, wann wir in ihrem Kloster kennen leben und sterben, welches wir sicher hoffen. Die Frau Caecilia ist so gesund wie ein Hecht, nur ist ihr überall zu eng und zu kalt.“ (L.) Man sieht, Frau Lutgard war eine temperamentvolle Briefschreiberin. Die Frau Benedicta, die sich zum



Wommental, Nordwestecke des Hofes mit Resten des Kreuzgangs.

Wiedereintritt nicht recht entschließen kann, hält sie beinahe für eine verlorene Seele. — Zum Glück war dem nicht so, wie wir später sehen werden. — Gewinnend durch ihre Bescheidenheit und echten Kloster Sinn sind die Briefe der Frau Viktoria. Sie bittet unterm 3. September 1807 definitiv um Aufnahme in die Klostergemeinde für sich und Frau Lutgard. Sie sagt dabei unter anderm: „Wir wollen uns brauchen lassen, so viel in unseren Kräften ist, ich werde der Ordnung nachkommen wie die andern, und das ich bin Priorin gewesen, soll niemand scheyen und soll ganz vergessen seyn. ich verlange ein gemeine Klosterfrau zu seyn.“ (L.)

Bald nach dieser Anfrage hatte sie die Zusage von Lichtental und schrieb nun an die Regierung: „Auf unser jetzt erneuertes demütiges Ansuchen hat uns die hertzgute Frau Abtissin zu Lichtenthal sambt ihrem miteinander verstandenen löblichen Convente die Aufnahme zum klösterlichen Kommunitätsleben, auch sogar mit Einschluß unserer elenden und einer kostspieligen Auswärt benöthigten Mitschwester Caecilia gütigst zugesichert, doch unter dem ausdrücklichen Bedingnis, daß wir neuerdings um die ehemals zugestandene Erlaubnis eines Gh. Höchstpreislichen Geheimen Rats Collegiums untertänigst nachzusuchen hätten“. Die Erlaubnis von der Regierung wurde erteilt. Doch zogen sich die Unterhandlungen noch bis ins Frühjahr. Am 30. Mai 1808 endlich fand die feierliche Inkorporation der beiden Frauen Viktoria und Lutgard statt. Auch Frau Caecilia hatte Aufnahme gefunden. Nun meldete sich auch die Frau Benedicta wieder. Als Grund ihres Zögerns gab sie längere Krankheit an, sodann aber ihre Furcht, „wieder ausgetrieben zu werden, indem Kloster Gengenbach alle Zusicherung mit Lichtental gemein hatte und doch jetzt erst ausgestoßen worden, und so sagten alle, werde es Lichtental auch gehen. Sobald ich aber gehört, daß Sie wieder eine Abtissin haben machen dürfen, faßte ich wiederum Mut.“ Und so bittet denn nun auch sie um Aufnahme. (L.)

Doch zurück zur Regelung der Dinge im Jahre 1806. Beschlüsse des Geh. Finanzrates vom 13. September und 3. Oktober setzten die Pensionen in folgender Weise fest: Der Abtissin

1100 fl., der Priorin und drei älteren Frauen je 300 fl., sieben jüngeren Frauen je 250 fl., zwei älteren Schwestern je 200 fl., vier jüngeren Schwestern je 150 fl. Nach Beschluß vom 18. Oktober erhielt der alte Kirchendiener ein Gnadengehalt von 120 fl., der Kostknecht von 24 fl., „Dahingegen der Obervogt Hägelin wegen seines eigennützigen und unrechtlichen Verhaltens einer Pension nicht würdig befunden wurde“. (GL.)

Am 23. Oktober 1806 wurde die Vermögensaufstellung dem „Gefäll-Verwalter“ Harscher zugeschickt. Diesem hatte sein „vorzeitiger Patriotismus“ also doch eine Stelle eingetragen, die jährlich 80 fl. nebst freier Kost, Wohnung, Holz, Licht und Wäsche abwarf. Er mußte die Vermögensaufstellung durch ein Mobilieninventar ergänzen, welches wir im Eingang unseres ersten Aufsatzes bei Schilderung der Klösteräumlichkeiten benützt haben (GL); dann wurde mit Datum vom selben 23. Oktober beim Ordinariat um Exekration (d. h. Entweihung der Klosterkirche) nachgesucht und unterm 24. Oktober das ganze Stift zum öffentlichen Verkauf auf 9. Dezember 1806 ausgeschrieben. (Freiburger Intelligenzblatt I. November 1806.) Das Ende des Monats Oktober brachte die Aufhebung der Domestikation.

Den Klosterfrauen war nach der Anweisung der Klosterkommission vom 23. Oktober „das in ihren Zimmern befindliche Gerät“ unentgeltlich zu überlassen. Wenn sie aber außerdem „zum Behuf ihrer Einrichtungen ein und andere Stücke zu haben wünschen, so können ihnen solche um einen billigen Anschlag gegen Abrechnung an ihren Pensionen (!) gegeben werden“. Bezüglich des Silber- und Zinngeschirrs wurde verfügt: „Der Ring der Abtissin (!) ist ebenso wie das silberne Lavabo an die Kommission einzusenden. Die vorhandenen 12 silbernen Löffel, 6 Messer und Gabeln, 24 zinnernen Teller, 6 Suppenschüsseln, 6 Platten, 3 Lichtstöcke, 6 grüne Sessel und 1 Bett ohne Anzug kann der Frau Abtissin „wenn sie es verlangt, gegen Schein zu ihrem lebenslänglichen Gebrauch (!) belassen werden, was sie aber davon nicht gebraucht, ist mit andern Fahrnisstücken zu verkaufen. Die Kirchengeräthschaften sind bis zur Exekration der Kirche zu belassen, nachher alle Pretiosen und Paramenten anhero

einzusenden. Die Orgel haben Seine Kgl. Hoheit der Stadt Breisach in die dasige Kirche zu schenken geruht. Die Tafel von den Abtissinen und Stiftern ist ebenfalls hieher zu senden. Die Galakutsche mit englischen Federn und Schwanenhälsen ist der Gh. Marstallverwaltung einzusenden.“ (GL.) Als die Frauen auszogen, nahm die Abtissin gegen einen von ihr und der Priorin unterzeichneten Gegenschin Fahrnisse im Wert von 156 fl. auf Lebenszeit mit sich, das erwähnte Silberbesteck, ein Bett ohne Anzug, die 6 Sessel und ein von ihrer Hand gesticktes Messgewand.

Auch den auf 65 fl. geschätzten Ring mit Smaragdstein und 8 Rosetten Diamanten ließ man ihr gegen Gutschein. Das Zinn verteilte sie unter die Frauen. (Beicht vom 3. Juli 1807.) (GL.)

Am 1. November war das Kloster leer. Die Frauen verteilten sich nach Kenzingen und Freiburg oder sonstwie in ihre Heimat. Die Abtissin suchte um Entbindung von den Ordensgelübden nach. Die Antwort erfolgte unterm 12. November 1806 mit landesherrlichem Plazet vom 25. November. Sie lautete: „Des Hochwürdigsten und durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Karl Theodor, Fürst Primas des Rheinischen Bundes, des hl. Stuhles zu Regensburg Erzbischofen, Fürsten von Aschaffenburg, Regensburg und Frankfurt 2c. 2c., Bischöfen zu Konstanz: Wir zu den geistlichen Sachen verordneter Vicarius Generalis. Nach erfolgter Auflösung des Frauenstiftes Wonnenthal sind wir durch die hochwürdige Frau Abtissin und die übrigen wohllehrwürdigen Mitglieder



Wonnenthal, Nordseite des Klosterhofes mit Rest eines gotischen Fensters der alten Kirche.

für den Beichtstuhl bevollmächtigten Welt oder Ordenspriester ablegen.

desselben um die Dispensation von den Ordenssatzungen ersucht worden, welche Wir denselben samt und sonders anmit durch nachstehende Erklärung förmlich erteilen:

1. Von allem dem, was die Regel und die Satzungen des Ordens und der Kommunität mit sich bringen, wird allgemein dispensiert.

Insbesondere werden demnach

2. Alle Mitglieder des aufgelösten Stiftes: a) ihren Ordenshabit ablegen und mit einer anständigen und sitzamen weltlichen Kleidung vertauschen; b) ihre Tagesordnung und Andachtsübungen nach eigener Wahl einrichten, statt des lateinischen Breviers aber sich des deutschen z. B. von Prof. Dereser bedienen; c) sich in Ansehung der Fasten und der Enthaltung vom Genuß der Fleischspeisen lediglich nach den allgemeinen Bistumsvorschriften richten, und d) ihre

Beichten jedem

für den Beichtstuhl bevollmächtigten Welt oder Ordenspriester ablegen.

3. Das Gelübde lebenslänglicher Enthaltbarkeit bleibt auch außer dem Kloster in voller verbindlicher Kraft; was aber

4. Das Gelübde der Armut betrifft, so erlauben wir im Einverständnis mit der hohen Landesregierung, daß die sämtlichen Mitglieder des aufgelösten Stiftes in Gemäßheit der landesfürstlichen Verordnungen vom 31. August und 11. November 1782 für die Zukunft Eigentum erwerben und darüber disponieren mögen.

Übrigens empfehlen Wir ihnen nachdrucksamst einen frommen und erbaulichen Wandel

und eine gehorsame und genaue Befolgung aller bischöflichen und pfärrlichen Anordnungen, und wir glauben billig erwarten zu dürfen, daß sie hierin den übrigen Christen ein nachahmungswürdiges Beispiel geben werden.

Freyburg, den 12. November 1806.

Jg. Freyherr v. Wessenberg.

Über das vorstehende bischöflich Constanzische Dispensationsbreve für die aus ihrem Kloster austretenden Mitglieder des aufgelösten Stiftes Wonenthal, wird das Landesfürstliche Placet erteilt.

Freyburg, den 25. November 1806.

Gh. Bad. Regierung und Kammer.

Konrad Frhr. v. Andlaw. Dr. Caluri.“

Das Schriftstück (K) wurde hier im Wortlaut gegeben, denn es ist charakteristisch für die staatskirchlichen Auffassungen jener Zeit. Der Generalvikar des Bischofs, welcher hier eine dem Papste reservierte Dispens erteilt, erwähnt des Papstes mit keinem Worte, sondern spricht nur von bischöflichen und landesfürstlichen Anordnungen und veröffentlicht seine Verfügung über eine rein innerkirchliche Sache mit landesfürstlichem Placet. Mit dem Empfang dieses Schriftstückes seitens der Äbtissin hatte Wonenthal, nach 576-jährigem Bestehen, aufgehört, ein Zisterzienserkloster zu sein.

Die am 23. Oktober in Konstanz erlaubte Exekration der Kirche wurde kurze Zeit nach dem 17. November vom Kapitelsdekan vorgenommen. Die Orgel kam nach Breisach, wo sie, zweimal umgebaut, noch heute steht. Die Glocken schenkte der Großherzog der Gemeinde Tiefental (?). Den Hochaltar erhielt die Gemeinde Kenzingen als unveräußerliches Eigentum. Sie erbat sich denselben am 29. April 1807, da sie „einen neuen Gottesacker mit Kapelle zu erstellen befehligt ist“. Der Wonenthaler Hochaltar ist jetzt in der Kenzinger Pfarrkirche, in zwei Hälften geteilt, rechts und links vom Choreingang aufgestellt. Dieselbe Gemeinde hatte schon vorher unterm 28. Oktober 1806 den auf 154 fl. geschätzten hl. Leib des Märtyrers Innozenz erhalten, dafür aber die Kosten der Versetzung von 26 interessanten alten Grabsteinen aus Wonenthal nach der Kenzinger Pfarrkirche zu übernehmen.

Das Kloster wurde am 9. Dezember ergebnislos zum Verkauf ausgesetzt. Erst am 24. April

des folgenden Jahres 1807 erwarben es zwei Lehrer Herren Bausch und Helbig für 40000 fl., wovon 2000 sofort zahlbar. 3500 fl. sollten vom Kaufpreis erlassen werden, wenn sich die im Stift zu errichtende Zichorienfabrik dem Lande nützlich erweise, der weitere Kauffchilling wurde mit 5% verzinslich auf 10 Jahre gestundet. Schon am 5. Mai 1807 erhielt die Firma die Erlaubnis, die Kirche niederzureißen und ihre Steine zum Bau der Zichorienmühle zu benützen. Helbig trat bald aus, Bausch betrieb die Mühle einige Zeit, dann schlug der Domänenverwalter Harscher von Kenzingen am 31. Oktober 1812 der Regierung vor, Bausch die für diesen Fall ausgesetzten 3500 fl. zu erlassen. Trotzdem gab Bausch die Sache jetzt dran und veräußerte seit Januar 1813 mit staatlicher Genehmigung die Gebäude parzellenweise an 32 Käufer. Seinen Verpflichtungen gegen den Staat konnte er nicht nachkommen. Noch 1821 schuldete er 14000 fl. Von 1822 an nahm der Staat die Betreibung der von den Käufern noch an Bausch zu zahlenden Gelder selber in die Hand. Bis zum Jahre 1829 stritt man sich um die letzten noch fehlenden 16 fl. Erst am 3. August 1830 wurde die Verrechnung derselben als anno 1819 geschehen festgestellt und die Akten geschlossen. Das Kloster blieb als jämmerlich verstümmelter Häuserkomplex mit Wohnungen für kleine Leute liegen bis heute.

Bad Kirnhalden, welches Wonenthal in den letzten 10 Jahren ein Durchschnittsergebnis von 420 fl. pro Jahr gebracht hatte, wurde am 14. Oktober 1807 an Gräfin Franziska v. Kageneck für 7202 fl. versteigert. Man stellte damals amtlich fest, daß sein Wasser keinen besonderen mineralischen Gehalt habe und nicht besser sei als das der übrigen „Einbildungsbäder“, aber durch die Mode sich eines größeren Zulaufes als selbe erfreue.

Nun noch ein Blick auf das Schicksal unserer Frauen. Die vom Geh. Finanzrat angesetzten Pensionen erschienen selbst der Großh. Kameralbuchhalterei zu niedrig. Sie verglich unterm 24. Januar 1807 dieselben mit den 1782 von Österreich für die damals aufgehobenen Nonnen ausgesetzten und berichtete: 1782 kostete der Sester Weizen 54 Kreuzer bis 1 Gulden, Roggen 40 Kreuzer, Gersten 56 Kreuzer, 1 $\frac{1}{2}$ Fleisch 6—7 Kreuzer.

Heute kostet Weizen 2 Gulden, Roggen 1 Gulden 18 Kreuzer, das $\frac{1}{2}$ Fleisch 10 Kreuzer. „Da in den wohlfeilen 1780er Jahren die pensionierten Klosterfrauen mit 200 fl. nur äußerst dürftig sich durchbringen konnten, wie wenig werden jetzt 250 fl. und 300 zureichen für alte Kranke und hilfsbedürftige Frauen!“

Auch die Äbtissin wandte sich noch zweimal im Frühjahr 1807 an die Regierung um Erhöhung der Pensionen für ihre Mitschwestern und um



Die Äbtissin, welche von den immer noch äußerst ärmlich gestellten jüngeren Frauen und Schwestern mit Bitten bestürmt wurde, wagte denn auch im Hinblick auf diese für den Staat günstige Finanzlage am 26. März 1808 eine abermalige Bitte an die Regierung, worauf unterm 2. Mai 1808 für vier besonders schlecht gestellte jüngere Frauen und zwei Schwestern eine kleine Steigerung gewährt wurde, von 280 fl. auf 305 fl. und von 175 fl. auf 200 fl. Die endgültigen Pen-



Nach einer Zeichnung von W. Saller.

Bewilligung eines Umkleidungsgeldes, indem sich insbesondere die jüngeren Frauen mit der geringen Aufbesserung unmöglich den Lebensunterhalt verschaffen können. Die Regierung erhöhte denn auch im April 1807 die Pension der Äbtissin um 100 fl., die der Frauen um je 30 fl., die der Schwestern um je 25 fl. An Umkleidegeld bewilligte sie der Äbtissin 250 fl., den Frauen je 100 fl. und den Schwestern je 50 fl. Da nun schon im Februar und Mai 1807 je eine Laienschwester starb und im Juni und September weitere Todesfälle folgten, so ersparte die Regierung für 1808 schon 680 fl.



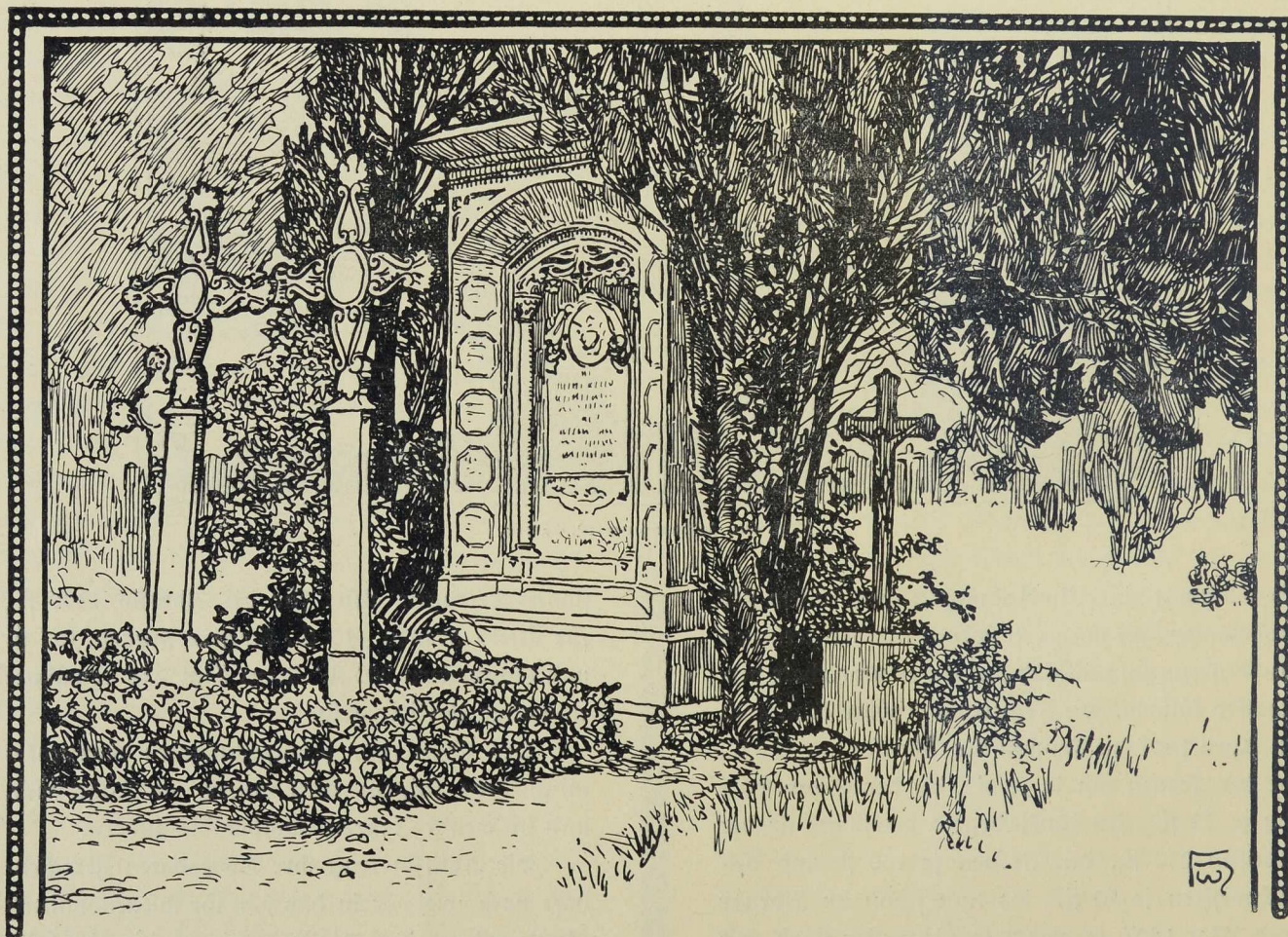
sionen betragen also: für die Äbtissin 1200 fl., für ältere Frauen 330 fl., jüngere Frauen 305 fl. und Schwestern 200 fl. Dazu kam das erwähnte einmalige Umkleidegeld.

Den schon 1807 heimgegangenen Konventsmitgliedern folgten 1808 weitere im Tode nach, und in wenig Jahren nachher die andern.

Die Äbtissin trug ihre Todesdaten gewissenhaft nach wie vor in das von ihr mitgenommene Mortuarium des Klosters wie in die ebenfalls mitgenommenen Konventsregister ein. (K.) Mit Lichtentals Äbtissin blieb sie in freundschaftlicher

Korrespondenz, da ja vier ihrer Frauen dort Unterkunft gefunden hatten. Sie selber war 1806 nach Freiburg in das „Kellersche Haus“, die jetzige Glockenapotheke, gezogen (K., Haus Nr. 242; das Adreßbuch von 1813 verlegt S. 129 irrigerweise die Wohnung der Äbtissin nach Nr. 342), später in das jetzige Glocknersche Haus an der Ecke der Kaiser- und Schusterstraße, Haus Nr. 28 (Freiburger Adreßbuch 1818, S. 150). Wenn sie von ihrem Ruhesitz auf die Wonnentaler Jahre zurück sah, so mußte sie den Worten eines ihrer Vettern recht geben, der über sie einmal geschrieben, sie habe „in ihrer ganzen Regierung wegen Wetzerschaden, ungeheuren Requisitionen und Einquartierungen ein sehr hartes Loos gehabt“. (K.) — Im Frühjahr 1819 zog sie zu ihrem Bruder Jos. M. Krebs in das alte Haus am Münsterplatz,

unter dessen Dach sie geboren war und ihre Kinder- und Mädchenjahre verbracht hatte. (K.) Aber nur wenig Monate waren ihr hier noch beschieden. Am 16. Juli 1819 starb sie an der Wassersucht. Sie hatte ein Alter von 57 Jahren 2 Monaten und 12 Tagen erreicht. Man begrub sie in dem Krebs'schen Erbegräbnis auf dem alten Friedhof. In der Familie, aus der sie stammte, leben als persönliche Erinnerungen an sie nur noch zwei Äußerungen ihres längst auch verstorbenen Patenkindes fort: Sie sei einmal mit vier Schimmeln nach Freiburg gefahren, und sie sei eine strenge, ernste Frau gewesen. Die erste Äußerung ist eine kindliche Erinnerung an ihre nach außen angesehene Stellung, die zweite begreift sich leicht bei dem tragischen Geschick, das sie durchgemacht hat. —



Grabstätte der Familie Krebs auf dem alten Friedhof.
Nach einer Zeichnung von W. Galler.



31. Vereinsbericht

ausgegeben mit dem 39. Jahrlauf.

Der heutige Vereinsbericht umfaßt die Zeit vom 17. Oktober 1910 bis 20. Oktober 1912 und stellt eine Chronik über das 38. und 39. Lebensjahr des Vereines dar. In den Jahren 1911 und 1912 sind satzungsgemäß zwei Jahrgänge der illustrierten Vereinszeitschrift, und zwar der 38. und 39. Jahrlauf erschienen, die wie seither in je zwei Hefen, also halbjährlich zur Ausgabe gelangten. Außerdem veranstaltete der Verein eine Sonderausgabe der im Jahrlauf 39 enthaltenen Arbeit: „Zeichen und Siegel der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg i. B.“ von Dr. Rudolf Blume, welche der Verein der Universität als Erinnerungsblatt zur Einweihung des neuen Kollegienhauses am 28. Oktober 1911 gewidmet hat, und wovon eine Anzahl Exemplare in den Buchhandel kamen. Der Vorstand benützt an dieser Stelle gerne die Gelegenheit, sowohl der Schriftleitung wie auch den schriftstellerischen und künstlerischen Mitarbeitern der Vereinszeitschrift für ihre erfolgreiche Mühewaltung und die interessanten und schönen Beiträge den Dank des Vereines auszusprechen.

An Vereinsveranstaltungen haben seit dem 17. Oktober 1910 folgende stattgefunden:

Vereinsabend am 19. Oktober 1910 auf der Stube; Vortrag des Herrn Prof. Dr. Baumgarten:

„Der Maler Anselm Feuerbach und seine Beziehungen zu Freiburg“.

Vereinsabend am 23. November 1910 auf der Stube; Vortrag des Herrn Dr. med. Karl Schmid:

„Die Volksmedizin im Sprichwort“.

Vereinsabend am 6. Dezember 1910 auf der Stube; Vortrag des Herrn Dr. iur. Rud. Blume:

„Der Nikolaustag und volkstümliche Gebräuche dabei“ und daran anschließend Aufführung eines alten steierischen Nikolausspielles.

Vereinsabend am 14. Januar 1911 auf der Stube; Vortrag des Herrn Dr. Engelbert Krebs:

„Wonnentals letzte Jahre und Ende“.

Vereinsabend am 13. Februar 1911 im Kaufhausaal; Vortrag des Herrn Dr. Rud. Blume:

„Die Spuren des geschichtlichen Faust in Süddeutschland, namentlich im Breisgau“ und daran anschließend Aufführung des Ulmer Puppenspielles vom „Doctor Joannes Faustus“ aus dem 17. Jahrhundert*).

*) Prolog zu diesem Puppenspiel gesprochen vom „Pöckelhäring“, der komischen Figur des Stückes.

Heiße Juchhei! So mag ich's gern:
fröhliche Neugier' von Damen und Herrn —
So steht trotz aller modischen Kunst
Die Puppenbühn' noch in Ehr und Gumpf;
Und daß es nicht an Stimmung fehlt,
Habt ihr den Schauplatz fein gewählt:
Ja, dies Gebäu mit seinen fecken,
Luftigen Erkerlein an den Ecken,
Mit Kaiserbildern vor'm Altan
Schaut wie ein alter Freund mich an.
Wenn gar ich durch die Fenster blick'.

Grüßt mich Alt-Freiburgs Meisterstück
Und in den Abend, hold-vertraut,
Schwebt frommer Münstererglockenlaut . . .

Welch' holde Stätt' . . . ich merk's und fühl's
Und frag' mich vor Beginn des Spiels:
Wird euch der Abend wohl verschönt?
Denn ihr seid jetzt das Beste gewöhnt!
Die edlen Musen laßt ihr wohnen
In einem Haus für vier Millionen . . .
Da gibt's Maschinen wunderbar,
Einen herrlichen Rundhorizont sogar,
Gebälkversenkung und so fort —
Und vor das Aug' sie zaubern dort
Monde und anderes Himmelsgeschmeid'

- Wiederholung des Vortrages und der Puppenspiel-Aufführung vom 13. Februar 1911 am 20. Februar 1911 im Kaufhausaal für Nichtmitglieder des Vereines.
- Wiederholung der Puppenspiel-Aufführung vom 13. Februar 1911 am 22. Februar 1911 für Schüler der Mittelschulen mit einleitendem Vortrag des Herrn Prof. Dr. Ferd. Lamey: „Die Entwicklung des Dramas in der deutschen Literatur“.
- Vereinsabend am 7. April 1911 im Kaufhausaal; Vortrag des Herrn Generalleutnant z. D. Ferd. von Beck: „Alt-Freiburg in Wehr und Waffen“.
- Vereinsabend am 21. Oktober 1911 auf der Stube; Vortrag des Herrn Prof. Dr. Baumgarten: „Die ältesten Darstellungen der Wissenschaften in Freiburg“.
- Vereinsabend am 25. November 1911 auf der Stube; Vortrag des Herrn Prof. R. Mangelsdorf: „Die Belagerung Freiburgs im Jahre 1744“.
- Vereinsbesuch am 3. Dezember 1911 der H. M. Poppen'schen Universitätsbuchdruckerei. Dasselbst Vortrag des Herrn Verlegers Max Ortman: „Das Dr. Mertens'sche Rotationstiefdruckverfahren“ mit Vorführung desselben in der Praxis.
- Vereinsabend am 3. Februar 1912, geselliger mit gemeinschaftlichem Abendessen auf der Stube und Aufführung „Wappenverleihung an ordentliche Mitglieder durch Vater Schaninsland“.
- Vereinsabend am 27. Februar 1912 auf der Stube; Vortrag des Herrn Prof. Dr. Goeller: „Die Bischofswahl in der oberrheinischen Kirchenprovinz“.
- Vereinsabend am 18. März 1912 in den Germaniasälen; Vortrag des Herrn Dr. Rud. Blume: „Justinus Kerner und das Schattenspiel“; daran anschließend Aufführung des Schattenspiels „Der Torengräber von Feldberg“, Trauerspiel in 2 Akten mit einem Zwischenspiel von Justinus Kerner.
- Wiederholung des Vortrages und der Schattenspielaufführung vom 18. März 1912 am 22. März 1912 in den Germaniasälen; öffentlich.
- Vereinsabend am 9. Mai 1912 in den Germaniasälen; Vortrag des Herrn Rechtsanwalt F. Stebel: „Die Umgestaltung Freiburgs während des verfloffenen Jahrhunderts in

Natürlicher fast als die Wirklichkeit . . .
 Vielwertes Publikum, vergib:
 Uns würde Angst in solchem Betrieb,
 Ganz abgeseh'n von den Bühnenspesen — —

Da tun wir's bescheidner, wir Puppenwesen;
 Da gib't viel Lust und wenig Lasten
 Uns g'nügt der schlichte, bretterne Kasten,
 Zübsch bunt, doch sonder viel Bedacht
 für leichte Wanderschaft gemacht.
 Was braucht's ein großes Requisite?
 Das Beste bringt ihr selber mit,
 Ein Etwas, das den Zauber lieb:
 Die wehr deutsche Phantasie!!

So trete denn für Aug und Ohr
 Das alte Puppenspiel hervor;
 Erzzauberei und Höllenzwang,
 Der Klugheit böser Irregang,
 Bis daß der Teufel holt den Faust,
 Weil gar so schrecklich er gehaust . . .
 Gott wahr' die unsern Seelen all'
 Vor übler Lust und Sündenfall!

Und öffnet willig eure Sinn',
 Daß unser Vorstellung beginn'!
 Was eines Größern Geist bewegt,
 Bis er's bedeutsam umgeprägt,
 Das Faustgedicht, es dien' euch allen
 Zu großem Nutz und Wohlgefallen;
 Ihr fühlt in herzlichem Genießen,
 Wie Spiel und Leben zusammenfließen.
 Ja! 's ist ein ewig Zusammenweben
 Von Schein und Wahrheit — von Spiel und Leben.

Wenn man's bei rechtem Licht besteht,
 Was ist auch für ein Unterschied?
 Ich merke keinen! . . . fällt's nicht wie Schuppen
 Von eurem Aug? . . . Ihr nennt uns Puppen,
 Weil wir gleichwie ein unreif Kind
 Den stärkeren Händen fügsam sind?
 Ihr aber seid weise und weltgewandt,
 Und doch regiert euch die höhere Hand,
 Der ewig allumfassende Geist,
 Der Jeglichen kommen und gehen heist . . .
 All euer Leben — was ist es viel?
 Ein Stücklein Theater — — ein Puppenspiel!

Wilhelm Schlang.

Wort und Bild“ mit Vorführung von Lichtbildern, die Herr Max Mayer nach alten Originalen hergestellt hat.

Vereinsbesuch am 20. Juni 1912 des neuen Heims des Münsterbauvereines und Besichtigung der Skulpturensammlung des Münsterbauvereines unter Führung des Herrn Münsterbaumeisters F. Kempf.

Vereinsausflug am 23. Juni 1912 nach Ottmarsheim (Elsaß) zur Besichtigung der dortigen der Karolingischen Palastkapelle in Nachen nachgebildeten Kirche unter Führung des Herrn Prof. Dr. F. Baumgarten.

Vereinsabend am 5. Oktober 1912 auf der Stube; Vortrag des Herrn Prof. Dr. F. Leonhard: „Zwei Breisgauer Wallburgen“.

Vereinsausflug am 6. Oktober 1912 nach Tarodunum (Zarten) unter Führung des Herrn Prof. Dr. F. Leonhard.

Es ist dem Vorstand ein Bedürfnis, den Herren Vortragenden und Führern bei den Ausflügen auch an dieser Stelle den Dank des Vereines zu wiederholen und ihre opferfreudige Bereitwilligkeit hervorzuheben. Nicht minder dankbar ist der Verein auch dem Aneipvogte und seinen getreuen musikalischen Kräften, die den Mitgliedern nach den Vorträgen so genußreiche Stunden der gemüthlichen Unterhaltung zu bieten vermochten. Zu ganz besonderem Danke ist der Verein aber auch dem Veranstalter und den Mitwirkenden des zur Aufführung gekommenen Faustpuppenspielles und des Schattentheaters verpflichtet, welche beide Veranstaltungen so großen Beifall und Anerkennung gefunden haben. — Alsdann hat der Vorstand über einen wichtigen Beschluß der Hauptversammlung vom 21. Februar 1912 zu berichten, und zwar betrifft dieser die Vereinsbibliothek und Vereinsleserunde. Wie aus dem 21. Vereinsberichte (Beilage zum Jahrlauf 23) und dem Vorwort zum Bücherverzeichnis vom Jahre 1898 hervorgeht, befand sich unsere Bücherei im städtischen Archive (Turmstraße 1), wo dieselbe eine dankenswerte und für das Ausleihen und Benützen der Bücher geeignete Unterkunft gefunden hatte. Da sich im Laufe der Jahre die Bestände des städtischen Archives jedoch wesentlich vermehrten, kam es, daß der Verein wiederum vor die Frage anderweitiger Unterbringung seiner Bücherei gestellt wurde. Der Gedanke, die Vereinsbücherei an die städtische Volkshalle und Volksbibliothek anzugliedern, fand bei vielen Beifall, und der Verein trat daher mit der städtischen Kommission in Unterhandlungen. Das Ergebnis dieser Verhandlungen war in der Hauptsache dies, daß die städtische Volksbibliothek sich bei einem Übergang der Vereinsbücherei in ihr Eigentum verpflichtet, diese gesondert von den Beständen der Volksbibliothek weiterzuführen, die im Tauschverkehr des Vereines gewonnenen Zeitschriften fernerhin im Lesesaal aufzulegen und diese nachher auf ihre Kosten einbinden zu lassen. Mit großer Stimmenmehrheit erhob die Hauptversammlung vom 21. Februar 1912 die genannten Vereinbarungen mit der Volksbibliothek zum Beschluß, und sie glaubt mit demselben ganz im Sinne des § 26 der Vereinsstatuten gehandelt zu haben. Da die im Tausche mit den anderen historischen Vereinen gewonnenen Schriften in Zukunft im Lesesaal der Volksbibliothek aufliegen werden, so konnte der Verein auch seine nur von wenigen Mitgliedern benützte Leserunde aufgeben.

Auch in den Jahren 1910 und 1911 hat sich der Verein wieder vom Großh. Ministerium des Kultus und Unterrichts eines jährlichen Zuschusses von 1000 Mark und von der Stadtverwaltung Freiburg eines solchen von 400 Mark zu erfreuen gehabt. Wir sprechen für die aufmunternde und schätzenswerte Unterstützung auch an dieser Stelle den besten Dank aus.

Leider muß der Vorstand auch diesmal seinen Bericht über die Veränderungen im Kreise der Vorstanderschaft und der ordentlichen Mitglieder damit beginnen, daß er der Männer gedenkt, die der Verein mit umflorter Fahne zu Grabe tragen mußte, und zwar waren es drei seiner verdientesten und beliebtesten Mitglieder: Karl Gageur, Karl von Gagg und Eugen Krebs, deren Andenken der Verein durch die beigelegten Porträts wach halten möchte.

Der im 29. Vereinsberichte zum Ausdruck gebrachte Wunsch, unseren wegen Krankheit zurückgetretenen Gaugrafen Ersten Staatsanwalt Karl Gageur im Vollbesitz seiner Kraft wieder an der Spitze

des Vereines sehen zu können, ist nicht erfüllt; am 11. Februar 1911 trat der Tod an den schwer Leidenden als Erlöser heran und nahm ihn von seiner Familie und aus seinem zahlreichen Freundeskreise hinweg. Reiche und vielseitige Kenntnisse auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften, dabei lebhaftes rückschauendes Interesse für die historische Entwicklung des Vaterlandes und der engeren Heimat und repräsentative Talente, dies waren die Eigenschaften, die Gageur zum Vorsitzenden unseres Vereines als ganz besonders berufen erscheinen ließen. Daneben besaß Gageur hervorragende dichterische und musikalische Begabung, die er oft und gerne in den Dienst des Vereines stellte. Als der Verein am 24. November 1894 in Staufen einen Vereinsabend veranstaltete, kam ein wirkungsvoller Prolog von ihm zum Vortrag, und auch bei dem anlässlich der Enthüllung des Freiburger Schreiber-Denkmales veranstalteten Festbankett am 14. Juli 1893 war die



Dichtung zu den lebenden Bildern von Karl Gageur (vergleiche die Beilage zum 19. Jahrlauf „Schauinsland“). In musikalischer Hinsicht hat sich Gageur ein bleibendes Andenken in unserem Verein gesichert, indem er dem Vereine eine besondere Komposition „Schauinslandmarsch“ widmete. Viel Freude machte es stets, wenn der Komponist sich selbst ans Klavier setzte und dieses sein Werk zu Gehör brachte. Auch zu den Mitarbeitern der Vereinszeitschrift gehörte Karl Gageur an, indem er im 32. Jahrlauf eine interessante Arbeit über Freiburger literarische Unternehmungen in den Kriegsjahren 1814/15 beisteuerte.

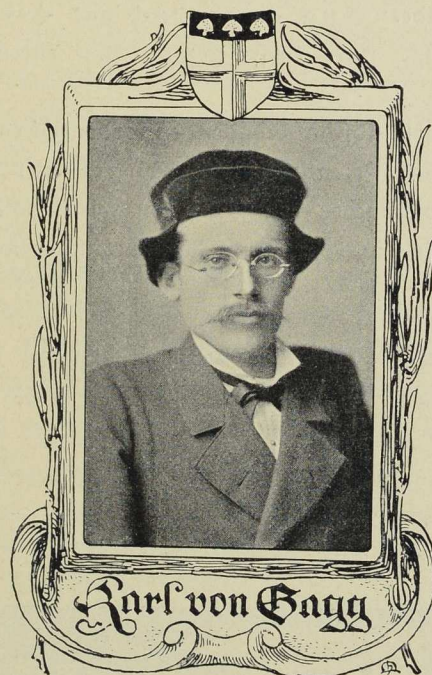
Am 12. April 1912 ist dann auch Karl von Gaggy zu den Vätern heimgegangen. Die Verdienste dieses Mannes um unseren Verein sind groß und fallen hauptsächlich in die Zeit der Gründung des Vereines und in dessen ersten Jahre. Ursprünglich gehörte er dem „Alpenklub Rothschroffle“ an, dessen Mitglieder sich mit denen der „Lästonia“ im Jahre 1873 zu dem Schauinslandverein vereinigten. Er war also einer der Gründer unseres Vereines und in den ersten zwei Dezennien seines Bestandes eine der treibenden Kräfte. Im Jahre 1879

beim Bau der Vereinsstube im städtischen Kaufhause war er die Persönlichkeit, in deren Hand alle geschäftlichen Fäden zusammenliefen; groß war die Arbeit, die er damals leistete, aber auch unvergesslich wird sie bleiben. Kaufmann Karl von Gagg hatte für charitative und ideale Bestrebungen ein empfängliches Herz; er ging nicht wie so manch anderer in seinem Berufe auf, er widmete vielmehr jenen gerne seine freie Zeit. Mit Vorliebe trieb er heimatsgeschichtliche Studien, wobei er sich viele Detailkenntnisse aneignete, die er dann in Aufsätzen fürs Vereinsblatt verwertete. In den ersten Jahrgängen der Vereinszeitschrift kann man seinen Namen oft als Verfasser lesen, und viele Jahre gehörte er auch dem Redaktionsausschusse an. Wenn von Gagg sich auch in späteren Jahren weniger aktiv an den Bestrebungen des Vereines betätigte, so ist dies nicht etwa auf Erlahmung seines Interesses als vielmehr auf die Rücksicht zurückzuführen, die seine zarte Gesundheit erforderte. Wenn er, wie er es bis zuletzt mit Vorliebe tat, aus den Jugendjahren des Vereines erzählte und manche Episode aus der Vereinsgeschichte mit Humor zum besten gab, so zeigte sich deutlich, daß er an dem Gedeihen des Vereines sichtliche Freude hatte und daß sein Herz noch immer am Vereine hing. Der Verein bewahrt seinem lieben Gründer und verdienten Gaubruder von Gagg allezeit ein dankbares Gedenken.

Einen weiteren schweren Verlust erlitt der Verein durch das am 31. Mai 1912 infolge eines Lungenschlages erfolgte Hinscheiden seines Gaugrafen Dr. Eugen Krebs. Als er am 9. Mai 1912 dem letzten Vereinsabend präsiidierte, ahnte niemand, daß dies seine letzte größere Amtstätigkeit im Vereine sein würde. Ja sogar wenige Stunden vor seinem Tode fühlte er sich so frisch, daß er mit seinen Söhnen gegen die Höhen des Schauinsland aufstieg. Eugen Krebs, dem alten Freiburger Patriziergeschlechte der

lose Verkehr und die gegebenen Anregungen machten ihm den Aufenthalt im Vereine so angenehm. Weit mehr aber hatte der Verein von seinem Mitgliede und späteren Gaugrafen Krebs. Alt-Freiburger Jugenderinnerungen und zahlreiche Familienüberlieferungen waren bei ihm lebendig, und so kann es nicht verwundern, daß er auch viel geben konnte. Ein Manuskript über die bauliche und wirtschaftliche Entwicklung Freiburgs im 19. Jahrhundert, das er für unseren Verein niederschrieb, aber leider noch unvollendet zurückgelassen hat, bildet gleichsam das Vermächtnis, das er dem Verein hinterließ. Vielleicht führt sein Sohn Engelbert, der sich ja auch schon um unsere Bestrebungen viele Verdienste erworben hat, die angefangene Arbeit seines Vaters zu Ende und bleibt uns hoffentlich mit ihm der reiche Schatz der alten Familienüberlieferung auf Jahre hinaus erhalten. In dankbarer Erinnerung werden stets die Verdienste unseres Gaugrafen Dr. Eugen Krebs bleiben.

Eine empfindliche Lücke ist dem Vereine durch den Wegzug des zum Gymnasiumsdircktor in Donaueschingen ernannten Prof. Dr. Fritz Baumgarten entstanden. Welch große Verdienste sich dieses Mitglied um den Verein erworben hat, lehrt schon ein flüchtiges Durchblättern der letzten 20 Jahrgänge unserer Zeitschrift und der ihnen beigegebenen Vereinsberichte. Kein Jahr, in dem Baumgarten nicht einen fesselnden Beitrag für unsere Zeitschrift geliefert oder uns nicht als Vortragender einer Sitzung oder als Führer



Krebs entsprossen, war ursprünglich Maschineningenieur und Dozent für diese Fächer in Aachen. Nach dem Tode seines Bruders übernahm er das bekannte Freiburger Bankhaus J. A. Krebs, und seit dieser Zeit lebte er in seiner Vaterstadt, wo er sich in verschiedener Hinsicht um das Gemeinwohl große Verdienste erwarb. Für unseren Verein war er mit seinem für die Heimatsgeschichte empfänglichen Sinn und seiner Popularität der richtige Mann. Bald nach Gründung des Vereines trat Krebs demselben bei, und er ist seit Jahrzehnten einer der eifrigsten Vortragbesucher geblieben; die anheimelnde Vereinsstube, der zwang-

auf einem Vereinsausflug durch seine feinsinnigen kunstgeschichtlichen Darstellungen und seine frische, anschauliche Vortragsweise erfreut hätte. Wenn wir auch sicher hoffen dürfen, daß er auch von seinem neuen Wirkungskreise aus uns nach wie vor gerne seine Unterstützung leiht, so werden wir doch seine stets hilfsbereite Kraft oft schwer zu vermissen haben und können deshalb den Wunsch nicht unterdrücken, ihn möglichst bald wieder ständig in unserer Mitte zu sehen.

In der Besetzung der Vereinsämter traten in den letzten zwei Jahren auch Veränderungen ein. Unser Säckelmeister Wilh. Herrmann mußte leider aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederlegen, das er von 1896 bis 1911 so umsichtig geführt hat. Der Verein spricht ihm auch an dieser Stelle seinen Dank aus und verbindet damit die aufrichtigen Wünsche für eine baldige Wiedererlangung seiner alten Frische und seines alten Humors.

Um Enthebung von seinem Amte als Aneipvogt hat dann auch Gaubrunder Felix Thoma. Nur ungern sah man ihn von diesem Amte scheiden, und seine Verdienste in dieser Eigenschaft während den Jahren 1905 bis 1911 werden in dankbarer Erinnerung bleiben. Die Vereinsämter „Säckelmeister“ und „Aneipvogt“ wurden mit den Gaubrüdern Aug. Hagenbuch und Hermann Schweizer neubesetzt und hat der Verein, wie es sich gezeigt hat, gute Griffe getan. Wir rufen diesen Mitgliedern in ihren neuen Ämtern ein ad multos annos zu.

In den Kreis der die Vorstandschaft bildenden ordentlichen Mitglieder wurden endlich durch Wahl die Herren Dr. iur. Rud. Blume, Privatdozent Dr. Engelbert Krebs und Hofphotograph Theodor Ruf aufgenommen. Dieser Nachwuchs, der sich schon wiederholt tatkräftig und erfolgreich betätigt hat, bringt neue Kraft in den Verein, und so kann derselbe daher mit Zuversicht in das 40. Lebensjahr eintreten.

Freiburg i. Br., den 20. Oktober 1912.

Der Vorstand.



Szene aus dem Schattenspiele; Vereinsabend 18. März 1912.

29. Rechenschaftsbericht über den 38. Jahrlauf (Heft I und II)

vom 28. Februar 1911 bis 29. Februar 1912.



Einnahmen.

I. Von früheren Jahren.

Kassenrest 397 Mk. 59 Pfg.
Der Stand der Stubenkasse ist am 1. März 1912: Mk. 773; in dieselbe fließen Erlöse aus Sonderausgaben, Geschenke usw.

II. Laufende Einnahmen.

1. Beiträge: a) Hiesige Mitglieder:				
466 (Heft I) à 3 Mk.	1398	Mk.	—	Pfg.
471 „ II) à 3 „	1413	„	—	„
Portorückersatz	—	„	50	„
b) Auswärtige Mitglieder:				
139 (Heft I und II) à 6 Mk. (einschließlich				
Portorückersatz)	842	„	67	„
	<u>3654</u>	„	17	„
2. Rückständige Mitgliederbeiträge	3	„	—	„
3. Zuschuß vom Großh. Ministerium für Justiz, Kultus und Unterricht für 1911	1000	„	—	„
4. Zuschuß von der Stadtkasse für 1911	400	„	—	„
5. Erlös von verkauften Vereinszeitschriften	106	„	40	„
6. Erlös von der Leserrunde	52	„	—	„
7. Einnahme aus der Puppenspiel- (Faust-) Aufführung	321	„	40	„
8. Erträgnis der Sammelbüchse auf der Stube	50	„	15	„
	<u>Summa</u>	5984	Mk.	71 Pfg.

Ausgaben.

1. Aufwand für das Vereinsblatt 38. Jahrlauf (Heft I und II):				
a) für Druck, Papier und Zinkstöcke	3144	Mk.	94	Pfg.
b) Schriftstellerhonorare, Zeichnungen zc.	678	„	26	„
c) Verschleiß des Blattes	281	„	32	„
	<u>4104</u>	Mk.	52	Pfg.
2. Verwaltungskosten, Porto, Post- und Briefverkehr zc.	275	„	56	„
3. Innere Bedürfnisse der Stube (und Saales) als: Heizung, Beleuchtung, Reinigung zc.	138	„	08	„
4. Vereinsbibliothek und Leserrunde	311	„	55	„
5. Vereinsabende, Ausflüge, Festlichkeiten und Einladungen hierzu	659	„	84	„
6. Außergewöhnliche Ausgaben als: Rückkauf alter Jahrgänge, Kranzspenden zc.	163	„	20	„
	<u>Summa</u>	5652	Mk.	75 Pfg.

Abschluß.

Die Einnahmen betragen 5984 Mk. 71 Pfg.
Die Ausgaben betragen 5652 „ 75 „
somit Kassenrest 331 Mk. 96 Pfg.

Freiburg i. Br., den 29. Februar 1912.

Der Säckelmeister des Vereins:
August Hagenbuch.